

» ... da muß‘ mit Händnα, Füß‘ und Kopf arbeiten«

Arbeitswelt und Fachsprache der Handweber
in Nordost-Oberfranken, im sächsischen Vogtland und im
westlichen Böhmen

**Auszüge aus der
unkorrigierten Fassung von 2006**



Dissertation Universität Bayreuth
Kulturwissenschaftliche Fakultät
Fach Ethnologie
eingereicht im Februar 2004

Gutachter:

Prof. Dr. Gerd Spittler, Lehrstuhl für Ethnologie, Universität Bayreuth

Prof. Dr. Rüdiger Harnisch, Lehrstuhl für Sprachwissenschaft, Universität Passau, für den dialektologischen Teil

Betreuer in allen technischen Fragen der Handweberei:

Ludwig Beck, Grafengengehaig-Eppenreuth

Inhalt

Vorwort.	11
Einordnung der Untersuchung in die Ethnologie	11
Zur Entstehung der Arbeit	11
Zur Methodik aus persönlichem Blickwinkel	12
Danksagung	14
Orthografie und Lesehinweis	14
TEIL A	15
1.0 Einführung	15
1.1 Ziel der Arbeit	15
1.2 Hinweise zum Lesen des Textes	16
1.2.1 Das Transkriptionssystem	16
1.2.2 Zur Transkription allgemein	18
2.0 Gewährspersonen, Untersuchungsgebiet und -zeitraum	19
2.1 Auswahl der Gewährspersonen	19
2.2 Das Untersuchungsgebiet	20
Territorialität	22
2.3 Der Untersuchungszeitraum	27
2.4 Die im Untersuchungsgebiet gesprochenen Dialekte	27
2.4.1 Ostfränkische Dialekte	28
2.4.1.1 Vogtländische Dialekte	29
2.4.1.2 Baireutische Dialekte	32
2.4.1.3 Bambergische Dialekte	33
2.4.1.4 Grenzen zwischen dem Baireutischen und Bambergischen	37
2.4.2 Nordbairisch	40
3.0 Methodik	45
3.1 Ethnologie der Arbeit	45
3.2 Dialektologische Methode	47
3.3 Fachsprachenforschung	51
3.3.1 Begriffsbestimmung	56
3.3.2 Fachsprachenforschung und Dialektologie	59

3.4	Erhebungsmethoden	63
3.5	Verarbeitungsmethoden	68
3.6	Darstellungs- und Interpretationsmethoden	70
4.0	Zur Erforschung der Handweberei im Untersuchungsgebiet	71
5.0	Zur Geschichte der Handweberei im Untersuchungsgebiet	96
5.1.	Die Zeit ab der Einführung der Baumwolle	96
	Die Schleier, Schlor- oder Stauchenweberei	98
	Die Florweberei	99
	Die Landweber	100
	Die Tüchleinweberei	102
5.2	Die Zeit vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1930	103
5.3	Die Zeit ab den 1930er Jahren	108
TEIL B		112
1.0	Die Arbeit des Handwebers und seiner Helfer	112
1.1	Arbeitsschritte und fachsprachliche Termini	112
1.1.1	Spulen	112
	Berechnen der Anlegelänge	114
	Berechnen der Spulenzahl und der Garnmenge auf den Spulen	116
	Weifen – unterbinden – Gebinde / Schock	119
	Das Zettelspulen an sich.	121
	Zucken.	121
	Fitzen aufreissen und Fadenenden suchen	122
	Die Form der Kettspule	124
	Das Spulrad	125
	Der Zettel- oder Spulradkasten	127
	Schuss spulen	128
1.1.2	Zetteln oder Schweifen	132
	Spulen einsetzen.	132
	Ins Zettelbrett einfädeln	133
	Zettelrahmen aufstellen	133
	Runterzetteln	134
	Schränken	134
	Ein Pferd zetteln.	137
	Stürzen.	138
	Schmitzen	138
	Abzetteln	139
	Zu mehreren zetteln	141
	Kinderarbeit	142
1.1.3	Anrichten	142
1.1.3.1	Aufbäumen	142
	Vorbemerkung	142

	Vorbereitungen	142
	Scheren des Zopfes	143
	Gängelein einlesen	143
	Zettel am Garnbaum befestigen, Kettbaumscheiben fixieren	144
	Das eigentliche Aufbäumen	144
	Den Zettel halten	145
	Den Raidelkamm halten	146
	Drehen	147
	Das Instrument zum drehen: Prügel, Knüttel, Dreher oder Kurbel	148
	Verbesserung des Gerätes	148
	Abweichen von der üblichen Arbeitsteilung	150
	Erleichterungen	150
	Dauer des Aufbäumens	150
	Aufbäumfehler.	151
	Das Aufbäumen beenden	151
1.1.3.2	Einziehen	152
	Fäden auflegen und stechen	154
1.1.3.3	Blatt stechen	155
	Stechen und Auflegen	156
	Blatt in Ordnung halten	158
1.1.3.4	Anschnüren	159
	Der Ablauf des Anschnürens	162
	Anschnüren beenden	168
	Anweben.	168
1.1.3.5	Andrehen, Anschnellen, Anbinden	168
	Vorbereitungen	169
	Andrehen	170
	Schmiermittel	172
	Anbinden oder Anschnellen	172
	Unterschiede und Richtung	173
	Anweben nach dem Andrehen.	174
1.1.3.6	Schlingleiste, Drehleiste.	174
1.1.4	Stärken, Schlichten, Leimen oder Wachsen	176
1.1.5	Weben	180
1.1.5.01	Schnellen	180
	Der Schnellprügel	184
	Das eigentliche Schnellen	185
1.1.5.02	Anschlagen und Schussdichte	185
1.1.5.03	Wechseln.	186
	Häufigkeit des Wechselns	188
	Wechselade	189
	Schussanzahl und Schusskontrolle	190
1.1.5.04	Treten	192
1.1.5.05	Schußspulen wechseln.	193
1.1.5.06	Breithalten.	194
1.1.5.07	Zulassen versus Regulator.	197
1.1.5.08	Ölen oder „Schmieren“	202
1.1.5.09	Benetzen.	202
1.1.5.10	Webfehler	203
1.1.5.11	Spezielle Webarten	205
	Jacquardweberei	205

	Broschieren	209
	Buntchenille weben	211
	Axminster: Teppichweben mit Chenille	212
	Flickenteppichen	214
1.1.5.12	Musterweben	216
1.1.5.13	Abweben	218
1.1.6	Ausnähen	219
	Messen	221
	Zusammenlegen	221
1.2	Metzen	222
	Die Technik des Metzens	223
	Verwendung des Metzigs	225
	Beurteilung des Metzens	227
	Rechtfertigungen	232
	Metzen aus Fabrikantensicht	233
1.3	Liefern	234
	Der Weg zum Fabrikanten	234
	Warenschau	235
	Heimweg	238
	Liefern per Eisenbahn	240
	Weitere Berichte vom Liefern zu Fuss	241
	Liefern mit dem Huckelkorb	242
	Liefern mit Schubkarren oder Handwagen	242
	Zu Fuss zurückgelegte Entfernungen	244
	Bewertung des Liefern durch die Informanten	246
	Körperlicher Einsatz	247
	Schöne Seiten des Liefern	248
	Winter	249
	Lieferbauern	251
	Liefern mit dem Zweirad	254
	Hans Seuß	255
	Der Liefertag war immer sonnabends	256
	Zeitliches Überlappen der Aufträge	258
	Geld versaufen	263
	Interpretation	264
2.0	Kompetenzen und Eigenschaften des Handwebers	266
2.1	Kenntnisse	267
2.1.1	Vermittelte Kenntnisse – Lehren und Lernen	267
	Webergesellen und Webermeister	268
	Erste Versuche	269
	Üben	270
	Die „Lehre“	271
	Lehren und Lernen am Beispiel von Hans Hohenberger	274
	Resümee	275
2.1.2	Selbst erarbeitete Kenntnisse oder „Vorteile“	276
2.2	Fähigkeiten, die der Weber von sich aus mitbrachte	277

2.2.1	Körperliche Fähigkeiten	278
2.2.2	Mentale Fähigkeiten	278
	Konzentrationsfähigkeit	280
	Rhythmusgefühl	281
2.3	Erfahrung	282
2.3.1	Körperliche Erfahrung	282
2.3.2	Mentale Erfahrung	285
3.0	Arbeitsbedingungen der Handweberfamilien	288
3.1	Räumliche Bedingungen	288
3.1.1	Entstehung der Trüpfhäuser und Frongütlein	288
	Peuplierung	288
	Ansässigwerdung	289
	Grundlagen der Ansässigmachung	290
3.1.2	Haus und Webstube vor dem Untersuchungszeitraum	292
	Früheste Formen von „Weberhäusern“	292
	Die Darstellung der Wohnverhältnisse in wissenschaftlichen Arbeiten	294
3.1.3	Haus und Webstube während des Untersuchungszeitraumes	301
	Das Haus	301
	Die Webstube während des Untersuchungszeitraumes	311
	Zum Begriff „Weberhaus“	316
	Zusammenfassung	317
3.2	Zeitliche Bedingungen.	318
3.2.1	Tägliche Arbeitszeit	318
	Arbeitszeit nach der Literatur	318
	Würdigung der Kritik an Neff und Kästner	321
3.2.2	Tageszyklus	323
3.2.3	Wochenzyklus	328
	Sonnabend und Sonntag	328
	Sonntagsarbeit	329
	Samstag und Sonntag in der Familie Will	330
	Pittroffs Darstellung der Sonntagsarbeit	331
	Blauer Montag	332
3.2.4	Jahreszyklus	333
	Saison und Arbeitslosigkeit	334
3.2.5	Lebensarbeitszeit	338
3.3	Personelle Bedingungen.	339
3.3.1	Arbeitsorganisation in der Familie	339
	Fallbeispiel Familie Thüroff	340
	Fallbeispiel Familie Will	341
	Arbeitsorganisation in anderen Familien	342
3.3.2	Kinderarbeit	343
	Arbeiten ausserhalb der Handweberei	345
	Fallbeispiel für Kinderarbeit	346
	Kinderarbeit vor dem Untersuchungszeitraum	348
3.4	Arbeitsintensität.	350

3.5	Die Ökonomie der Handweberfamilien.	354
3.5.1	Diät	354
	Kaffee	355
	Mittagessen	357
	Fleisch	361
	Milch	363
	Die abendliche Malzeit	364
	Brot	365
	Ernährung und Körpergewicht	368
	Einschätzung der Ernährung durch die Informanten und Zusammenfassung.	373
3.5.2	Exkurs zur Einführung des feldmässigen Kartoffelanbaus	375
	Hans Rogler	375
	Fehlinformationen	377
	Selbitz und Stockenroth	379
	Bambergische Ämter	380
	Sächsisches Vogtland und Ascher Gebiet	381
	Gemeinsamer Ursprung?	382
3.5.3	Reziprokverhältnis <i>eindungen</i>	383
3.5.4	Haus- und Grundbesitz	389
3.5.4.1	Haus- und Grundbesitz vor dem Untersuchungszeitraum	389
3.5.4.2	Haus- und Grundbesitz und Tierhaltung während des Untersuchungszeitraumes	392
3.5.5	Ökonomische Bedingungen am Beispiel des Johann Grässel.	396
3.5.5.1	Ausgaben der Familie Grässel.	397
3.5.5.2	Einnahmen der Familie Grässel	403
3.5.2.3	Vergleich der Ausgaben und Einnahmen	406
4.0	Gründe für ein Festhalten an der Handweberei	407
4.1	Gründe des Fabrikanten	407
4.2	Gründe des Handwebers	409
4.2.1	Arbeitsumfeld	409
4.2.2	Verhältnis zur Arbeit.	411
4.2.2.1	Berufswahl, Voraussetzungen und Zeiteinteilung.	411
	Persönliche Voraussetzungen	412
	Freie Zeiteinteilung	412
4.2.2.2	Vergleichsmodell	413
	Komplexität vs. monotone Arbeit	414
4.2.2.3	Einstellungen	415
	Einstellung zum Arbeitsablauf	415
	Einstellung zum Arbeitsgerät	416
	Einstellung zum Arbeitsprodukt.	417
	Einstellung zum Beruf.	417
	Einstellung zum Arbeiten an sich	420
4.2.3	Lebensform	422
	Elemente der Lebensform	424
	Verhältnis zu den Bauern	426
	Sparsamkeit	428
	Anspruchslosigkeit	429
	Das Immaterielle der Lebensform.	430

TEIL C	431
1.0	Vorbemerkung zum Wörterbuch 431
2.0	Hinweise zum Gebrauch des Wörterbuches 431
3.0	Wörterbuch der Fachausdrücke 433
ANHANG	448
Abbildungsnachweis	461
Abkürzungsverzeichnis	461
Ortsverzeichnis	463
Karte des Untersuchungsgebietes	464
Übersicht über das Transkriptionssystem	466

TEIL A

1.0 Einführung

1.1 Ziel der Arbeit

Die Ablösung von der per Körperkraft betriebenen Technologie zur maschinenbetriebenen hat in keinem Bereich so lange gedauert wie in der Handweberei. Bereits zu Anfang des 20. Jahrhunderts haben Autoren hierfür Gründe angegeben, wobei sie sich jedoch mehr auf die Hervorhebung der Vorteile beschränkten, die der Auftraggeber – der Verleger, Fabrikant oder Kapitalist – hatte. Die Frage nach den Gründen, warum die Menschen auf der anderen Seite, die Handwerker, so lange an ihrem Beruf festhielten und sogar junge Menschen den Beruf neu ergriffen, wurde von wenigen Autoren nur am Rande behandelt. Diese Frage ist das Thema der hier vorliegenden Untersuchung.

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir die Untersuchungs-„Gegenstände“ kennen. Dies sind einerseits die Handwerker und andererseits ihre Arbeit. Da die Handweberei in eine familienwirtschaftliche Organisation eingebettet war, geht es hier auch sehr stark um die mitarbeitenden Familienangehörigen. Wir müssen wissen, wer was wann wie oft unter welchen Bedingungen und mit welcher Kompetenz ausübte und was ausserdem alles zur Handweberei gehörte. Gemäss der Forschungsrichtung der *Ethnologie der Arbeit* beschreiben wir zunächst die Arbeitswelt des Handwerkers und beleuchten somit unter welchen räumlichen, zeitlichen, personellen, ökonomischen und sozialen Bedingungen der Handwerker seinen Beruf ausübte und wann seine Arbeit sehr intensiv oder weniger intensiv war.

Wie zu allen Berufen gehört auch zur Handweberei eine Fachsprache, die vor allem aus einer elaborierten Lexik besteht. Auf diese wird in dieser Untersuchung besonderer Wert gelegt. Als zusätzliche Aufgabe betrachten wir es, diesen Wortschatz für die Nachwelt zu erhalten – und zwar so, wie ihn die Arbeitenden selbst aussprechen, das heisst im Dialekt. Auch damit gehen wir vom handelnden Menschen aus, denn Sprechen ist per se eine Form des Handelns. So werden mit der Beschreibung der Arbeitstechnik auch die fachsprachlichen Ausdrücke (Termini und Mehrwortbenennungen) eingeführt. Diese werden in einem Wortverzeichnis zur Handwebereifachsprache zusammengestellt.

Wenn wir hier von Handwerkern sprechen, dann sind jene gemeint, die in einer mehrere Jahrhunderte andauernden Tradition diesen Beruf als *Verlagsweber* ausübten. Das heisst, sie bekamen vom Verleger das Garn zur Verfügung gestellt und webten daraus das verlangte Gewebe. Entlohnt wurden sie nach Metern oder nach Stücken. Dies betraf die Baumwollweberei seit Anbeginn, das heisst seit ihrer Einführung im Untersuchungsgebiet im 14. Jahrhundert. Aber auch die in den Zünften organisierten Leinenweber und Wollweber waren zu manchen Zeiten de facto Verlagsweber. Nachdem im 18., spätestens im 19. Jahrhundert auch diese Webereizweige zu freien Gewerben erklärt wurden, wurde die gesamte Handweberei – abgesehen von gelegentlichem Weben auf eigene Rechnung – nur noch innerhalb des Verlagssystems ausgeübt.

es sich um den unbetonten zentralen *e*-Laut wie z.B. im deutschen *mache*. Ihm entspricht das Alpha α als einem schwach ausgesprochenem *a*.

Beim Konsonantismus wird zwischen lenis und fortis, also zwischen sanften und starken Lautvarianten unterschieden. Dabei wird folgendermassen abgestuft (von lenis links nach fortis rechts):

Verschlusslaute (Plosive)					Reibelaute (Frikative)				
b	ḃ	ḅ	p̤	p	v	ʋ	ʋ̤	f̤	f
d	ḋ	ḍ	t̤	t	s	ʃ̤	ʃ̤̤	ʃ̤̤̤	ʃ
g	ḡ	ḡ̤	k̤	k	š̤	š̤̤	š̤̤̤	š̤̤̤̤	š
							j̤		

Bei den Frikativen kommt der palatale ich-Laut χ sowie der velare ach-Laut x hinzu. Zwischen ihnen steht der prävelare Laut $\chi̤$. Für alle drei könnten ebenfalls Abstufungsreihen von lenis nach fortis dargestellt werden. In dieser Arbeit werden jedoch nur die folgenden verwendet:

palataler ich-Laut	χ	χ
prävelarer Frikativ	$\chi̤$	$\chi̤$
velarer ach-Laut	$x̤$	x

Bei dem *ich*-Laut und dem Frikativ geben die rechten Zeichen die Fortis wieder, beim ach-Laut das linke Zeichen die Lenis.

Neben den Artikulationsmerkmalen kann die Stimmhaftigkeit von Konsonanten notiert werden: $\mathfrak{s}$, $\mathfrak{š}$. Der Verschlusslaut *b* kann zu einem angeriebenen Lenisverschluss werden. Der Übergang zum Frikativ *w* ist in zwei Stufen darstellbar:

b ḃ w̤ w

Die Nasale sind neben *m* und *n* der velare Laut η wie in dt. *singen*.

Die Liquiden sind das alveolare *l*, das *interdentale* $\mathfrak{l}$, das am Zahndamm artikulierte *r* und das mit dem Gaumenzäpfchen gebildete $\mathfrak{r}$. Mit $\mathfrak{r}$ wird ein einmal geschlagenes Zungenspitzen-*r* wiedergegeben.

In dieser Arbeit werden die drei im Untersuchungsgebiet existierenden Formen des interdentalen $\mathfrak{l}$ zusammengefasst. Sie werden wie folgt artikuliert: a) die Zungenspitze berührt die oberen Schneidezähne, b) die (breite) Zunge tritt zwischen den Lippen links oder rechts hervor und c) die Zungenspitze liegt an den unteren Schneidezähnen an, der Zungenrücken wird stark angehoben, so dass er den Zahndamm ganz oder fast berührt.

Weitere Diakritika sind der folgenden Aufstellung zu entnehmen, in der die bereits erwähnten mitaufgeführt werden.

Diakritikum	Bedeutung	Beispiel
´ é	betont	mí χ αèl 'Michael'
ˆ ô	entrundet	ô, û, î
˙ ḋ	fortisiert	ḃ, ḋ, ḡ, ʋ̤, ʃ̤, š̤
˝ ḋ̤	ausgeprägt fortisiert	ḃ̤, ḋ̤, ḡ̤, ʋ̤̤, ʃ̤̤, š̤̤

Diakritikum	Bedeutung	Beispiel
· ɐ	geschlossen	lēs̄n ‘lesen’
.. ɐ̄	besonders geschlossen	ɐ̄
^ ê	halblang	ê
˘ ɛ̃	kurz	k ^h öbγ ‘Kopf’
— ē	lang	lēs̄n ‘lesen’
△ ê̄	überlang	ê̄
˘ ɬ̥	lenisiert	p̥, t̥, k̥, f̥, ʃ̥, ʒ̥
˘ ẽ	nasaliert	õ
˘ ẽ̃	stark nasaliert	õ̃
` è	nebentonig	míχ̣αèl ‘Michael’
˘ ɐ̥	offen	lɛ̥g̣ɲ ‘lecken’
˘ ɐ̄̄	besonders offen	ʃ̣ēg̣ə ‘Säge’
˘ ɐ̄̄̄	reduziert	ʁ̄̄̄
˘ ɐ̄̄̄̄	verschmolzen	bɛd̄ɛg̣ɲ ‘Bettdecke’
˘ ʂ̣	stimmhaft	ʂ̣, ʃ̣
/ ɹ̥	zentralisiert	k ^h av̥ə sächs. ‘Kaffee’
/ ɹ̥̄	stark zentralisiert	ʁ̄̄̄ sächs. ‘Rad’

Sind Zeichen hochgestellt, steht dies für die reduzierte Qualität von Vokalen und Liquiden. Sind sie kaum noch hörbar, können sie zusätzlich eingeklammert sein. Ein ^h wie in k^hom oder šni^h kennzeichnet den vorausgehenden Konsonanten als aspiriert an; folgt ihm ein h, ist er stark aspiriert.

1.2.2 Zur Transkription allgemein

Dem Leser wird auffallen, dass die Lautung im Text uneinheitlich ist. Da wird einmal das Wort *einfallen* mit aeval̄n, ein anderes Mal mit āf̣ol̄n wiedergegeben. Dies liegt freilich daran, dass es sich um verschiedene Dialekte handelt; in diesem Falle um einen ostfränkischen und einen nordbairischen. Die hohe Anzahl der Erhebungsorte und die Ausdehnung des Untersuchungsgebietes bringen es mit sich, dass wir es mit Dialekten zu tun haben, die verschiedenen Dialektfamilien und -untergruppen angehören. Im Kapitel über die im Untersuchungsgebiet gesprochenen Dialekte (Kap. A 2.4) werde ich diese Thematik näher ausführen.

Im Text auftretende Unterschiede in den Notierungen der Fachbegriffe können auch andere Gründe haben, die den Dialektforschern gut bekannt sind, aber für die Ethnologen aufgezeigt werden müssen. Zum einen treten Unterschiede stets von Ort zu Ort auf, was ganz besonders für unser stark gegliedertes Untersuchungsgebiet gilt. Andererseits befinden sich Dialekte seit jeher im Wandel. Zwei Vertreter des selben Ortsdialektes können ihn in verschiedenen Entwicklungsstadien sprechen; Iχ hō k^haɖn ‘ich habe gehabt’ beispielsweise entspricht einem älteren Stratum als iχ hōb k^hap̣·d^h; gleichermassen entspricht dī ɤ̣riχ w̄ ‘die fertige Ware’ einem anderen als dī ɤ̣e^αdīχ w̄ə̣̄. Schliesslich ist die Aussprache eines Begriffes bei ein und demselben Informanten nie in allen Situationen identisch. Der Gehörseindruck des Explorators ist stets auf eine Situation bezogen. Er notiert, was er in einem speziellen Moment hört bzw. von einer bestimm-

ten Tonbandstelle transkribiert. Auf dieser Ebene spricht man von einer engen Transkription. Für den Zweck der Dokumentation eines Fachwortschatzes genügt jedoch eine weite Transkription. Enge Transkriptionen wie beispielsweise für die Schußspule (Spule diminuiert) šbīl̥α, šbīl̥α, š̥bīl̥a, š̥bīl̥a, ʃbīl̥α können zur Form šbīl̥α generalisiert werden.

Sowohl im Teil B als auch im Teil C werden weite und enge Transkriptionen verwendet. Die Belege im Teil C werden wieder nur in enger Transkriptionen wiedergegeben.

2.0 Gewährspersonen, Untersuchungsgebiet und -zeitraum

2.1 Auswahl der Gewährspersonen

Bei der Auswahl der Informanten ging es nicht darum, aus einer grossen Anzahl von Menschen bzw. aus einer Bevölkerung die repräsentativen Gewährsleute herauszufinden. Gerade weil die Handweberei heute nicht mehr ausgeübt wird, ging es umgekehrt darum, überhaupt noch jemanden zu finden, der den Beruf selbst ausgeübt oder dabei mitgearbeitet hatte. Dies geschah auf ganz unterschiedliche Weise. Einige lernte ich als Gewährspersonen für den Sprachatlas von Nordost-Bayern kennen.¹ Andere wurden mir von Einwohnermeldeämtern, dem Textilmuseum von Oberfranken in Helmbrechts oder der Fachhochschule für Textilwesen in Münchberg genannt. Auch fuhr ich in die Dörfer und fragte Passanten auf der Strasse, wen ich befragen könnte. Nicht zuletzt halfen mir die Befragten selbst beim Finden neuer Gewährsleute.

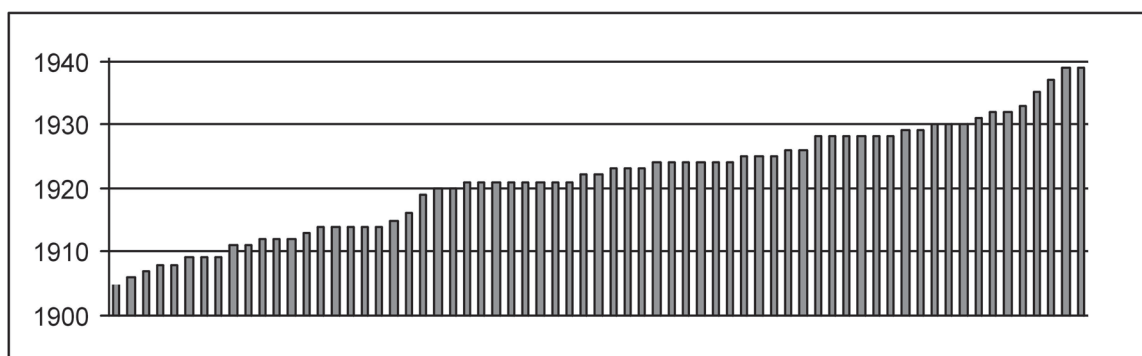


Diagramm 1 Altersverteilung der Informanten nach ihren Geburtsjahren

Die 86 Informanten waren zwischen 1904 und 1939 geboren und zur Zeit der Befragung zwischen 55 und 87 Jahre alt. Sie waren entweder selbst Handweber (31 an der Zahl), Handweberkinder (34) oder/und Enkel von Handwebern (17). Ein Handwebmeister, Wolfgang Rückwardt aus Auerbach, war kein Verlagsweber, sondern Selbständiger, der für Privatkunden vor allem Spezialanfertigungen webte. Wo seine Aussagen berücksichtigt werden, wird darauf hingewiesen. Vierzehn Informanten waren die überwiegende Zeit ihres Berufslebens Lohnweber, webten also auf eigenen mecha-

¹ Die Exploratoren des SNOB schrieben die jeweiligen Bürgermeisterämter an und baten um Nennung von Gewährspersonen.

nischen Webstühlen für Fabrikanten, was dem Beruf ihrer Eltern oder dem selbst zuerst ausgeübten Handwebberuf verwandt war. Allerdings unterscheidet sich ihre Lexik oft von der der Handweberei. Vier der Befragten waren Fabrikweber. Richard Schlegel, Heinz Weiss und Robert Schloth hatten das Handweben in den Jahren 1942–44 als Lehrberuf bei der Helmbrechtser Firma J. A. Schmutter erlernt. Zu berücksichtigen ist bei diesen Kriterien, dass sich die Personenkreise überlappen. Ein Lohnweber beispielsweise kann sowohl Handweber als auch Kind und Enkel von Handwebern gewesen sein. Ludwig Beck, einst jüngster Handwebmeister der DDR, war erst in Greiz und später im fränkischen Grafengehaig in den elterlichen Handwebereibetrieben beschäftigt, dann mechanischer Lohnweber, Vorführhandweber in Warenhäusern und schliesslich langjähriger Leiter der Handwebabteilung der Textilfachschule Münchberg. Ausserdem wurde auch ein Handwebstuhlbauer, Erich Robisch aus Nentschau, befragt. Ferner waren auch fünf Fabrikanten und drei Firmenangestellte unter den Gewährspersonen, die die Aufträge ausgaben und die fertige Ware von den Handwebern entgegennahmen, da es wichtig war, auch die „andere Seite“ kennenzulernen.

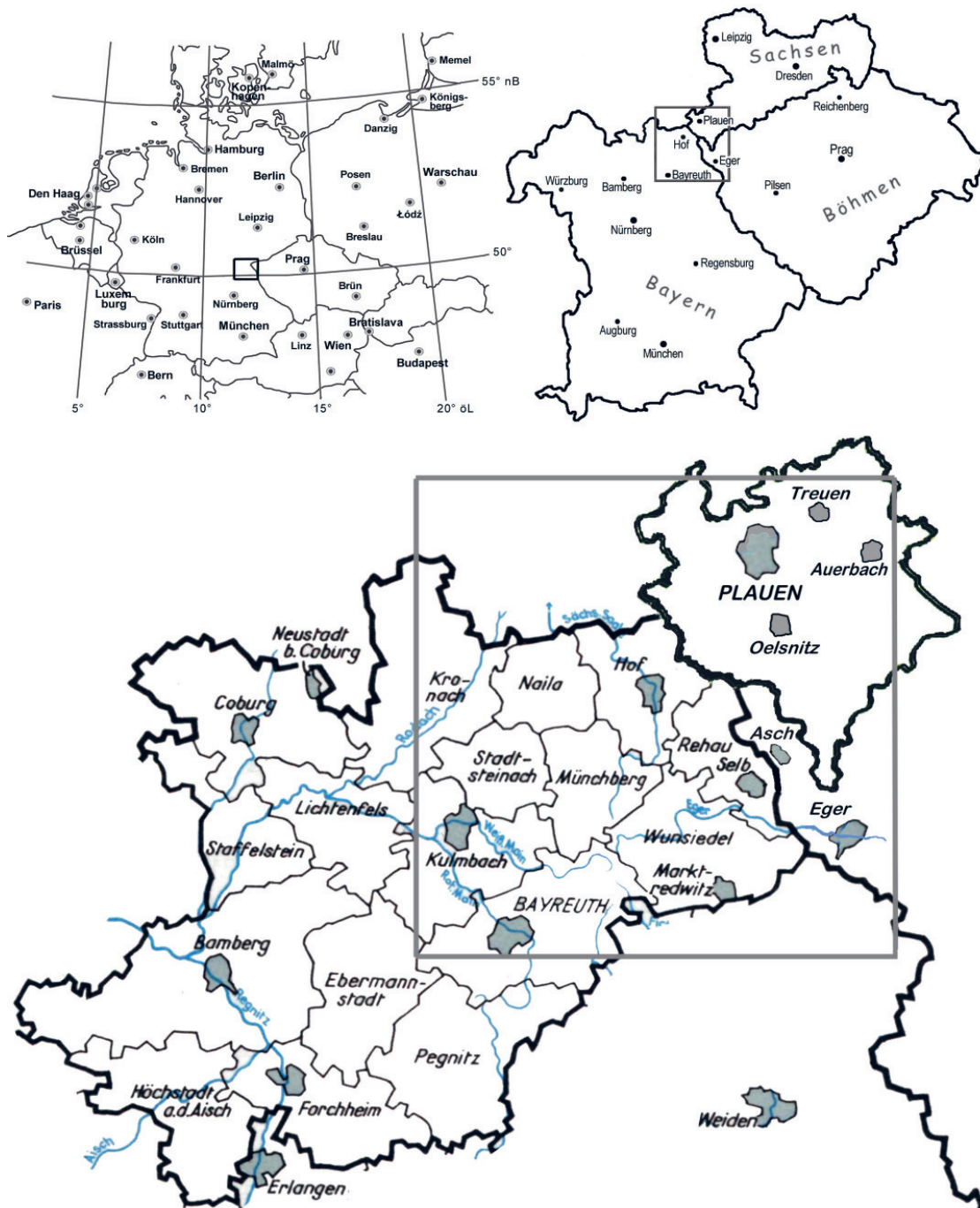
Die Befragungen führte ich fast ausschliesslich bei den Informanten zu Hause durch. Meist wohnten sie noch immer am gleichen Ort oder zumindest nicht weit entfernt von dort, wo sie die Handweberei ausgeübt oder miterlebt hatten. Dies trifft bei drei aus Böhmen stammenden Hauptinformanten nicht zu, was für die dialektologische Beurteilung offen zu legen ist. Diese drei leben seit ihrer Ausweisung aus der ČSR² in Oberfranken in zum Teil gänzlich anderem Dialektumfeld. Strenggenommen ist also in dieser Arbeit unter *Erhebungsort* der *Herkunftsort* zu verstehen. Anna Herold aus Liebenstein (Líba) lebt heute in Fahrenbühl, Kreis Wunsiedel, und Erwin Frisch aus Roßbach (Hranice) in Selbitz, Kreis Hof (ehemals Naila). Edwin Ritter stammt aus dem heute abgerissenen Streudorf Gottmannsgrün (Trojmezí) bei Roßbach und lebt seit 1947 im fränkischen Ludwigsbrunn, weniger als einen Kilometer von jenem Ort hinter der böhmischen Grenze entfernt, wo einst sein Elternhaus stand. Da auch seine aus Ludwigsbrunn stammende Ehefrau befragt wurde, wurden die Unterschiede zwischen ihren beiden Dialekten noch während des Interviews deutlich.

2.2 Das Untersuchungsgebiet

Die Erhebungsorte liegen hauptsächlich im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken (siehe Karte). Zu diesen kommen im sächsischen Vogtland die Orte Papstleithen und Gettengrün hinzu, sowie – mit Einschränkungen – Auerbach und Treuen, ausserdem – wie erwähnt – in Böhmen die Orte Roßbach und Gottmannsgrün b. Roßbach im Ascher Land sowie Liebenstein im Egerland. Im nördlich angrenzenden Thüringen, wo die Handweberei früher ebenfalls stark verbreitet war, konnte ich keine Informanten finden, was mit einer frühen Industrialisierung dort zu erklären ist. Dies gilt auch für ehemalige Hochburgen der Handweberei in Oberfranken, wie etwa Ahornberg und Konradsreuth.

Die Arbeits- und Lebensbedingungen der Handweberfamilien wurden durch die Landschaft geprägt. Im Osten des Untersuchungsgebietes liegt der vorwiegend aus Schiefer bestehende Fran-

2 Die Umbenennung der ČSR in Tschechoslowakische Sozialistische Republik (ČSSR) erfolgte erst 1960.



Karte 1 Die Lokalisierung des Untersuchungsgebietes. Die Karte unten zeigt Oberfranken in den Landkreisgrenzen, wie sie in den letzten Jahrzehnten des Untersuchungszeitraumes (bzw. bis zur Gebietsreform um 1970) bestanden. – Eine genaue Karte sowie eine Ortsliste mit den geografischen Koordinaten befindet sich am Ende dieses Werkes.

kenwald mit seinen tief eingeschnittenen V-Tälern. Der 794 m hohe Döbraberg ist hier die höchste Erhebung. Östlich schliessen sich das hügelige Regnitzland – heute eher als „bayerisches Vogtland“ bekannt – und südöstlich die Münchberger Gneismasse an, die wiederum in südwestlich-nordöstlicher Richtung vom Nordkamm des Fichtelgebirges begrenzt wird. Hier sind der Waldstein mit 877 m ü.NN und der Kornberg mit 827 m ü.NN die höchsten Erhebungen. Der höchste Berg im Fichtelgebirge und somit im Untersuchungsgebiet ist der Schneeberg (1053 m ü.NN). Dieses

Granitgebirge öffnet sich hufeisenförmig nach Osten in eine Hügellandschaft, die ins Böhmisches übergeht. Nordöstlich des Regnitzlandes setzt sich die Hügellandschaft im sächsischen Vogtland fort. Im *Oberen Vogtland* ist die höchste Erhebung der Kapellenberg (756 m ü.NN) unweit der Grenze zu Böhmen.

Von den 51 im Folgenden alphabetisch aufgeführten Erhebungsorten sind die 24 im Frankenwald gelegenen mit Asterisk gekennzeichnet, da sich dort die verlagsmässige Handweberei am längsten erhalten hat. Die dahinter gesetzten Höhenangaben zeigen die Unterschiede innerhalb der Orte: Ahornis 616–630, Auerbach 460, Bärenhaus* 607, Bernstein a. Wald* 530–585, Bischofsgrün 601–712, Draisendorf 525, Eppenreuth* 624–645, Liebenstein (Liba) 506–548, Faßmannsreuth-Ludwigsbrunn 589, Förstenreuth 568–606, Gefrees 490–518, Gettengrün 550–589, Gösmes* 662–680, Gottmannsgrün (Trojmezí) 602, Grünlas* 598–605, Gundlitz 550–560, Haueisen* 577, Helmbrechts* 578–670, Höchstädt 558–590, Hof 493–502, Hohberg* 653, Kleinschwarzenbach* 606–627, Konradsreuth 540–570, Langenbach* 599–648, Lehsten* 668–682, Lerchenhügel* 609–634, Leupoldsgrün-Lipperts 609–622, Marktleugast* 530–570, Marlesreuth* 600–640, Münchberg 526–560, Nentschau 522–558, Neudorf b. Schauenstein* 596–612, Ochsenbrunn* 656, Papstleithen 604, Presseck* 625–691, Rappetenreuth* 631–674, Regnitzlosau 509–562, Roßbach (Hranice) 579–608, Schauenstein* 530–638, Schloßgattendorf 522–540, Schnebes* 656–678, Sparneck 540–568, Stambach 525–590, Treuen 450, Unterweißenbach* 600, Vollauf bei Walberngrün* 551, Weidesgrün* 516–531, Weißdorf 517–540, Witzleshofen 497–509, Wüstenselbitz* 612–621 und Zettlitz (b. Gefrees) 535. Zum Vergleich: die grössten umliegenden Städte mit ihren Höhenangaben sind Plauen 450–470, Eger 448, Bayreuth 334–342 und Kulmbach 302–320 m ü.NN.³ Die Erhebungsorte mit den niedrigsten Höhenlagen sind demnach Treuen (450), Hof (498) und Gefrees (503), mit den höchsten Bischofsgrün (669), Gösmes (671) und Lehsten (675). Die mittlere Höhenlage der Erhebungsorte beträgt 584 m ü.NN.

Territorialität

Die Entwicklung der Arbeits- und Lebensumstände der Handwerkerfamilien, die ihrer Dialekte sowie die der Handweberei in struktureller und technischer Hinsicht waren im Laufe der Zeit abhängig von den sich teils oft verändernden Zugehörigkeiten zu den verschiedenen Hoheitsgebieten. Es ist also sinnvoll, die Territorialität der Einzelgebiete unseres Untersuchungsgebietes seit Einführung der verlagsmässigen Handweberei zu kennen. Hierfür teilen wir zunächst das Gesamtgebiet in drei Teile:

- einen westlichen: im südwestlichen Teil des Frankenwaldes,
- einen mittleren: im nordöstlichen Frankenwald, dem „bayrischen“ Vogtland und im Fichtelgebirge und
- einen östlichen: vom sächsischen Vogtland im Norden bis Höchstädt und Liebenstein im Süden.

Der östliche Teil war im Norden seit dem 13. Jahrhundert Erbbesitz der Vögte von Weida mit ihren Vogteien Weida, Gera, Greiz, Plauen und Hof. Inmitten ihres Gebietes lag nordöstlich von Asch die Herrschaft Neuberg (Neipperg) gleich einer Insel. Auf diese übten die Vögte einen derartigen Druck aus, dass sich Albrecht von Neipperg 1331 genötigt sah, seine reichsfreie Feste

3 Der über Kulmbach sich erhebende Berg mit der Plassenburg ist 423 m hoch.

Neuberg freiwillig dem König von Böhmen zu Lehen anzutragen. Dabei erhielt er eine Reihe von Freiheiten und Vorrechte, die der Herrschaft eine Sonderstellung auf Jahrhunderte hinaus verlieh. Doch zunächst erweiterten die Neuberg ihren Herrschaftsbereich – von einem geschlossenen Gebiet kann noch nicht gesprochen werden – unter anderem durch den Kauf der Umgebung von Asch. 1413 kam der Nordteil mit Roßbach und den drei wüstliegenden Dörfern Gottmannsgrün, Friedersreuth und Thonbrunn hinzu (HOFMANN 1970:13), womit das Ascher Gebiet entstanden war. Bereits vor 1400 hatte in die Familie von Neuberg jene von Zedtwitz eingeheiratet, welche zu den ältesten Adelsgeschlechtern des Vogtlandes gehörte und ihren Stammsitz bei Hof hatte (ALBERTI 1934:121). Als die von Zedtwitz 1442 mit der Herrschaft Neuburg-Asch durch Kaiser Sigismund belehnt wurden, bestätigte dieser alle Freiheiten und Vorrechte von 1331. Zugleich war damit eine Abtrennung vom südlichen Egerland und dem westlichen Regnitzland besiegelt. Der Erwerb der Veste Liebenstein 1446 bedeutete ausserdem einen bedeutenden Machtzuwachs der Familie Zedtwitz (ALBERTI 1934:129ff.). In den 1520er Jahren, als Österreich mit Böhmen und dem Egerland überwiegend evangelisch wurde, nahmen die Orte im Ascher Gebiet die neue Konfession vollständig an. Für die Familie Zedtwitz ist der Glaubenswechsel ab 1533 belegt. Im Gegensatz zu den zuerst Genannten, machte jedoch das Ascher Land die Rekatholisierung nicht mit, blieb also lutherisch (ALBERTI 1934:206f., HOFMANN 1970:13). Bis 1775 konnten sich die Herren auf Zedtwitz-Neuburg ihren Status der Reichsfreiheit bewahren. In jenem Jahr setzte sich Kaiserin Maria Theresia über ihre Sonderrechte hinweg und wandelte das böhmische Lehensgebiet in böhmisches Hoheitsgebiet um, das heisst, sie gliederte dieses Gebiet zwangsweise in Böhmen und somit in Österreich ein. Allerdings belass sie den von Zedtwitz die Gerichtsbarkeit und die Steuerfreiheit, die bis 1865 bestand. Wichtiger für unseren Zusammenhang ist, dass die Kaiserin weiterhin die Ausübung der evangelischen Religion gestattete. Dies war für die Entwicklung der Handweberei – wie für die Textilindustrie überhaupt – mitbestimmend.⁴

Für den mittleren Teil des Untersuchungsgebietes gehen wir nochmals zurück zum Gebiet der Weidaer Vögte. Von diesem trennte sich als erstes das Regnitzland um und mit Hof, als es der Vogt Heinrich der Rote 1373 an den Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg verkaufte. 1397 teilte dieser seinen Herrschaftsbereich in einen südlichen Teil mit Sitz in Ansbach und einen nördlichen mit Sitz auf der Plassenburg in Kulmbach, den Kernländern der späteren Fürstentümer bzw. Markgrafschaften Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach (später inoffiziell auch Brandenburg-Bayreuth). Diesen Status erhielten sie aber erst 1415, als der Burggraf Friedrich VI. mit der Belehnung der Mark Brandenburg zum Markgrafen erhoben wurde und zwei Jahre später die Kurfürstenwürde erhielt.

Kurz müssen wir auf eine Besonderheit in den politischen Abhängigkeitsstrukturen im Markgrafentum eingehen, die sich im 14. und 15. Jahrhundert herausbildete: die des vogtländischen Adels. Dieser gehörte zum fränkischen Niederadel und war zunächst reichsunmittelbar.⁵ Als sich die Burg- und Markgrafen durch eine ausgreifende Expansionspolitik ein geschlossenes Gebiet schafften, schlossen sie die reichsunmittelbaren Ritterschaften des vogtländischen Adels mehr

4 siehe hierzu Kap. A 5 *Zur Geschichte der Handweberei*

5 *reichsunmittelbar* oder *reichsfrei* bezeichnete im Heiligen Römischen Reich bis 1806 die staatsrechtliche Stellung der Gebiete und Personen, die Kaiser und Reich unmittelbar unterstanden: Reichsfürsten, -städte, -dörfer, -ritter und -beamte (BROCKHAUS 1993–2002)

und mehr ein, so dass diese bald ebenso bedrängt waren, wie die Herrschaft von Neuburg von den Vögten. Rupprecht (1994:433f.) zeigt, wie es den Markgrafen möglich war, die vogtländische Ritterschaft aus der Reichsunmittelbarkeit in das Landsassiat⁶ zu drücken. Zu der Abhängigkeit, die von ihrer territorialen Lage herrührte, kamen seitens der Markgrafen Zugeständnisse bezüglich Steuerzahlungen und Befreiungen von Leistungen sowie Inschutznahme gegenüber kaiserlichen Steuerforderungen hinzu. Aber auch massiver Druck und Inhaftierung wurden als Mittel eingesetzt, um die Ritterschaft zu bewegen, den Markgrafen als Landesherren anzuerkennen. Dies führte zu der Situation, dass wir im Markgrafentum neben der Herrschaft und der ihr direkt unterstellten städtischen Bevölkerung auch noch eine ländliche, der Ritterschaft zugehörige und somit dem Markgrafen nur mittelbar unterstellte Bevölkerung haben. Dies hatte dann im 18. Jahrhundert einen grossen Einfluss auf die Entwicklung der Handweberei, wie wir im historischen Abriss der Handweberei noch sehen werden.

Als während der Reformation zahlreiche Pfarreien lutherisch wurden, wurden die Geistlichen zwar nicht daran gehindert, den neuen Ritus auszuüben, aber erst unter Markgraf Georg wurde der Papismus in den Markgrafentümern völlig abgeschafft. Georg hatte ab 1515 in Ansbach regiert und übernahm nach dem Tode seines Bruders Kasimir 1527 die Regierungsgeschäfte für seinen unmündigen Neffen Albrecht in Bayreuth. Gemeinsam mit der Reichsstadt Nürnberg liess Georg 1528 die Brandenburgisch-Nürnbergische Kirchenvisitation durchführen, in deren Folge seit 1533 in allen Kirchen der lutherische Ritus Pflicht und für alle Untertanen nur noch diese Form des religiösen Bekenntnisses gültig war (HOLLE 1901:88f., MÜSSEL 1993:52). Mehrmals im Laufe ihrer Geschichte wurden die beiden fränkischen Fürstentümer wegen Kinderlosigkeit der Bayreuther Regenten vereint und wieder getrennt, bis Bayreuth dann 1769 endgültig an Ansbach fiel. Der letzte Markgraf Carl Alexander dankte 1792 zu Gunsten Preussens ab. Die Abwicklung führte Karl August von Hardenberg durch, der einen Rechenschaftsbericht für die Zeit von 1792 bis 1797 verfasste.⁷ In diesem sind die ersten statistischen Angaben zur Textilproduktion und -ausfuhr des Untersuchungsgebietes enthalten. Nach achtjähriger Herrschaft unter preussischer Krone wurden die beiden fränkischen Fürstentümer 1806 von französischen Truppen besetzt. Während Napoléon das Land Ansbach sogleich dem von ihm zum Königreich erhobenen Kurbayern einverleibte, blieb Bayreuth die nächsten Jahre unter französischer Verwaltung. Als Zivilstatthalter wurde Camille de Tournon eingesetzt, der in den drei Jahren seiner Tätigkeit eine *Statistique de la Province de Bayreuth* zusammenstellte, redigierte und verfasste.⁸ Zu den statistischen Angaben gehören Zahlen zu Webern, Spinnern oder Webstühlen; darüber hinaus werden aber auch einige Hintergründe und Zusammenhänge geliefert. 1810 wurde auch Bayreuth an Bayern abgetreten und abermals wurden Daten erhoben. Der Innenminister Montgelas liess in allen Bezirken, Kreisen und Gemeinden statistische Erhebungen durchführen, um Kenntnisse über Land und Leute für die Zwecke der Verwaltungspolitik zu erlangen (vgl. FRANK 1991:19–20). Auch hier sind Zahlendaten über Weber zu finden. Bei der Einteilung Bayerns in acht Kreise (den späteren Regierungsbezirken) im Jahre 1817 wurde aus dem ehemaligen Bistum Bamberg und dem Fürstentum Bayreuth das

6 Landsassen waren im Heiligen Römischen Reich die adligen, zum Teil landständischen Untertanen eines Landesherrn, im Gegensatz zu den Reichsunmittelbaren (BROCKHAUS 1993–2002)

7 herausgegeben von Chn. Meyer, Breslau 1892, München 1896 bzw. Meyer, Berlin 1904

8 Als „Statistik der Provinz Bayreuth zusammengestellt von Baron Camille de Tournon – ehem. Zivilgouverneur der Provinz, Präfekt von Rom 1809“ wurde das Werk in einer neuen Übersetzung vom Historischen Verein für Oberfranken in Bayreuth 2002 neu herausgegeben.

Verwaltungsgebiet Obermainkreis gebildet, das 1837 in Oberfranken umbenannt wurde. Zu diesem kam 1920 das ehem. Herzogtum Sachsen-Coburg hinzu.

Für die Erhebungsorte im Nordosten des Untersuchungsgebietes gehen wir abermals in die Zeit der Weidaer Vögte zurück. Der nördliche Teil ihrer Vogteien um Plauen kam 1466 an die Wettiner. 1459 wurde im Vertrag von Eger die Grenze zu Böhmen in ihrer bis heute gültigen Form festgelegt und somit auch im Bereich unserer Orte Papstleithen, Gettengrün und Roßbach. Bei der Teilung des Hauses Wettin 1485 in die albertinische und ernestinische Linie gehörte das Vogtland zu letzterem. Welche bedeutende Rolle die Nachfahren von Ernst als Förderer der Reformation spielten, ist allgemein bekannt, war es ja gerade Kurfürst Friedrich III., der Weise, der seinen Untertanen Luther gegen den Papst schützte und auf der Wartburg Zuflucht geboten hatte; wie es auch Johann Friedrich I., der Grossmütige, war, der den Schmalkaldischen Bund anführte. Ab 1569 wurde das Vogtland an das albertinische Kursachsen⁹ angegliedert und 1577 mit der Festlegung einer Ostgrenze der „Voigtländische Creis“ geschaffen. Dieser trägt seitdem die Bezeichnung *sächsisches Vogtland*. Als Mitglied des Rheinbundes ab 1806 stand das Kurfürstentum Sachsen auf Seiten Napoléons und wurde von diesem im selben Jahr – ganz wie Bayern – zum Königreich erhoben.

Der westliche Teil des Untersuchungsgebietes im südwestlichen Frankenwald wurde vom Hochstift Bamberg in der Zeit bis zum 14. Jahrhundert in Besitz genommen, nachdem bereits eine ältere Besiedelung das geschlossene Waldgebiet weitgehend aufgelockert hatte. Das Hochstift rückte also als Besitzergreifer, nicht als Kolonisor oder Ortsgründer in den Frankenwald vor (GUTTENBERG/HOFMANN 1953:2). Während der Reformation blieb dieses Gebiet dem alten Glauben treu. Nur die Reichsritterschaften innerhalb des bischöflichen Hochgerichtsbezirkes wurden evangelisch. Während des Dreissigjährigen Krieges versuchte Fürstbischof Johann Georg II. von Bamberg die Rekatholisierung dieser protestantischen Pfarreien mit Gewalt durchzusetzen, musste aber 1650 den Normalzustand von 1624 wieder herstellen (GUTTENBERG/HOFMANN 1953:37, ZAPF 1984:14). Das Bistum Bamberg wurde 1803 auf Betreiben Frankreichs durch den Reichsdeputationshauptschluss Kurbayern einverleibt.

Zwischen den Herrschaftsgebieten des Hochstiftes Bamberg und des Markgrafentums Bayreuth lagen im Frankenwald zwei reichsunmittelbare Reichsritterschaften. Gerade wegen ihrer Randlage waren sie nicht jener Abhängigkeit ausgesetzt, wie der übrige vogtländische Adel. So konnten sie ihre Reichsunmittelbarkeit bis in die neuere Zeit behaupten. Die erste der beiden Ritterschaften war die Herrschaft Wildenstein. Sie war aus dem Halsgericht Presseck hervorgegangen und hatte ihre Rittersitze in Schlopp, Presseck, Elbersreuth und Heinersreuth. Wichtig für unseren Zusammenhang ist, dass die Wildensteiner Mitte des 16. Jahrhunderts zum Protestantismus wechselten und somit 1555 mit dem Augsburger Religionsfrieden die gesamte Bevölkerung evangelisch geworden war. Hans Adam von Wildenstein verteidigte diesen Glauben erfolgreich gegen den Willen des Bischofs von Bamberg (ZAPF 1984:14). Auch die Rekatholisierungsbemühungen nach dem Dreissigjährigen Kriege durch das Hochstift waren nur in einigen Pfarreien erfolgreich, in Presseck beispielsweise aber nicht. 1693 verkauften die Herren von Wildenstein ihren Besitz an Fürstbischof Marquard Sebastian von Bamberg, der ihn seinerseits 1697 an den Würzburger Domprobst und Bamberger Domdechanten Carl Friedrich Freiherr Voit von Rieneck zu Trun- und

9 Die Kurwürde war 1547 von der ernestinischen auf die albertinische Linie übergegangen.

Traustadt als Rittermannlehen veräußerte.¹⁰ Die katholischen Voit von Rieneck hatten selbst wenig Interesse an diesem für sie abgelegenen Gebiet¹¹ und setzten in Heinersreuth eine Verwaltung ein. Diese siedelte im 18. Jahrhundert Katholiken vor allem in Presseck und Heinersreuth an. Allerdings waren die Neuangesiedelten meist grundbesitzlose Trüpfhäusler,¹² die Bauerngüter blieben bis auf wenige Ausnahmen in der Hand der Protestanten (LERCHENFELD 1886:86). 1803 besetzten bayerische Truppen die Wildensteinische Herrschaft als angeblichen Bestandteil des Hochstifts Bamberg. Doch noch im gleichen Jahr musste es Bayern auf ein kaiserliches Konservatorium hin wieder räumen. Erst mit der Aufhebung der Reichsritterschaft im Frühjahr 1807 wurde die Herrschaft endgültig Bayern einverleibt (GUTTENBERG/HOFMANN 1952:29, 112).

Die zweite reichsunmittelbare Ritterschaft war die Herrschaft Guttenberg. Auch sie fiel den Folgen des Friedens von Lunéville 1801 zum Opfer. Zusammen mit dem wildensteinischen Territorium wurde ihr Gebiet zwischen Kurbayern und Preussen aufgeteilt. Im sogenannten Hauptlandesvergleich von 1803 wurde zum Zwecke der Grenzbereinigung des stark zergliederten Raumes zwischen den beiden Staaten ein Territoriaustausch vorgenommen, dem zufolge die v. Guttenbergischen Güter in das preussische, die Voit v. Rieneckischen in das bambergische Gebiet fielen. Von den hierbei genannten freiherrlich v. Guttenbergischen Ortschaften erkennen wir mehrere Erhebungsorte wieder: „Guttenberg, Baiersbach, Gösmes, Mesethmühle, Rappetenreuth, Schindelwald, Vollauf, Walberngrün, Weißenstein, Breitenreuth, Buch und Torschenknock, Eeg, Eppenreuth, Hermersmühle, Kaltenstaude[n], Weiglas, Meierhof, Spitzberg und Streichenreuth, Tannenwirthshaus, Traindorf, Waldhermes, Weidmes, Weigelshofen, Grünlas“ (GUTTENBERG/HOFMANN 1952:110).

Die nächste territoriale Veränderung ergab sich dann erst 1871 durch die Gründung des Zweiten Deutschen Reiches, dem die beiden Königreiche Sachsen und Bayern als Bundesländer beitraten. Damit waren alle Unterschiede bezüglich staatlicher Einflüsse auf die Handweberei wie Schutzzölle oder Förderungsmassnahmen zwischen ihnen aufgehoben. Die Grenze zum Ascher Land blieb bestehen, dessen Zugehörigkeit zu Österreich(-Ungarn) mit der Gründung der Tschechoslowakischen Republik (ČSR) am 28.10.1918 endete.

Die revolutionären Ereignisse von 1918 hatten zwar fundamentalen Einfluss auf die politischen Strukturen, aber kaum auf die Entwicklung in der Handweberei. Im November rief ein Arbeiter- und Soldatenrat in München die Republik Bayern aus, ein anderer in Dresden die Republik Sachsen. Beide Könige mussten auf den Thron verzichten. Bayern – Freistaat ab 1919 – und Sachsen, das erst 1920 zum Freistaat werden sollte, wurden 1919 Teile der neu gegründeten Weimarer Republik. Das Ascher Land wurde im Oktober 1938 durch den von der NS-Diktatur erzwungenen Anschluss des Sudetenlandes Teil des Deutschen Reiches. Für die Handweberei bedeutete dies, dass nun überall im Untersuchungsgebiet dieselben politischen Rahmenbedingungen gegeben waren, wie Vierjahresplan und Materialkontingierung, Abschottung von internationalen Märkten und zuletzt Mangelwirtschaft, Ressourcenknappheit und Wegfall der mechanischen Webereien als Konkurrenz.

10 Diese Darstellung beruht auf Zapf (1984:15). Nach GUTTENBERG/HOFMANN (1952:28–29) erfolgten beide Verkäufe im selben Jahr 1697.

11 Der Erwerb soll den v.Rieneck lediglich dazu gedient haben, beim Kaiser ihren Antrag auf Erhebung in den Grafenstand zu unterstreichen (LERCHENFELD 1886:84).

12 Trüpfhäusler waren Bewohner von Häusern ohne Land. Siehe dazu ausführlich das Kap. B 3.1.1 Entstehung der Trüpfhäuser und Frongütlein.

Im Frühjahr 1945 wurde das Untersuchungsgebiet von Truppen der USA eingenommen resp. befreit. Als erstes wurde das Ascher Land wieder abgetrennt, als die Tschechoslowakei im Frühjahr 1945 in ihrem Gebietsstand von 1937 wiederhergestellt wurde. Das sächsische Vogtland musste mit Teilen Thüringens gemäss dem Potsdamer Abkommen vom 2.8.1945 von den US-Truppen geräumt werden und wurde Teil der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ). Der fränkische Teil des Untersuchungsgebietes blieb Teil der Amerikanischen Besatzungszone und stand somit bis 1949 unter Verwaltung des Office of Military Government US-Zone (OMGUS). Bayern hatte 1946 eine neue Verfassung erhalten, Sachsen am 28.2.1947. 1949 wurden die Deutsche Demokratische Republik (DDR) und die Bundesrepublik Deutschland (BRD) gegründet. Damit verliefen die Entwicklungen in der Handweberei in allen drei Territorien endgültig wieder getrennt. Im gleichen Jahr wurde die 1932 vorgenommene Zusammenlegung der Regierungsbezirke Ober- und Mittelfranken wieder aufgehoben. 1952 wurde die sächsische Verfassung von 1947 aufgehoben, Sachsen als Verwaltungseinheit aufgelöst, und das sächsische Vogtland wurde im Juli Teil des neu geschaffenen Bezirkes Karl-Marx-Stadt (Chemnitz).

Am 3.10.1990 wurde Sachsen als Land (Freistaat) wieder hergestellt und der Anschluss an die BRD vollzogen. Mit der Einführung der bundesrepublikanischen Währung (Deutsche Mark) in der DDR im Zuge einer gemeinsamen Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion ab dem 1.7.1990 war der Handweberei in der DDR schliesslich der Todesstoss versetzt worden (siehe Kap. A 5.0 *Zur Geschichte der Handweberei*).

2.3 Der Untersuchungszeitraum

Bedingt durch den retrospektiven Charakter dieser Arbeit wird der Untersuchungszeitraum durch die Erinnerungen der Informanten bestimmt. Dieser Erinnerungszeitraum beginnt um 1910, als die ältesten Informanten als Kinder begannen, in der Handweberei mitzuhelfen, und endet 1990, als die Tochter von Andreas Will das letzte Mal ihrem Vater half, den Webstuhl vorzurichten. Die am längsten webende Informantin war Erna Röder aus Gettengrün/sächs. Vogtland, die ihren Beruf 1980 aufgab. Neben diesen Extremen handelt es sich um eine Kernzeit von den 1920er Jahren an bis in die Mitte der 1950er Jahre, als die meisten Frankenwald-Handweber auf mechanische Stühle umstiegen.

2.4 Die im Untersuchungsgebiet gesprochenen Dialekte

Bevor ich die einzelnen Dialekträume vorstelle, richte ich an die Adresse der Nichtlinguisten eine grundsätzliche Vorbemerkung. Dialekte sind eine Ansammlung von zahlreichen sprachlichen Merkmalen lexikalischer, lautlicher und grammatikalischer Art. Streng genommen, kann man von einem Dialekt nur bezogen auf eine Ortschaft sprechen, da bei allen drei Merkmalsarten von Ort zu Ort qualitative und quantitative Unterschiede auftreten. Aufgrund gemeinsamer Merkmale lassen sich Ortsdialekte in Gruppen zusammenfassen, grössere Gruppen wiederum zu Dialektfamilien. Dialekträume sind also Regionen, in denen diese Zusammenfassungen vorgenommen werden können. Daraus folgt aber auch, dass sich eine Dialektgrenze nur für einen Ort scharf ziehen lässt. Die geografische Ausbreitung der einzelnen Merkmale kann auf Karten eingezeichnet werden, wodurch sich Grenzlinien ergeben. Sie werden auf die Gemarkungsgrenzen gelegt, die ja wiederum den Verlauf grösserer administrativer Grenzen vorgeben. Bei diesen Grenzlinien war

es lange üblich von *Isoglossen* für die Lexik und von *Isophonen* bei Lauterscheinungen zu sprechen. Heute fasst man beide zusammen. So wird auch in dieser Untersuchung *Isoglosse* sowohl im Sinne von Wortgebrauchsgrenze, als auch von Lauterscheinungsgrenze verwendet. Oft verlaufen die Isoglossen über weitere Strecken gebündelt, um sich dann wieder zu trennen. Häufig reichen die einzelnen Merkmale so unterschiedlich weit, dass sich ein Übergangsgebiet von der einen Dialektgruppe zur anderen ergibt und man allenfalls von einer breiten Grenze sprechen kann.

Die in unserem Untersuchungsgebiet gesprochenen Mundarten gehören zwei Dialektfamilien an: dem Ostfränkischen und dem Nordbairischen. Die überwiegende Mehrheit der Erhebungsorte liegt im ostfränkischen Dialektraum. Nordbairisch wurde von den Informanten gesprochen, die aus den böhmischen Orten Roßbach (Hranice), Gottmannsgrün (Trojmezí) und Liebenstein (Líba) kamen, sowie jene aus dem oberfränkischen Höchstädt.

2.4.1 Ostfränkische Dialekte

Bei den ostfränkischen Dialekten ist die Variationsbreite bedeutend grösser als bei anderen oberdeutschen Dialekten. So schreibt Rowley (1990:396):

„The large area in which East Franconian dialects are spoken is characterized more by differences between its various sub-dialects than by any great similarities; it has even been said that East Franconian is merely that part of the New High German dialect area left over when the quite obviously Bavarian and Alemannic-Swabian dialects have been subtracted (Straßner *LGL* 1980:479–82^[13]). There are, however, some features characteristic of all East Franconian dialects,



Karte 2 Ausschnitt aus der Karte 0 *Sprachräume und Sprachschranken in Franken* aus Steger (1968).

13 E. Straßner, Nordoberdeutsch, *Lexikon der germanistischen Linguistik*. Tübingen 1980:479–82

although they are by no means as numerous and clear-cut as the Bavarian or Swabian special forms; typically, East Franconian dialects have no phonological fortis consonants *p* and *t* (in contrast to Bavarian), and mainly display a monophthong [a:] or [ɑ:] in words like NHG [New High German, Anm. d. Verf.] *klein* ‘little’, NHG *heiß* ‘hot’, NHG *Teig* ‘dough’ (as against Sw. [ɔɪ], Bav. [ɔv], [ɔɪ] in the same words).“

Wo die äusseren Grenzen des ostfränkischen Gebietes liegen, ist noch Gegenstand einer Debatte. Da sie sich aber auf Dialekträume ausserhalb unseres Untersuchungsgebietes bezieht und die Grenzen zum Nordbairischen im Südosten als geklärt gelten, genügt es, auf diese Diskussion hinzuweisen (vergleiche ROWLEY 1990:394). Gemäss festgelegter Gruppierungen haben wir es in unserem Falle mit dreierlei ostfränkischen Dialekten zu tun: mit vogtländischen, baireutischen und bambergischen.

Als *baireutisch*¹⁴ bezeichne ich die ostfränkischen Dialekte, die auf dem Gebiet des ehemaligen Markgrafentums Bayreuth gesprochen werden. Unter *bambergischen* Dialekten werden jene auf dem ehemaligen Gebiet des Hochstiftes Bamberg verstanden, in unserem Falle auch jene in den ehemaligen Reichsritterschaften Guttenberg und Wildenstein-Heinersreuth.

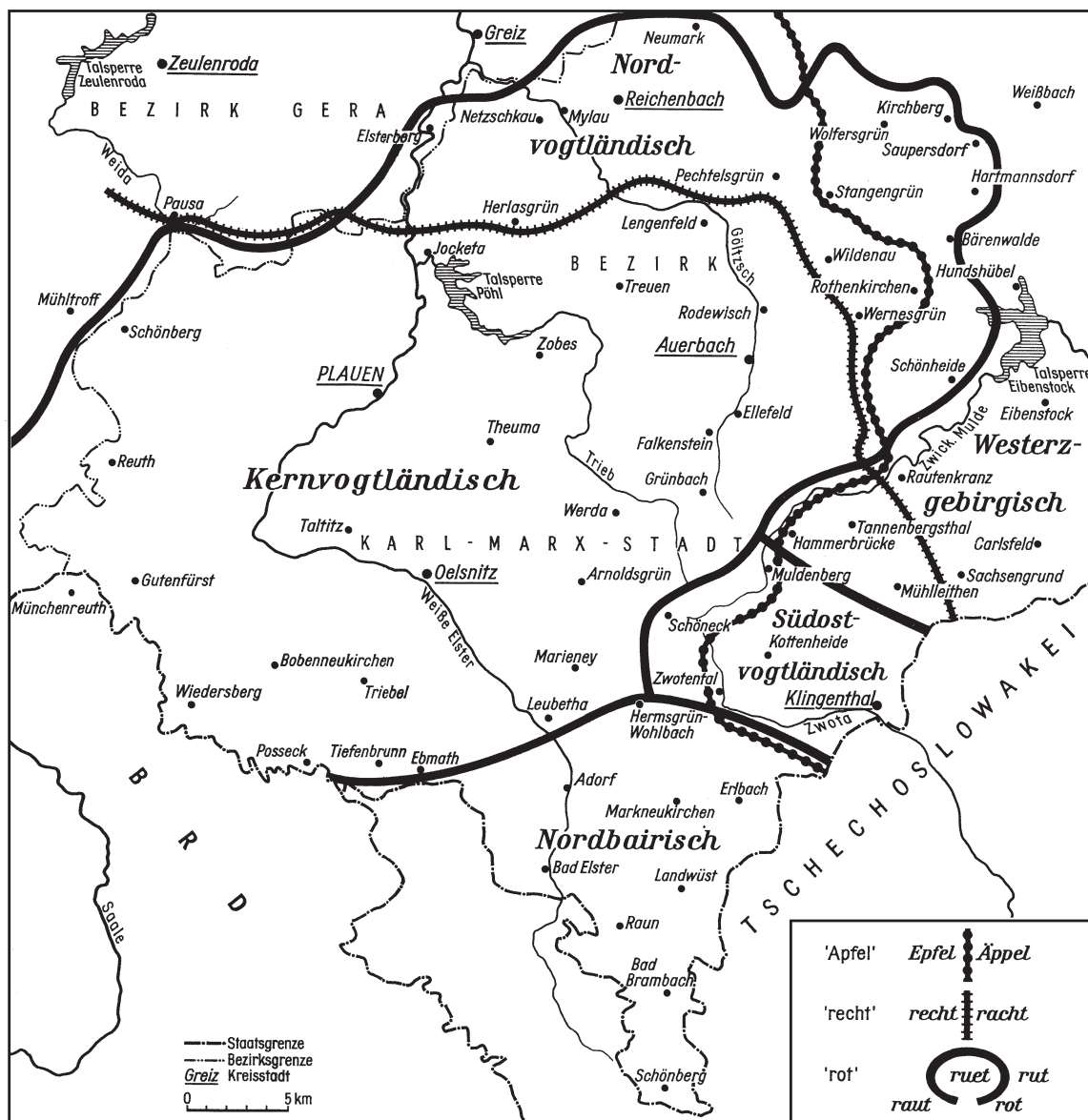
Diese Bezeichnungen weichen von der Nomenklatur ab, die Hugo Steger in seiner Habilitationsschrift (Neustadt/Aisch 1968) verwendete. Steger spricht von Räumen, die von Schranken begrenzt werden, und die mitunter in Gebiete gegliedert sind (siehe die nebenstehende Karte). Unser *Baireutisch* würde bei Steger den Bayreuth-Hofer Raum und einen Teil des Nailaer Raumes umfassen. Ersterer ist nach Steger im Nordwesten durch die Hofer West-Schranke zum Nailaer Raum hin abgegrenzt, im Südwesten durch die Bayreuther Schranke zum östlichen Obermainraum (STEGER 1968:Karte 0). Zu letzterem Mundarraum nach Steger gehören die in der vorliegenden Untersuchung als *bambergisch* bezeichneten Dialekte, von diesen jedoch nur jene des zentralen Frankenwaldes.

2.4.1.1 Vogtländische Dialekte

Vogtländisch bezieht sich auf Mundarten, die im sächsischen Vogtland gesprochen werden. Der Begriff bedeutet also nur jenen Teil der ehemaligen Territorien der Vögte von Weida, der zu Sachsen kam und eben diesen Namen erhielt. Die historisch ohnehin nicht ganz zutreffenden und erst später künstlich geschaffenen Bezeichnungen *thüringisches*, *bayerisches* und *böhmisches Vogtland* bleiben hier also unberücksichtigt.¹⁵ Die politische Zugehörigkeit zu Sachsen ist auch der Grund, warum die Dialekte im sächsischen Vogtland in Literatur und Forschung unter dem Obersächsischen behandelt werden, wie etwa in Bergmanns Beitrag mit dem Titel *Upper Saxon* (in RUSS 1990:290–310).

14 Analog zum dialektologischen Begriff *bairisch* im Unterschied zum Adjektiv *bayerisch*, das sich auf das Land Bayern bezieht, wird im Folgenden *baireutisch* nur im Zusammenhang mit Dialekten verwendet und sich das Adjektiv *bayreuthisch* auf den historischen Staat Brandenburg-Kulmbach beziehen – einfachheitshalber. als *Markgrafschaft Bayreuth* bezeichnet.

15 Bei dem thüringischen oder besser reussischen Vogtland handelt es sich um das Gebiet der ehemaligen Fürstentümer Reuß ältere und Reuß jüngere Linie. Es ist altes Vogtsgebiet. 1920 ist es als „Volksstaat Reuß“ im Land Thüringen aufgegangen. Unter dem *bayerischen Vogtland* ist das Regnitzland zu verstehen, also jener Teil des vögtischen Gebietes, der 1373 vom Nürnberger Burggrafen gekauft und 1810 als Teil des Markgrafentums Bayreuth Bayern einverleibt wurde. Da der Hauptort Hof sich von einem Sitz des Vogtes ableitet, ist hier die Bezeichnung *bayerisches Vogtland* einigermaßen berechtigt, im Gegensatz zum *böhmischen Vogtland*. Dieser Teil gehörte lediglich zeitweise zum Herrschaftsbereich der Plauener Vögte (LUDWIG 1993:16, 19).



Karte 3 Die Mundartlandschaften im Gebiet des „Kleinen vogtländischen Wörterbuches“ von Bergmann und Hellfritzsch (1990).

Bergmann und Hellfritzsch betonen jedoch: „die Dialekte, die in der vogtländischen Landschaft gesprochen werden, sind nicht mitteldeutsch. ... ‚Sächsisch‘ wird im Vogtland nicht gesprochen. ... Das Vogtländische gehört zum Ostfränkischen, es ist dessen nordöstliche Auswölbung“ (1990:9). Von den fünf Dialektgruppen, die nach Bergmann und Hellfritzsch im sächsischen Vogtland gesprochen werden, nimmt das Kernvogtländische das grösste Gebiet ein.¹⁶ Steger (1968:*passim*) nennt dieses den Plauener Raum, der ihm zufolge im Westen und Südwesten durch die Kernvogtländische Schranke begrenzt wird.

¹⁶ Die anderen Gruppen sind Südostvogtländisch, Westertgebirgisch und Nordvogtländisch. In einem nach Böhmen hineinragenden südlichen Zipfel wird nordbairisch gesprochen.

Von den vier wichtigsten sprachlichen Merkmalen des Kernvogtländischen, die Bergmann und Hellfritzsch (1990:10) nennen, ist das erste „die Bewahrung des alten germanischen *ë*-Lautes (*schlecht* ‚schlecht‘, *Geld* ‚Geld‘, *Nebel* ‚Nebel‘, *Besen* ‚Besen‘)“¹⁷. Dieses Merkmal ist jedoch kennzeichnend für alle ostfränkischen Dialekte – mit Ausnahme des Coburger Landes. Dort hießen die genannten Beispiele – ebenso wie in Südthüringen und in Sachsen: *schlacht*, *Gald*, *Nabel*, *Basen*. Die anderen Hauptmerkmale des Kernvogtländischen sind nach Bergmann und Hellfritzsch:

- „das Nebeneinander zweier verschiedener kurzer *e*-Laute (man unterscheidet zwischen *Seckel* ‚Söcklein‘ und *Säckel* ‚Säcklein‘, zwischen *Hell* ‚Hölle‘ und *häll* ‚hell‘ ...),
- die Diphthongierung von mittelhochdeutsch *ō*, *ē*, *ǣ* (*huech* ‚hoch‘, *giehe* ‚gehen‘, *schiehe* ‚schön‘) und
- die Bewahrung von altem *ā* vor Nasal (*Hahnig nauf’s Bruet tah* ‚Honig aufs Brot tun‘, *Mahndich* ‚Montag‘, *ahne* ‚ohne‘)“ (BERGMANN/HELLFRITZSCH 1990:10).

Die Ausdehnung des Kernvogtländischen fällt im Süden ziemlich genau mit der politischen Grenze zu Tschechien und Bayern zusammen. Nur eine Ortsmundart befand sich bereits auf der oberfränkischen Seite: die von Münchenreuth im Landkreis Hof. Hier stirbt aber das Kernvogtländische derzeit mit der ältesten Generation aus. Nach Errichtung der Grenzanlagen zwischen DDR und BRD nahmen die Jüngeren einen ostfränkischen Dialekt der Prägung des Hofer Landes an. Der Dialekt des Nachbarortes Mödlareuth gehörte bereits (bis zur Schliessung der Grenze) zum Thüringisch-Vogtländischen. Die Grenze geht hier direkt durch den Ort, weshalb er in den 1980er Jahren als „Little Berlin“ bekannt wurde. Während der Dialekt im thüringischen Teil bewahrt wurde, geht er auf der oberfränkischen Seite bei den Jüngeren durch den Wechsel zum Nordbairischen verloren.

Zum Kernvogtländischen gehören auch die beiden Ortsdialekte von Papstleithen und Gettengrün, mit denen wir es in der vorliegenden Arbeit zu tun haben. Die Dialekte von Auerbach und Treuen gehören zwar auch zu dieser Gruppe, jedoch wurden die dortigen Informanten nicht zur Webereifachsprache, sondern allein zur Ethnologie der Arbeit befragt.

Vom Gehörseindruck unterscheidet sich das Vogtländisch so stark von dem in Franken gesprochenen Ostfränkisch, dass die Übereinstimmungen zurücktreten. Der Eindruck wird vor allem durch die Zentralisierung der Vokale bestimmt. Hinzu kommt bei *-er* im Auslaut eine bis fast zum *q* gehende Verdampfung des Schwas¹⁸ in Verbindung mit einem Anklang des Zäpfchen-R im Auslaut (z.B. *m̥udəʀ* ‚Mutter‘, *bapəʀ* ‚Bauer‘). Warum die vogtländischen Dialekte für sächsische gehalten werden, liegt wohl hauptsächlich daran, dass sie diese hervortretenden Merkmale mit den sächsischen Dialekten gemeinsam haben. Hinzu kommt eine Palatalisierung des *n*, wobei der Unterkiefer leicht nach vorne geschoben wird. Zu den in den Hintergrund tretenden Übereinstimmungen mit den anderen ostfränkischen Dialekten gehört das von Rowley erwähnte Merkmal des Auftretens des Monophthongs *ā* in Wörtern wie *klein*, *heiss* und *Teig*, also solchen mit dem mittelhochdeutschen Diphthong *ei*. So hiesse der Satz ‚Das weiss ich auch‘ im Baireutischen: *dəs wasiχ ā* und im Vogtländischen *dəs wasiʃ ā*, im Nordbairischen hingegen *dəs woɛʃi ā*. Das übereinstimmende lange *a* für ‚auch‘ ist allerdings eine andere Erscheinung. Es geht zurück auf mhd. *ouch* unter Wegfall des ach-Lautes und Monophthongierung des *ou*.

17 In diesem Zitat folgt jeweils der kursiv gesetzten dialektalen Form die Bedeutung im Neuhochdeutschen. Jedoch stimmen bei den angegebenen Beispielen jeweils beide Formen überein.

18 Zum Fachbegriff *Schwa* siehe Kap. 1.2 Hinweise zum Lesen des Textes \ Das Transkriptionssystem

Von allen anderen Dialekten im Untersuchungsgebiet unterscheidet sich das Vogtländische durch die Aussprache des Liquiden *r*. Nur hier wird es durch das Gaumensegel gebildet, ist also uvular. Alle anderen schlagen mit der Zunge am Zahndamm an, um diesen Laut zu bilden. Die Vogtländer haben hierfür eine emische Bezeichnung. Von sich selbst sagen sie, sie würden *râpndʃŋ* ‘raunzen’, die Franken hingegen würden *šnɔʀn* ‘schnorren’, also eigentlich *šnɔrn*. Am deutlichsten sind diese Merkmale bei den Informanten aus Papstleithen zu vernehmen. Bei der Informantin aus Gettengrün hingegen verhält es sich anders. Hier wird wohl der starke Einfluss durch das Nordbairische bemerkbar. Sie zentralisiert zwar, spricht aber ein Zungenspitzen-*r*.

Ein weiteres Merkmal hat der kernvogtländische Dialekt von Gettengrün – im Gegensatz zu dem von Papstleithen – mit dem nordbairischen des benachbarten Roßbach gemeinsam. In Passivkonstruktionen ist vor dem Partizip *worden* das Präfix *ge-* vorhanden. Man sagt also beispielsweise: *dann ist der Zettel abgezogen geworden, der Anfang ist rausgezogen geworden und zuletzt ist er in den Raadlkorb eingelesen geworden.*

2.4.1.2 Baireutische Dialekte

Da nur der nördliche Teil des ehemaligen Markgrafentum Bayreuth in unserem Untersuchungsgebiet liegt, haben wir es auch nur mit den dort gesprochenen Dialekten zu tun. Wir können also einschränkend von den nordbaireutischen Dialekten sprechen. Im Süden beginnt ihr Gebiet am Zusammenstoß von Frankenwald und Fichtelgebirge südlich von Gefrees. Im Südosten wird es durch den Nordkamm des Fichtelbirges begrenzt, zieht sich über die Münchberger Gneismasse nach Norden und umfasst dort das gesamte Regnitzland („bayerisches Vogtland“).

Der Nordosten des Frankenwaldes gehörte ebenfalls zum Markgrafentum Bayreuth, weshalb wir auch die hier gesprochenen Mundarten zu den nordbaireutischen zählen wollen. Diese Region entspricht bei Steger dem eben erwähnten Nailaer Raum, abzüglich des in Thüringen gelegenen Teiles und dem Teuschnitzer Gebiet (STEGER 1968:Karte 0). Die Dialekte hier im nordöstlichen Frankenwald unterscheiden sich vom Nordbaireutschen des Hofer Raums in einem Hauptmerkmal ganz wesentlich: im Vorhandensein der Diphthonge *ei* und *ou* (siehe die nachfolgende Tabelle). Die Mundartsprecher selbst unterscheiden bei jedem der beiden unter zwei Varianten. Seiffert, der Helmbrechtser Heimatforscher der 1920er bis 1950er Jahre, behalf sich mit der Schreibung *ou* und *aou* bzw. mit *(e)i* und *äi*, der Nailaer Mundartdichter Alfred Völkel mit *ou* und *ao* bzw. mit *äi* und *ej*. Am Sprachatlasprojekt von Nordost-Bayern wurden sie vorläufig als Diphthonge mit einer jeweils steilen und einer flachen Variante bezeichnet und werden als *ôu*, *õu*, *êi* und *ëi* geschrieben. Bei den steilen ist der erste Bestandteil also ein offenes o bzw. e, beim flachen sind diese geschlossen. Lautgeschichtlich haben die steilen und flachen Diphthonge eine unterschiedliche Genese. Dies beschrieb Seiffert in seinem heimatkundlichen Artikel von 1939, in dem er den Dialekt von Helmbrechts vor dem Hintergrund der Lautlehre darstellt. Der flache Diphthong *õu* geht auf mittelhochdeutsches kurzes *u* oder *uo* zurück, das steile *ôu* auf mittelhochdeutsches kurzes oder langes *a* (*a* oder *â*), der flache Diphthong *êi* auf die Vokale *i* oder *ü* sowie auf die Diphthonge *ie* und *üe*, der steile *ëi* auf mittelhochdeutsch (kurzes) *e*. Bei der Entwicklung von *uo* zu *ou* und von *ie/üe* zu *ei* spricht man von *gestürzten Diphthongen*, denen wir im Nordbairischen nochmals begegnen werden.

Die nachfolgende Tabelle soll das Phänomen der vier Diphthonge verdeutlichen und die unterschiedliche Lautung in den Nachbargebieten aufzeigen. Die Referenzorte sind Helmbrechts (HELM) für den baireutischen Frankenwald (nach Seiffert 1939) bzw. für den Nailaer Raum nach Steger,

Sparneck (SPAR) für das übrige Nordbairautische und – als Vorgriff auf die bambergischen Dialekte – Wartenfels (WART) für den bambergischen Frankenwald.

mhd.	realisiert als	mhd.	nhd.	HELM	SPAR	WART
u	ou	bruch	Bruch	br̥ouɪ	br̥ux	br̥ux
		truhe	Truhe	dr̥ouα	dr̥uα	dr̥uα
uo	ou	bluot	Blut	bl̥ouɪ ^h	bl̥uɪ ^h	bl̥uɪ ^h
		huot	Hut	h̥ouɪ ^h	h̥uɪ ^h	h̥uɪ ^h
a	ou	nagan	nagen	n̥ouŋ	n̥oŋ	n̥ouŋ
		slac	Schlag	šl̥ouɪ	šl̥oɪ	šl̥ouɪ
â	ou	nât	Naht	n̥ouɪ ^h	n̥oɪ ^h	n̥ouɪ ^h
		nâch	nach	n̥ouɪ	n̥oɪ	n̥oɪ, n̥oɪ
		râd	Rad	r̥ouɪ ^h	r̥oɪ ^h	r̥ouɪ ^h
e	ei	nebel	Nebel	n̥eibl	n̥eibl	n̥eibl
		lesen	lesen	l̥eɪs̥n	l̥eɪs̥n	l̥eɪs̥n
		sege	Säge	ʃ̥eɪɣ	ʃ̥eɪɣ	ʃ̥eɪɣ
ie	ei	bieten	bieten	b̥eɪɪɪn	b̥ɪɪɪn	b̥ɪɪɪn
		liet	Lied	l̥eɪɪɪ	l̥ɪɪɪ	l̥ɪɪɪ
i	ei	slitte	Schlitten	šl̥eɪɪɪn	šl̥ɪɪɪn	šl̥ɪɪɪn
		schrit	Schritt	šr̥eɪɪɪ ^h	šr̥ɪɪɪ	šr̥ɪɪɪ ^h
üe	ei	üeben	üben	êɪm	ɪm	ũm
		trüebe	trübe	dr̥eɪɪb	dr̥ɪɪb	dr̥ũ
ü	ei	schüten	schütten	š̥eɪɪɪn	š̥ɪɪɪn	š̥ũɪɪɪn
		mül	Mühle	m̥eɪɪl	m̥ɪɪl	m̥ũɪl

2.4.1.3 Bambergische Dialekte

Gegenüber den bairautischen ist das auffälligste Merkmal der bambergischen Mundarten die nicht stattgefundene Entrundung. Dies bedeutet, dass sich – ausgehend vom rekonstruierten Mittelhochdeutschen – im Bambergischen die vorderen, gerundeten Vokale *ö* und *ü* und der Diphthong *oe* erhalten haben, während sie in den bairautischen Dialekten zu *e*, *i* und *ae* entrundet wurden. Anders ausgedrückt: die Phoneme /*ö*/, /*ü*/ und /*oe*/ werden hier als die Allophone [e], [i] bzw. [ae], dort als die Allophone [ö], [ü] bzw. [oe] realisiert.

Hierfür folgen einige Beispiele ungeachtet ihrer lautlichen Genese. Der bambergische Referenzort ist diesmal Stadtsteinach, der bairautische ist wieder Sparneck:

	bambergisch Stadtsteinach	bairautisch Sparneck
schön	š̥ō	š̥ē
säuft	š̥ōf̥ɪd	š̥ef̥ɪd
Füsse	ʏũf̥	ʏɪf̥
Hunde	h̥ũnd̥ ^h	h̥ɪnd̥ ^h
Zeug	ɔ̥ʃ̥ôeɣ	ɔ̥ʃ̥âeɣ

Mäuse	mœf	maef
erst neulich	œʃd nœliχ	ēāšd nâeliχ

Bei den folgenden Beispielen hingegen wird die lautgeschichtliche Entwicklung berücksichtigt. Nun zeigt sich, das [ö] auch aus mhd. *ü* entstanden sein kann, und zwar vor *r*. Die Referenzorte sind wieder jene der vorletzten Tabelle: Wartenfels, Sparneck und Helmbrechts.

mhd. Laut	mhd.	nhd.	WART	SPAR	HELM
i / ü	dürre	dürr	dȳr	dēr	dēr
	vürste	Fürst	fȳʃdʰ	vērʃdʰ	vērʃdʰ
	stürzen	stürzen	ʃdȳdʃn	ʃdērʃn	ʃdērʃn
üe	blüen	blühen	blȳα	blɪα	blēɪα
	üeben	üben	ūm	ɪm	ēim
ü	schüten	schütten	ʃȳdn	ʃɪdn	ʃēɪdn
	mül	Mühle	mȳl	mɪl	mēil
iu	diuten	deuten	dōedn	daedn	daedn
	viur	Feuer	fōeə	faeər	faeər

Eine mögliche Erklärung für diese ü-zu-ö-Entwicklung könnte sein, dass auch in den bambergischen Dialekten das *r* zunächst zu α vokalisiert wurde, das *ü* sich unter dem Einfluss dieses Vokals zu *ö* gesenkt hat und dass erst dann das α geschwunden ist.¹⁹

Wie wir oben in der Vergleichstabelle zu $\hat{e}/\hat{e}i$ und $\hat{o}/\hat{o}u$ gesehen haben, kommen die gestürzten Diphthonge im Bambergischen (vertreten durch Wartenfels) nicht vor. Es gibt zwar auch hier die Laute *ei* und *ou*, jedoch entstanden diese ausschliesslich aus mhd. *e* (z.B. $n\hat{e}ib1$ 'Nebel') beziehungsweise aus mhd. *a* und $\hat{a}$ (z.B. $\mathfrak{sl}\hat{o}u\mathfrak{x}$ 'Schlag' bzw. $n\hat{o}ud^h$ 'Naht').

Ein weiteres Merkmal, mit dem sich die bambergischen von den baireutischen Dialekten unterscheiden, ist das Vorhandensein fallender Doppelvokale $\mathfrak{I}\alpha/\mathfrak{I}\mathfrak{e}$, $\mathfrak{u}\alpha/\mathfrak{u}\mathfrak{e}$ oder $\mathfrak{u}\alpha/\mathfrak{u}\mathfrak{e}$. Sie entstanden durch Diphthongierung von mittelhochdeutschen Monophthongen. Das mittelhochdeutsche *o* beispielsweise kann hie wie dort *o* bleiben ($\mathfrak{i}\chi\ s\mathfrak{q}l\ k^h\mathfrak{q}\chi\eta$ 'ich soll kochen'). Wird es aber gedehnt, wird es im Baireutischen zu $\mathfrak{u}$, aber im Bambergischen zu $\mathfrak{u}\mathfrak{e}$. Auch mhd. $\hat{o}$ (langes *o*) wird zu $\mathfrak{u}$ gehoben und im Bambergischen zu $\mathfrak{u}\mathfrak{e}$, auslautend zu $\mathfrak{u}\alpha$ diphthongiert (SCHÜBEL 1955:37, 202f.). Analog wird im Baireutischen aus *e* durch Dehnung und Hebung $\mathfrak{I}$, im Bambergischen aber zu $\mathfrak{I}\mathfrak{e}$. Ist $\hat{e}$ auslautend, wird es im Bambergischen zu $\mathfrak{I}\alpha$; mhd. $\hat{o}$ und $\mathfrak{e}$ werden zu $\mathfrak{u}\mathfrak{e}$. Die Referenzorte sind wieder Sparneck und Helmbrechts für das Nordbaireutische und Stadtsteinach (SAN) für das Bambergische.

mhd- Laut	mhd.	nhd.	SPAR	HELM	SAN
o	stoc	Stock	šdɔk		šdūəgʰ $\mathfrak{u}\mathfrak{e}$
	obe	oben	ūm		ūəm
	bogen	Bogen	būŋ		būəŋ
		Frosch	vrūš		vrūəš

¹⁹ Daniel Nützel sei für ein Gespräch zu dieser Hypothese gedankt.

mhd- Laut	mhd.	nhd.	SPAR	HELM	SAN
ô	stôzen	stossen	šdūʃn	šdūʃn	šdūəʃn
	schrôt	Schrot	šrūd	šrūd	šrūəd
ô auslautend	strô	Stroh	šdrū		šdrūα ūα
ö (kurz)	öl lat. oleum	Öl	ʔl		ūəl ūə
œ (lang)	bœse	bös	bēʃ		būəʃ ūə
e	heben, heven	heben	hīm		hīəm
	hefte	Heft (Messer)	hīvdʰ		hīəʃ
	keten, ketene	Kette	kʰīdn		kʰīədn
ê	sêle	Seele	ʃēl	sīl	sīəl
ê auslautend	klê	Klee	glē	glī	glīα īα
	snê	Schnee	šnī		šnīα

Weiter östlich in der Region von Kirchenlamitz – Regnitzlosau – Papstleithen – Gettengrün tauchen diese fallenden Diphthonge nochmals im Ostfränkischen auf. Da es sich hier aber um ein Hauptunterscheidungsmerkmal zum Nordbairischen handelt, werden wir dieses Phänomen später an entsprechender Stelle erörtern.

Ein im Gehörseindruck sehr auffälliges Merkmal des Bambergischen ist der Wegfall von *r*. Wird es im Baireutischen vor *d/t, f/v, n, s/š* zu *ə* oder *α* vokalisiert, schwindet es im Bambergischen ganz.²⁰

nhd.	SPAR	WART
Art	q̄αd	q̄d
Herd	hēαd	hēdʰ
Wurzel	wq̄αdʃl	wq̄dʃl
stürzen	šdēαdʃn	šdēdʃn
Dorf	dq̄əʏ	dqv
nüchtern	nīχdər̄n	nūχdēn
Garn	gq̄ər̄n	gqn
hören	hēαn	hōn
Fürst	vēαšdʰ	fōšdʰ
erst	ēαšd	ōʃd

Auslautende Konsonanten können im Bambergischen ebenfalls schwinden. Dass das *r* hierher gehört, verwundert nicht. Denn wenn das Binnen-*r* schwinden kann, dann erst recht ein auslautendes *r*. Im Baireutischen bleibt es vokalisiert erhalten.

	SPAR	WART
müde	mīdʰ	mū
leid	lāed	lā
trüb	drīb	drū
Öhr	ēα, ēər	ō
leer	lēα, lēər	lē

Im Baireutischen kann das Endungs-*r* sogar voll erhalten bleiben und zwar bei Wörtern, die auf -*er* enden. Diesem Phänomen begegnete ich bei meinen Erhebungen für den SNOB in Orten des

20 vgl. Schübel 1955:121–22, § 43.5

„bayerischen Vogtlandes“ zwischen Sparneck und Feilitzsch. In der ältesten Generation wurde es als $-\alpha$ realisiert, also mit einem einmal geschlagenen Zungenspitzen- r : $m\ddot{u}d\alpha r$ ‘Mutter’, $br\ddot{u}d\alpha r$ ‘Bruder’. Im nördlichen Frankenwald (Langenbach) traf ich es ebenfalls noch an: $l\ddot{a}v\alpha r$ ‘Läufer’, $v\ddot{e}d\alpha r$ ‘Feder’. Auch Werner (1961:257) erwähnt dieses Merkmal, bemerkte jedoch schon zu seiner Zeit einen Rückgang bei der jüngeren Generation. Die 21 von ihm aufgezählten Orte, „in denen das r noch deutlich gerollt wird“, liegen alle im markgräflichen Gebiet. Es handelt sich also um ein Merkmal des Nordbairischen.

Im Deutschen werden die Vokale vor den Nasalen n , m und ng leicht nasaliert ausgesprochen, auch wenn wir dies im allgemeinen nicht wahrnehmen. In manchen Dialekten jedoch ist eine nasale Aussprache der Vokale ganz deutlich wahrnehmbar, wie etwa im Bayreuther Umland. Selbst wenn hier der Nasal unter gleichzeitiger Dehnung des vorausgehenden Vokals vor d/t , s und am Auslaut schwindet, kann die so begründete Nasalisierung erhalten bleiben. Von unseren Erhebungsorten gibt es dieses Merkmal nur in Bischofsgrün. Beispiele mit vorhandenem Nasal sind hier: $h\ddot{o}n\dot{\iota}\chi$ ‘Honig’, $h\ddot{o}m\alpha r$ ‘Hammer’, $kr\ddot{o}\eta$ ‘Kragen’ und mit geschwundenem auslautendem Nasal: $\check{s}d\ddot{a}$ ‘Stein’, $m\ddot{o}$ ‘Mann’. Im Nordbairischen kommt eine derartige Aussprache der Vokale nicht vor. In Sparneck würde man stattdessen $h\ddot{o}n\dot{\iota}\chi$, $h\ddot{o}m\alpha r$, $kr\ddot{o}\eta$ und $\check{s}d\ddot{a}$, $m\ddot{o}$ sagen. Im Ostfränkisch-Bambergischen tritt der Nasalverlust noch deutlicher hervor. So sagt man in Stadtsteinach: $w\ddot{I}d$ ‘Wind’, $kh\ddot{I}d$ ‘Kind’, $gr\ddot{o}g$ ‘krank’, $\check{s}r\ddot{o}k$ ‘Schränk’, $g\ddot{o}s$ ‘Gans’ (SCHÜBEL 1955:passim). Nach eigener Erhebung können im Frankenwald (Wartenfels) Vokale nasaliert ausgesprochen werden, aber nur in sehr schwacher Form: $h\ddot{o}m\alpha$ ‘Hammer’, $kh\ddot{o}m$ ‘Kamm’.

Alle diese Differenzierungen betrafen die Lautung. Doch auch grammatikalische Unterschiede gibt es zwischen den beiden Dialektfamilien. So wird etwa in den bambergischen Mundarten der Unterschied von Dativ und Akkusativ neutralisiert: *ich hol mich was zu essen*, *ich strick mich eine Jacke*, *ich putz mich meine Zähne*.

Beiden Dialektfamilien gemeinsam ist die Pluralbildung bei vielen Substantiven auf $-er$, die zwar auch das Standarddeutsche kennt (vgl. *Vieh/Viecher*, *Rad/Räder*, *Blatt/Blätter*, *Licht/Lichter*), doch in Abweichung zu diesem sehr viel häufiger auftritt. Zu nennen sind hier die Beispiele in der Realisierung des jüngeren Nordbairischen $hem\alpha r$ ‘Hemden’, $ble\chi\alpha r$ ‘Bleche’, $b\ddot{I}d\alpha r$ ‘Beete’, und entsprechend im Bambergischen mit abgefallenem Endungs- r $ble\chi\alpha$, $b\ddot{I}d\alpha$. Das Interessante dabei ist, dass im Standarddeutschen diese Pluralbildung nur bei Neutra vorkommt, hier im Untersuchungsgebiet aber auch bei Maskulina, wie beispielsweise bei $b\ddot{a}m\alpha r$ ‘Bäume’ oder $\check{s}\ddot{e}l\alpha r$ ‘Schals’.

Ist das Diminutivsuffix im Standarddeutschen entweder $-chen$ oder seltener $-lein$ (mhd. *lîn*), ist es sowohl im Bambergischen wie auch im Bairischen grundsätzlich $-l\alpha$. Der übergroße Gebrauch von Diminutiven ist geradezu kennzeichnend für diese Region. Selbst ein Backscheit von einem Meter Länge wird noch als $\check{s}aedl\alpha$ ‘Scheitlein’ bezeichnet, und das allgegenwärtige $\alpha w\eta$ ‘ein Wenig’ kann zu einem $\alpha w\eta l\alpha$ verkleinert werden. In der äusseren Form unterscheidet sich der Diminutiv im Singular nicht von dem im Plural. Anders ist dies südöstlich der Waldsteinkette im Nordteil des Fichtelgebirges, die bis zum Jahr 1122 die Grenze der Regensburger Diözese bildete. Dieses Gebiet wurde dementsprechend vom Süden her besiedelt. In Kirchenlamitz beispielsweise wird der Diminutiv im Singular auf $-l$, im Plural auf $-l\alpha$ oder $-\alpha l\alpha$ gebildet. Man sagt also für einen Strang $\check{s}dr\ddot{e}n\dot{\iota}$, für mehrere $\check{s}dr\ddot{e}n\dot{\iota}\alpha$ oder bei Faden $\check{v}\ddot{e}d\dot{\iota}$ bzw. $\check{v}\ddot{e}d\dot{\iota}\alpha$. Dieses differen-

zierende Merkmal hat der Dialekt von Kirchenlamitz mit dem Nordbairischen gemeinsam (siehe Kapitel A 2.4.2 *Nordbairisch*).

2.4.1.4 Grenzen zwischen dem Baireutischen und Bambergischen

Was wir oben allgemein über Dialektgrenzen feststellten, trifft auf den Übergang von den baireutischen zu den bambergischen Dialekten geradezu exemplarisch zu. Mal bündeln sich die Isoglossen und Isophone zu deutlichen Grenzen, dann wieder verlaufen sie getrennt. Werner beschreibt in seiner lautgeografischen Untersuchung der Mundarten des Frankenwaldes die mundartlichen Grenzen entlang der politischen Grenze zwischen dem Hochstift Bamberg und der Markgrafschaft Kulmbach-Bayreuth von Norden nach Süden gehend (WERNER 1961:304–09). Wenn hierbei von Ämtern und Gerichten die Rede ist, dann müssen wir daran erinnern, dass sich Herrschaft zunächst auf Höfe und Dörfer bezog und die Ausübung bestimmter Rechte bedeutete, wie Recht zu sprechen (vgl. Centsäule = Gerichtssäule) oder Steuern (vgl. Zehnt, Cent) zu erheben. Erst später entstanden durch Kauf und Zusammenschlüsse geschlossene Herrschaftsbereiche und daraus die Territorien. Für die im Folgenden genannten Orte verweisen wir auf die nachstehend wiedergegebenen Auschnitte der Werner'schen Karten sowie auf die Karte mit Ortsverzeichnis der vorliegenden Untersuchung.

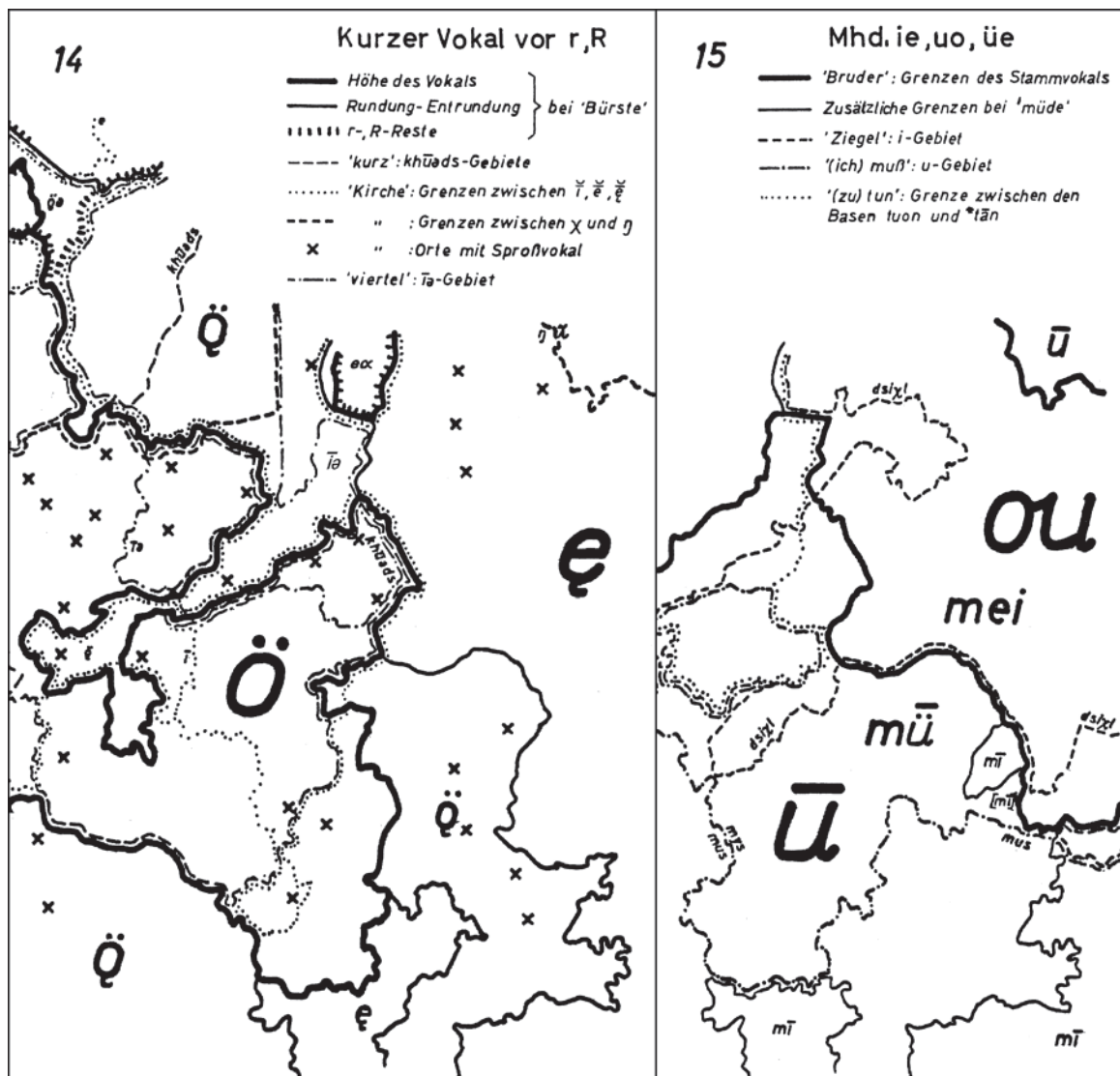
Im Norden ist Werner (1961:305) zufolge die Grenze der lautlichen Erscheinungen zwischen dem bambergischen Amt Wallenfels und den bayreuthischen Ämtern Lichtenberg und Schwarzenbach sehr klar. Nur unser Erhebungsort Bernstein am Wald schlösse bei manchen Merkmalen Komprise. Auch im nächsten Abschnitt „zwischen dem Amt Schwarzenbach und dem seit 1318 selbstständig werdenden Gericht Presseck ist die Grenze sehr deutlich, obwohl die ... v.Reitzenstein und v.Wildenstein jahrhundertlang die beiden Gebiete beherrschten und sie protestantisch werden ließen (WERNER 1961:305). Damit weist Werner darauf hin, dass die Menschen der reichsunmittelbaren Ritterschaft Wildenstein-Pressneck ganz wie ihre katholischen Nachbarn auf bischöflichem Gebiet sprechen, auch wenn sie in der Reformation protestantisch geworden waren. Im Amt Enchenreuth gehört der Hauptort dialektal völlig zum Bambergischen. Er war vom Westen her gegründet, 1333 mit dem Amt an den Bischof übergegangen und später katholisch geblieben. Die (evangelischen) Orte Döbra, Haidengrün und Marlesreuth hingegen hatten Tochterkirchen von Schauenstein bzw. Selbitz und gerieten später unter markgräfliche Kirchenhoheit. Sie gehören zum östlichen Dialektgebiet, oder nach unseren Termini zum Nordbaireutischen der Variation des nordöstlichen Frankenwaldes bzw. nach Steger zum Nailaer Raum.

Der deutliche lautliche Unterschied zwischen Enchenreuth und dem Umland nach Nordosten und Osten wird in der Bevölkerung gerne thematisiert. So erzählen sich die evangelischen Helmbrechtser, dass ihre Feuerwehr einst – wohl im 19. Jahrhundert – nach Enchenreuth eilte, als der Ort in Flammen stand, um beim Löschen zu helfen. Doch die Enchenreuther sollen sie mit den Worten „*dös fœjê is unê*“ ‘dieses Feuer ist unser’ zurückgewiesen haben. Neben einer versicherungstechnischen Anspielung heisst die Botschaft, sie wollten lieber ihre Häuser verlieren, als sich von Lutherischen helfen zu lassen. Entlang der Grenze sind die Geschichten von konfessionellen Streitigkeiten zahlreich. Um zur Kirche in Marienweiher zu wallfahren, mussten die Katholiken vieler Orte weite Wege zurücklegen. Dabei mussten sie immer wieder über protestantisches Gebiet. Ein evangelischer Informant aus dem Weiler Neuenwirthshaus erzählte, dass er sich als Kind lange

Zeit wunderte, wieso sein Onkel die Gänse immer wieder mit einer Tröte verrückt machte, so dass sie auf diese Töne zunehmend aggressiv reagierten. Eines Tages verriet ihm sein Onkel den Grund. Direkt an seinem Haus kamen jedes Jahr die Wallfahrerzüge vorbei, die ja stets von spielenden Musikern mit ihren Blasinstrumenten begleitet werden. Auf diese sollten die Gänse dann losgehen. Derlei Gehässigkeiten müssen sehr verbreitet gewesen sein. Denn nicht nur einmal berichteten mir



Karte 4 Die Grenzen verschiedener Dialektmerkmale im Frankenwald nach Werner 1961. Links wurden die Ausschnitte seiner Ortschaftenkarte und seiner Historischen Karte (Nr.3) übereinandergelagt. Der Ausschnitt seiner Karte 13 *Die Entrundung* (rechts) muss gedanklich über diesen Ausschnitt geschoben werden.



Karte 5 Ausschnitte der Karten 14 und 15 von Werner (1961) verdeutlichen die unterschiedliche Realisierung der Phoneme /ö/ zum Allophon [ö] im Bambergischen bzw. zu [e] im Baireutischen (links) sowie die unterschiedliche Entwicklung der mittelhochdeutschen Diphthonge *ie*, *uo* und *üe*.

katholische Gewährspersonen mit gesenkter Stimme, dass ihre Musiker stets zu spielen aufhörten, sobald sie auf bewohntes lutherisches Gebiet kamen, ja sogar, dass der ganze Zug solange schwieg, bis sie wieder katholisches Gebiet betraten.

Bildeten die lautlichen Isoglossen (Isophone) bis hierher gemeinsam eine recht deutliche Grenze, sind die Verhältnisse zwischen dem markgräflichen Amt Helmbrechts und dem nördlichen Teil des Gerichts Guttenberg mit den Orten Gösmes, Walberngrün, Rappetenreuth, Horbach und Grünlas nach Werner (1961:306) stark aufgelöst. Die östliche Entrundung dringt weit ins Guttenbergische hinein. Werner vermutet, dass dies mit der Zugehörigkeit zur gleichen Konfession zusammenhängt. Auch im weiteren Grenzverlauf sei festzustellen, dass sich das Gericht Guttenberg immer wieder den Einflüssen des markgräflichen Bereiches geöffnet hat.

Im anschließenden Abschnitt der politischen Grenze zwischen dem Halsgericht Marktleugast und dem Stadtvogteiamt Münchberg bündeln sich die Lautgrenzen wieder, wobei sich das guttenbergische Sauerhof weitestgehend dem Osten angeglichen hat. Obgleich sich die Konfessions-

grenze vom dortigen Stambach nach Süden fortsetzt, würde die Mundartgrenze nun wieder deutlich ausgeprägt nach Westen schwenken, also entlang der Grenze zwischen Marktlegast und dem ehemaligen Halsgericht Marktschorgast. Das zu diesem Halsgericht gehörende Gundlitz spricht aber eine Stambach sehr ähnliche Mundart (WERNER 1961:307). Hier kann ergänzt werden, dass Gundlitz eine sehr ungewöhnliche konfessionelle Bevölkerungszusammensetzung hat. Obgleich im katholischen Gebiet des Amtes Marktschorgast gelegen, lebten hier 1880 nur 41,2 % Katholiken, aber 58,8 % Protestanten. Die Regel war damals und auch noch bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges²¹ eher ein starkes Gefälle bzw. ein Verhältnis zwischen den beiden Konfessionsanteilen einer Ortsbevölkerung von etwa 1 zu 9. Beispielsweise waren 1880 im evangelischen Bischofsgrün 10,3 % Katholiken gemeldet oder im katholischen Marktschorgast 13,8 % Protestanten.²² Sucht man nach Orten mit einer ähnlichen Verteilungen in Ostoberfranken, ergibt sich, dass bis auf Hinterkleebach im Bayreuther Raum alle derartigen Orte im Frankenwald in diesem katholisch-evangelisch bambergisch-bayreuthischen Übergangsgebiet lagen. Die genauen Zahlen zeigt die folgende Zusammenstellung.²³

Gemeinde	BezAmt	E	Kath	%	Prot	%
Presseck	SAN	1031	156	15,1	874	84,8
Hinterkleebach	BT	367	105	28,6	262	71,4
Guttenberg	SAN	1145	357	31,2	788	68,8
Sauerhof	MÜB	507	174	34,3	333	65,7
Ziegenburg	Berneck	318	117	36,8	201	63,2
Gundlitz	MÜB	485	200	41,2	285	58,8
Schwarzenstein	NAI	509	218	42,8	291	57,2
Heinersreuth	SAN	713	311	43,6	402	56,4
Höfles	KC	305	166	54,4	139	45,6
Traindorf	SAN	444	337	75,9	107	24,1

Kehren wir zu Werner zurück und folgen ihm auf dem letzten uns interessierenden Abschnitt der Mundartgrenze. Im Bereich von Cottenau ist sie noch gebündelt, doch weiter westlich teilt sie sich wieder und die Einzelstränge laufen um Ludwigschorgast, Kupferberg, Guttenberg und Vogtendorf herum, um sich erst zwischen Untersteinach-Stadtsteinach wieder zu vereinigen. Es liege hier eine mit Gösmes vergleichbare Erscheinung vor. Ein Teil der baireutischen Lautung würde schon vorzeitig abgebremst, während andere Merkmale wiederum zum Teil weit ins bambergische Gebiet eingedrungen seien (Werner 1961:307).

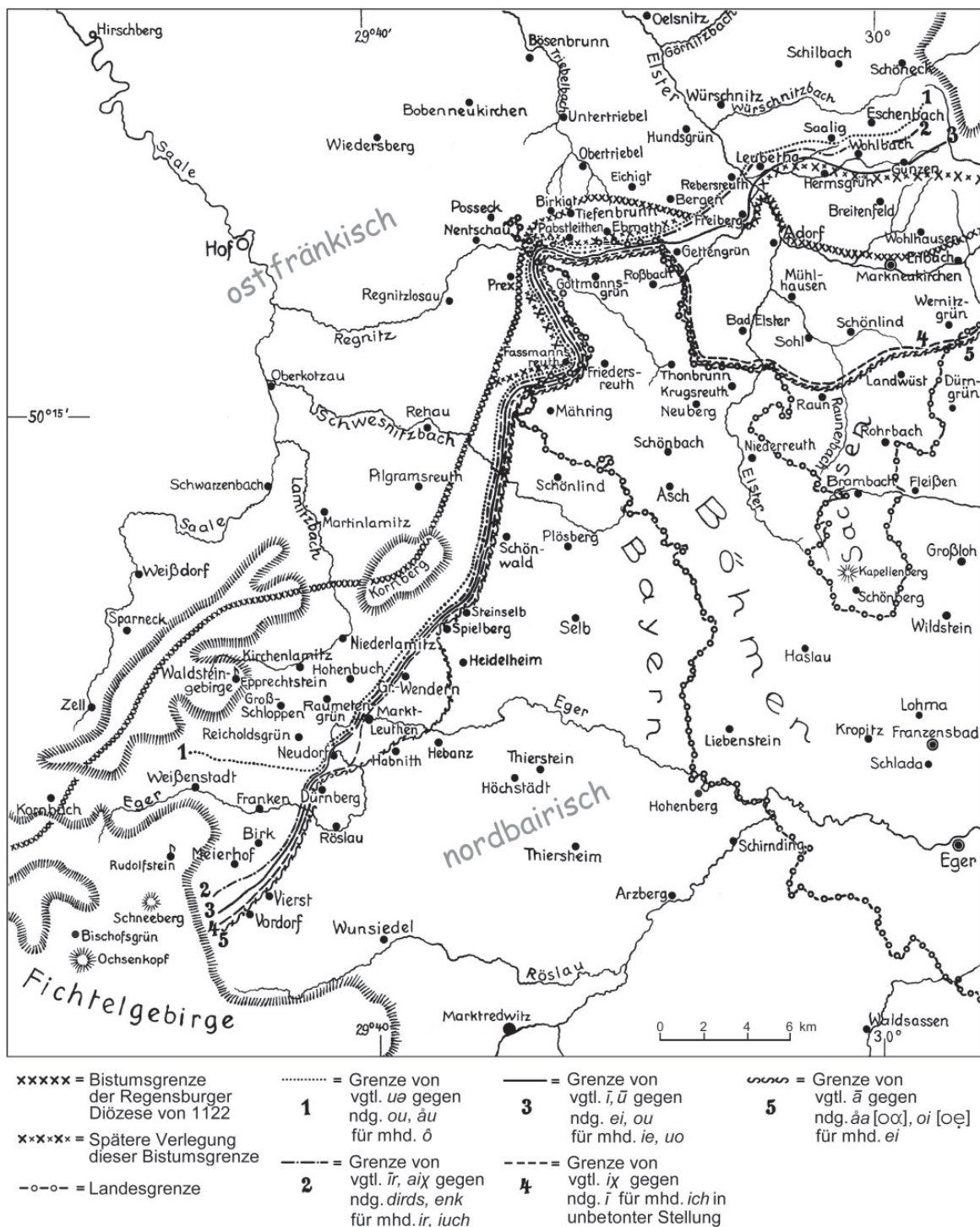
2.4.2 Nordbairisch

Das Nordbairische, das zu der bairisch-österreichischen Dialektfamilie gehört, reicht im Untersuchungsgebiet mit seiner nordwestlichen Grenze bis auf etwa 20 km an Bayreuth heran. Sie verläuft dann in nordöstlicher Richtung und durchschneidet das Fichtelgebirge. Von Steger wird sie *Nordbairische Hauptmundartlinie* genannt. Das Dialektgebiet zu ihrer Rechten bezeichnet er als Nordoberpfälzer Raum (1968:passim). Den weiteren Verlauf dieser Grenze hat Meinel (1932) auf

21 Erst durch den Zustrom von Flüchtlingen und Vertriebenen ab 1945 nahm der jeweils anderskonfessionelle Bevölkerungsanteil in den Ortschaften stark zu.

22 Die Volkszählung im Deutschen Reich am 1. Dezember 1880 war die erste nach dessen Gründung.

23 BezAmt = Bezirksamt, E = Einwohner, Kath = Katholiken, Prot = Protestanten



Karte 6 Die Hauptlautgrenzen zwischen dem ostfränkischen und nordbairischen nach Meinel 1932 (stark überarbeiteter Ausschnitt der Meinelschen Karte I Lautgrenzen)

der Basis mehrerer Monografien ermittelt. Das Ostfränkische nennt er in diesem Bereich *vogtländisch*, was angesichts der verschiedenen Verwendungen dieses Begriffes verwirrt. Man kann sich behelfen, indem man die Bezeichnungen sächsisches und bayerisches Vogtland heranzieht, muss sich aber vergegenwärtigen, dass die Frage, wie weit die Merkmale ins Hinterland reichen, unberührt bleibt. Denn Meinel sah seine Hauptaufgabe lediglich in der Feststellung aller wirklich erfassbaren Dialektgrenzen und ihrer geografischen Festlegung zwischen den in Frage kommenden

Ortschaften (MEINEL 1932:3). Er kommt zu dem Ergebnis, dass sich die beiden Dialektgruppen in zehn Hauptmerkmalen unterscheiden, die er geografisch durch fünf Hauptgrenzen festlegt. Diese stellt er in einer Karte dar, die wir in überarbeiteter Fassung wiedergeben.²⁴ Wir sehen, dass die fünf Grenzen gebündelt durch unser Untersuchungsgebiet verlaufen. Zwischen Rehau und Mähring²⁵ stoßen sie auf die deutsch-tschechische Staatsgrenze und laufen auf dieser um unsere Informantenorte Gottmannsgrün und Roßbach herum, um sich dann bei Gettengrün aufzuspalten. Die Grenzen der Merkmale 1, 2 und 3 verlassen unser Untersuchungsgebiet nach Nordosten in Richtung Erzgebirge, 4 und 5 gehen weiter mit der Staatsgrenze nach Süden, knicken mit ihr bei Thonbrunn nach Osten, um erst bei Raun den obervogtländischen Zipfel in ostnordöstlicher Richtung zu durchqueren. Das erste der Hauptmerkmale des Nordbairischen sind die gestürzten Diphthonge *ei* und *ou*, die wir bereits aus dem Nordosten des Frankenwaldes bzw. dem dortigen Teil des Nordbairischen her kennen. Ja, sie „gelten als das definierende lautliche Kennzeichen der nordbairischen Mundarten“ überhaupt (ROWLEY 2000:14).²⁶ Wir erinnern uns, dass sie sich – so die wissenschaftliche Annahme – aus den rekonstruierten mittelhochdeutschen Doppellauten *ie* und *uo* entwickelt haben, die sonst im Neuhochdeutschen allgemein zu *ī* und *ū* wurden (GÜTTER 1971:7, Karten 13–18; HARNISCH 1983:1).

Dass das mittelhochdeutsche *â* ebenfalls zu *ou* werden konnte, hatten wir ebenfalls schon im evangelischen Teil des Frankenwaldes und zusätzlich im Bambergischen kennengelernt. Im Nordbairischen tritt dieser Diphthong nun als typisches phonetisches Merkmal auf, wobei hier hinzukommt, dass auch mittelhochdeutsches *ô* zu *ou* wurde. Im Neuhochdeutschen haben sich beide als *ō* bzw. *ā* erhalten. Rowley (1990b:417) nennt hier das Beispiel *wōu* ‘wo’ und bemerkt, dass dieses Merkmal Anlass zu den verschiedenen linguistischen Stereotypen und Autostereotypen über diesen Dialekt gibt. So fragen Zentralbairisch-Sprecher und Franken, wie man einen nordbairisch sprechenden Oberpfälzer zum Bellen bringe. Die Antwort lautet, man sage ihm, es gäbe Freibier, worauf er dann erregt frage *wōu? wōu?* ‘Wo? Wo?’. In der Tat wird dies sehr häufig erzählt, wird aber nie auf die Frankenwäldler angewendet.

Meinel zog nun dieses Phänomen als Hauptunterscheidungsmerkmal zu seinem „Vogtländischen“ heran, wo aus mhd. *ô* der Doppellaut *ūā* wird (siehe Grenze 1 seiner Karte). Gütter (1971) stimmt mit dem Grenzverlauf überein, stellt aber in seiner Karte 9 dieses ue-Gebiet als einen blossen Streifen dar, der bei Kirchenlamitz beginnt, in nordnordöstlicher Richtung – Rehau einschliessend – verläuft, um sich an der sächsischen Grenze trichterförmig zu öffnen. Zusätzlich zeichnet er zwei kleine Gebiete ein, eines mit *ō* um Hof-Oberkotzau-Schwarzenbach/Saale und eines mit *ū* um Weißenstadt. Sein Text will dann zu dieser Karte nicht so recht passen: „In der Stadtmundart von Hof gilt für mhd. *ô* der Monophthong *ō*, um Schwarzenbach/Saale dagegen teilweise noch *ū*. Das *ō* hier hat sich erst in jüngster Zeit ausgebreitet“ (GÜTTER 1971:9). Ich selbst hörte bei meinen SNOB-Erhebungen von den ältesten Gewährspersonen in Hallerstein und Schwarzenbach durchaus das *ūā* wie etwa in *šdrūā* ‘Stroh’ und *šrūādh* ‘Schrot’. Der dargestellte Forschungsstand ist also äusserst unbefriedigend, und man kann die Ergebnisse des Sprachatlases von NO-Bayern nur

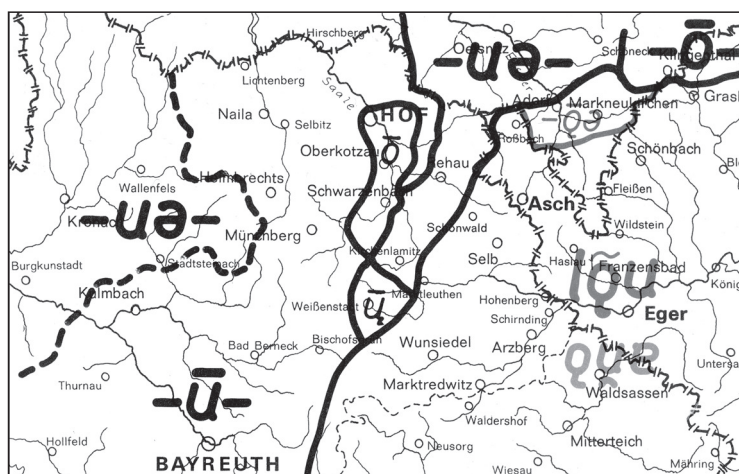
24 Viele Ortsnamen wurden ergänzt, vor allem jene, die in der vorliegenden Untersuchung berücksichtigt sind, die Legende wurde neu geschrieben und die Karte insgesamt grafisch aufgearbeitet. Auf ein Stück im Osten wurde verzichtet.

25 Auf der Topographischen Karte L 5738 Rehau findet sich nur ein Eintrag „Dorfstelle Mähring (Ujezd)“. Das Dorf scheint also abgerissen zu sein.

26 Rowley verweist a.a.O. auf Kranzmayer (1956:56, Karte 15 und Hilfskarte 1) und Gütter (1971:7).

sehnlichst erwarten. Dieser wird dann allerdings die sächsisch-böhmische Grenze nicht behandeln. Mit Roßbach und Thonbrunn (Studánka) hat er zwar zwei böhmische Belegorte, doch keinen auf der vogtländischen Seite. Nach der Karte von Meinel würde Gettengrün, das offensichtlich nicht zu seinen Belegorten gehörte, im ou-Gebiet liegen. Dies ist meines Erachtens falsch, wenn mir auch eigene Belege für mhd. *ô* fehlen.

Anders beim mhd. *o* (kurz). Wie im Bambergischen kann es hier entweder erhalten bleiben (mhd. *corp*, *dorf*, *woche*, *tocke*) oder gedehnt, gehoben und ebenfalls zum -uə diphthongiert werden: so heisst es in Gettengrün *kʰr̥æbʏ* ‘Kopf’ oder *gr̥iəd̥n̥* ‘Knoten’ und nach Kössl in Roßbach (1998:93, 118) *gr̥iəd̥.ŋ* bzw. *gr̥iəd̥v*. Weitere Belege wären hierfür mhd. *boc* *b̥r̥æg* ‘Bock’, *sloz* *ʃl̥r̥æs* ‘Schloss’, *hof* *h̥r̥æv*, *droben* *dr̥uəm* oder *hose* *h̥r̥æs̥n̥*.



Karte 7 Ausschnitt aus der Karte 9 mhd. *ô* von Gütter 1971. Der Normalfall ist durch das Wort *rot* repräsentiert. Die hier grau dargestellten Sonderentwicklungen sind *ô* vor *r* wie in *Ohr* und *ô* vor *n* wie in *Lohn*.

Für Meinels fünftes Hauptunterscheidungsmerkmal, der Entwicklung mhd. *ei*, hatten wir oben beim Vogtländischen schon ein Beispiel genannt. Während es also im Ostfränkischen stets zu (langem) $\bar{a}$ wird, wird es im Nordbairischen zu qe / qi . So heisst in Höchstädt ein Kleid $\alpha \text{ glqe}d\text{t}$ und der dazu gehörige Stoff in Liebenstein $\alpha \text{ k\text{~}lqe}d\alpha\text{š}d\text{q}\text{~}$. In Roßbach erscheint die Lautung dem ganz regelmässig zu folgen, doch dann gibt es ebensoviel Gegenbelege. Ausser zu qe / qi kann dort *ei* auch zu $\text{o}\alpha$ werden, doch „in mehr als der Hälfte aller Fälle wird dieser neue Diphthong wieder monophthongiert, wobei ein [ä] entsteht“ (KöSSL 1998:126). Kössl gibt folgende Beispiele für „alte Mehrsilber“ (1998:106) an:

mhd.	nhd.	NORDBAIREUTISCH	ROSSBACH
seife	Seife	sāvn	sōefm
heime	zu Hause	dahām	dahōem
heis(er)	heisser	hāfəʳ	hōisere
speiche	Speiche	šbān	šbōex
breiten	breiten	brādŋ	brōet·n
bein	Bein	bā	bōα
klein	klein	glā	gloα
leim	Lehm	lāmα	lōam

Beispiele für die in Roßbach von der nordbairischen Regel abweichende Entwicklung von mhd. *ei* sind nach Kössl (1998:126) die folgenden:

mhd.	nhd.		ROSSBACH	mhd.	nhd.		ROSSBACH
zwei	zwei	>	dswǎ	heiz	heiss	>	hǎs
leip	Leib	>	lǎb	breit	breit	>	brǎd
weich	weich	>	wǎχ	seil	Seil	>	sǎl
kleit	Kleid	>	glǎd				

Zu den auffälligsten lexikalischen Unterscheidungsmerkmalen zwischen Ostfränkisch und Nordbairisch gehören ausserdem die Richtungs- oder Ortsadverbien. In der folgenden Aufstellung ist zudem ersichtlich, dass zum Teil auch grosse Unterschiede zwischen dem Baireutischen und Bambergischen bestehen.²⁷

nhd.	nordbairisch ROSSBACH	ostfränkisch-baireutisch SPARNECK	ostfränkisch-bambergisch WARTENFELS
hinein	āē	nâe	nâe
herein	āēα	râe	râe
hinaus	āſē	naoſ	naoſ
heraus	āſα	raoſ	raoſ
hinauf	āfe	naoγ	naoſ
herauf	āfα	raoγ	raoſ
hinunter	ōī	nūndə ^r	nūndə
herunter	untα	rūndə ^r	rōū
hier oben	dəūəm	hūm	hūəm
hier unten	dəhūnd·n	hūndn	hūndn
droben	drūəm	drūm	dūəm
drunten	drūnt·n	drūndn	dūndn
herum (hinum)	ime	rīm	rūm
hinan	ōē	hī, nō	nō
heran	ōī, qeχē	rō	nō, rō
(hin-)vor	vīəre	vīə ^r	fūē
(her-)vor	vīəα	vīə ^r	fūē
(hin-)hinter	hinte	nində ^r	ninde
(her-)hinter	hintα	rində ^r	rinde
hinüber	ībē	nībə ^r	nūbē
herüber	ībα	rībə ^r	
herüben, hüben	hīm	hīm	heſn
drüben	drīm	drīm	deſn
heraussen	dəhǎſn	haoſn	haoſn, haon

27 Die Formen für Roßbach hat Armin Bachmann für den SNOB erhoben, wobei die von ihm notierten Glottisverschlüsse (Glottalstops) vor anlautendem Vokal weggelassen wurden. Die Formen von Sparneck und Wartenfels wurden von mir erhoben.

nhd.	nordbairisch ROSSBACH	ostfränkisch-baireutisch SPARNECK	ostfränkisch-bambergisch WARTENFELS
draussen	draʃŋ	draoʃŋ	daoʃŋ, daon
herinnen	dəhɪnα	hɪnα	hɪnα
drinnen	ɔrɪnα	drɪnα	dɪn, dɪnα

Damit haben wir die Dialektfamilien, mit den wir es in dieser Untersuchung zu tun haben, in ihren wichtigsten Merkmalen vorgestellt. Der Nichtlinguist mag sich nur dann eine Vorstellung von der Lautung dieser Dialekte machen können, wenn er sich auf das Lesen der hier verwendeten Lautschrift einlässt. Wünschenswert wäre es, dem Rezipienten dieser Arbeit Hörbeispiele beizugeben zu können. In den heutigen Prüfungsordnungen ist das Beilegen von Datenträgern mit Ton- und Bilddokumenten bei Dissertationen noch nicht vorgesehen. Dies ist aber sicherlich nur eine Frage der Zeit.

3.0 Methodik

Bei dieser Untersuchung wurden Methoden aus der Ethnologie, der Dialektologie und der Fachsprachenforschung angewandt, die auf allen Ebenen – Erhebung, Verarbeitung, Interpretation und Darstellung – ineinander greifen. Im Folgenden werde ich die Methoden der Dialektologie und der Fachsprachenforschung sehr viel ausführlicher behandeln als die ethnologische, da die germanistische Literatur den Ethnologen weniger gut bekannt sein dürfte. Nach der kritischen Darstellung der Methoden beschreibe ich, welche Methode ich auf welcher Ebene anwandte. Es wäre hier falsch von *Phasen* zu sprechen, da dies eine Sukzessivität implizieren würde. Beispielsweise war es wichtig, schon während der Erhebungszeit das Material zu verarbeiten.

3.1 Ethnologie der Arbeit

Die Forschungsrichtung *Ethnologie der Arbeit* wurde, wie im Vorwort schon erwähnt, von Gerd Spittler und Mitarbeitern seit 1988 an der Universität Bayreuth entwickelt. Die Anfänge gehen auf die Jahre 1985/86 zurück, als jene Forscher noch an der Universität Freiburg/Br. lehrten. Nach einer Analyse einer Vielzahl von ethnologischen Arbeits-Darstellungen, stellt Spittler fest (1996:1), dass die Forscher stets reduzierten. So suchten sie Arbeit durch das Ziel zu erklären: man arbeitet, weil man hungrig ist oder weil man die dabei produzierten Gegenstände verkaufen oder tauschen will. Oder die ökologischen Bedingungen wurden hervorgehoben, so dass man beispielsweise aus der Kenntnis von Vegetation und Wesen der Tiere meinte, die Arbeit der Hirten ableiten zu können. Eine sehr häufige Ableitung ist die vom Arbeitsgerät. Aus Grösse, Form, Material und Funktion könne bestimmt werden, wie damit gearbeitet wird. Ökonomische, ökologische und technische Aspekte seien zwar wichtig für das Verständnis von Arbeit, würden aber eben nicht erklären, w i e

die Menschen die Arbeiten ausführten. Funktionale Notwendigkeiten erklärten noch nicht, warum Menschen diese Arbeiten lernen und ausführen, sie lieben oder hassen. Jene Faktoren erklärten nicht, welche Tätigkeiten ein Arbeitender ausführt, wie er sie erlernt, wie seine Arbeit in seinen Tages-, Jahres- und Lebenszyklus eingebettet ist.

Tatsächlich sei Arbeit ein komplexes Phänomen, das einer gründlichen Untersuchung bedürfe. Ausgehend vom Handlungsbegriff Max Webers, nach dem Handeln ein sinnhaftes Verhalten ist, stelle die *Ethnologie der Arbeit* die Handlungsperspektive ins Zentrum der Analysen. Arbeitsbeschreibung habe somit vom handelnden Menschen auszugehen. Dabei verdienten vor allem vier Bereiche stärkere Beachtung: die der Institution, der Performanz, der Rationalität und der Anthropologie der Arbeit.

Arbeit wird immer in einer Institution ausgeübt. Bei den Handwebern war dies einerseits das System der Verlagsweberei, in dem sie im Verhältnis zum Auftrag gebenden Fabrikanten standen. Vor allem aber wurde die Handweberei in der Familie, unter Mitarbeit von Familienmitgliedern ausgeübt. Allen Familienwirtschaften ist gemeinsam, dass man zusammen isst, wohnt und produziert. „Daraus ergeben sich wichtige Fragestellungen für das Arbeitsthema: das Verhältnis von Arbeit und Konsum, die Zusammensetzung des Hauses und die Arbeitsteilung, die Struktur des Hauses und seine Auswirkungen auf Arbeitsmotivation und -qualifikation“ (SPITTLER 1996:2).

Jegliche Arbeit folgt einer bestimmten Rationalität. In den industriellen Gesellschaften „gilt Arbeit als Prototyp eines zweckrationalen Handelns. Damit ist gemeint, daß die Mittel effizient für die Erreichung eines Zieles eingesetzt werden“ (SPITTLER 1996:3). Was von anderen Gesellschaften als zweckrational angesehen wird, hängt sehr von ihrer Weltsicht im Sinne von Konzeption der Dinge an sich ab – ist also kulturabhängig. Magie beispielsweise steht für viele dem zu erreichenden Ziel im Wege. Tatsächlich aber verfolgen auch wir magische Praktiken. Nehmen wir ein Beispiel aus der Handweberei. Auch wenn die Informanten der vorliegenden Untersuchung es als Aberglauben abtaten, existierten auch hier magische Handlungen, die auf ein zügiges und problemloses Fertigstellen des Auftrages abzielten.²⁸ Nach Spittler gehörten zur Rationalität ausserdem Glück, Eigensinn oder Segen.

Arbeit stellt die verschiedensten Anforderungen an den Ausführenden. Er muss bestimmte Fähigkeiten wie Kraft, sich Konzentrierenkönnen, Ausdauer, aber auch Kenntnisse mitbringen. Diesen Aspekten geht die Frage der Performanz nach. Neben den Kompetenzen gehören auch Aspekte hierher wie Anstrengung, Disziplin, Eifer, Arbeitserleichterung, Arbeitsintensität, Motivation, Mühe, Belastung, Beunruhigung, Erschöpfung, Faulheit, Fleiss, Geduld, Müdigkeit, Mühe, Schwierigkeit, Sorge, Trägheit, Zeitvergeudung oder Überlastung (vgl. SPITTLER 1998:*passim*).

In der Anthropologie der Arbeit schliesslich wird thematisiert, was die Arbeit für den Menschen bedeutet, der ja Freude oder Leid bei der Arbeit empfindet, der sich bei der Arbeit bildet oder durch sie entfremdet wird.

Kurt Beck hat in seinem Beitrag *Ethnologische Arbeitsforschung in Bayreuth* (1996:357–74) die Geschichte dieser ethnologischen Unterdisziplin dargestellt und einen Überblick über 54 Publikationen, die dieser Forschungsrichtung folgen, gegeben. Seitdem kamen weitere Werke hinzu, wie etwa Spittlers *Hirtenarbeit* (Köln 1998). Alle diese Arbeiten beschäftigen sich mit afrikanischen

28 siehe das rasche Abnehmen des Aufbäumprügels in Kap. B 1.1.3.1

Gesellschaften. Meines Wissens wird die Arbeitsethnologie in der vorliegenden Untersuchung erstmals auf arbeitende Menschen in Europa angewandt.

3.2 Dialektologische Methode

Die für diese Untersuchung angewandte dialektologische Erhebungsmethode wurde von Baumgartner und Hotzenköcherle in den 1930er Jahren für den Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) entwickelt. Dieser wurde 1935 begründet, seit 1944 von Paul Zinsli mitgetragen und später von Rudolf Trüb fortgeführt. Er gilt als der bedeutendste deutsche Regionalatlas (TRÜB 1982:151).

Die gesuchten dialektalen Begriffe und Redewendungen werden bei dieser Erhebungsmethode erfragt und in der Lautschrift Teuthonista – oder korrekterweise in einer Teuthonista-Version – sogleich in ein Fragebuch eingetragen. Während Almeida und Braun die Problematik dieses Transkriptionssystems erläutern (1982:602ff.), betont Trüb, dass es den Exploratoren erlaubt „wirklich akustisch-impressionistisch, d.h. phonetisch zu notieren, wogegen das API-System zu phonologischer Notierung“ verleiten würde (TRÜB 1982:153). Dieser Unterschied ist sicherlich auch dadurch bedingt, dass bei der Teuthonista zunächst die Grundzeichen geschrieben und dann erst die Lautqualitäten durch Diakritika (über oder unter den Grundzeichen) gekennzeichnet werden.

Bei der Befragung dürfen die Begriffe nicht im Standarddeutschen vorgesagt werden, um sie von den Gewährspersonen in ihren Dialekt übersetzen zu lassen. Die Begriffe werden vielmehr umschrieben. Beispielsweise würde die Frage nach Leinwand (Linnen) in etwa lauten: „Wie nennt man einen feinen Stoff aus Flachsfasergarn?“; Antwort: *lâemēd̥*. Oder: „Wie sagt man für die Tätigkeit, bei der Stoff entsteht? (weben)“; Antwort: *wîr̥k̥n̥*. Trüb nennt dies „von der Sache aus“ fragen (1982:153). Aus der Kenntnis meiner eigenen Exploratorentätigkeit für den Sprachatlas von Nordost-Bayern (im weiteren SNOB) gesehen, soll dies eine Beeinflussung der Informanten verhindern. Denn ein bestimmter Typus von Informant antwortet auf Fragen wie „Wie sagen Sie zu *weben*?“ mit: „*wēbm̥* – sagen wir schon auch“. Dieser Informantentyp wechselt also in die Umgangssprache bzw. verwechselt Umgangssprache und Dialekt. Die Beeinflussung besteht hier darin, ihm eine Form vorzugeben und diese quasi zu suggerieren. Andererseits gibt es aber auch häufig den Informantentypus, den man durchaus bitten kann, standarddeutsche Wörter in den Dialekt zu übersetzen. Nicht nur nach meinen eigenen Erfahrungen ist ein sprachliches Abstraktionsvermögen sehr häufig anzutreffen; insbesondere bei Frauen.

Für Sprachatlanten ist die Einhaltung des Prinzips der Vergleichbarkeit grundlegendes methodisches Erfordernis. Deshalb dürfen nur ortsfeste Gewährspersonen befragt werden. Dies bedeutet für die einen Atlanten lediglich, dass die Gewährspersonen lange Zeit am Ort ansässig sein müssen. Bei anderen Atlasprojekten bevorzugt man hingegen Gewährsleute, die nie über längere Zeit ihren Heimatort verlassen hatten, die im Ort selbst ihren Ehepartner fanden und deren Familien nach Möglichkeit bereits seit Generationen dort ansässig waren (NIEBAUM/MACHA 1999:12). Beim SNOB waren die Ansprüche in der Theorie besonders rigide. Die Gewährsperson sollten nicht nur im Erhebungsort geboren, aufgewachsen und möglichst ohne mehrjährige Abwesenheit dort gelebt haben, sondern mindestens ein Elternteil musste ebenfalls vom Ort gestammt haben. Die Geburt wurde dabei höher bewertet als die Zeit der sprachlichen Sozialisation, was freilich unsinnig wird, wenn ein Informant beispielsweise als nicht ortsfest abgelehnt wird, weil er und beide Eltern andernorts geboren wurden, er aber ab dem zweiten Lebensjahr von den ortsfesten Grosseltern dort erzogen wurde. Weiterhin wurden zum Ort nur solche Siedlungen, Dörfer und Weiler gerechnet, die bis

TEIL B

1.0 Die Arbeit des Handwebers und seiner Helfer

1.1 Arbeitsschritte und fachsprachliche Termini

Wie einleitend erwähnt, geht es uns in dieser Untersuchung um die Handweber im Verlagssystem, die von einem Auftraggeber Garn zur Verfügung gestellt bekamen und daraus das vorgeschriebene Gewebe webten. Bevor der Weber jedoch mit dem eigentlichen Weben beginnen konnte, war eine ganze Reihe von Vorarbeiten notwendig, die er unter grosser Mithilfe seiner Familienangehörigen leistete. Zu diesen unter dem Begriff *vorrichten* zusammengefassten Arbeitsschritten gehörte das Spulen des Garns für die Kette, das Zetteln oder Schweifen, womit das Herstellen der Webkette gemeint ist, das Anrichten und gegebenenfalls das Stärken oder Schlichten. Mit dem *Anrichten* wird verstanden, die Kette auf den Webstuhl zu bringen. Es gliederte sich wiederum in die Arbeitsschritte aufbäumen, einziehen, Blatt stechen, anschnüren und andrehen. Das Weben selbst besteht aus einer Vielzahl von Tätigkeiten, die in Haupttätigkeiten und in wiederkehrende Tätigkeiten zusammengefasst werden können. Die ersteren sind das Schnellen, Anschlagen, Treten, Wechseln und Abweben. Zu den wiederkehrenden gehören das Breithalten, das Zulassen, das Ölen des Arbeitsgerätes (Schützen und Schnellspindel) und das Benetzen des Garns. Eine Sonderstellung nimmt das Schuss spulen ein. Es muss parallel zum Weben durchgeführt werden und zwar täglich mehrmals.

Wir werden von nun an nicht von *Verlegern* sprechen, sondern – wie die Handweber im Untersuchungsgebiet selbst – von *vǫbrǣkǣndn* ‘Fabrikanten’. So bezeichneten sich die Verleger und Tuchhändler im deutschsprachigen Mitteleuropa ganz allgemein seit dem 18. Jahrhundert. In Oberfranken und dem Ascher Gebiet hat sich dies bis zuletzt erhalten und ist insofern irritierend, da die Aufträge in der Endphase der Handweberei überwiegend von Industriellen bzw. Inhabern mechanischer Webereien kamen, also von Fabrikanten in unserem heutigen Sinne. Nur noch bis in die 1930iger Jahre gab es die *vágdǫʀn* ‘Faktoren’, die grössere Aufträge meist sächsischer Fabrikanten aufteilten und an Handweber ausgaben. Andererseits gab es – wenn auch sehr selten – Handweber, die selbst *vagdǫʀd* ‘faktoriert’ haben.

1.1.1 Spulen

Mit dem Wort *spulen* meinen die Handweber Verschiedenes. Sie verwenden es übergreifend für alle Vorarbeiten, wie beispielsweise in der häufig zu hörenden Aussage über das Handweben „Der Mann hat gewebt und die Frau gespult“. In einem engeren Sinne versteht man darunter ‚das Garn vom Strang auf Spulenkörper aufspulen‘ und in einem noch engeren Sinne unterscheiden die Weber zwischen *šbʉln* ‚die Kette spulen‘ und *šbiłα maχŋ* ‚den Schuss spulen‘. Im gesamten oberdeutschen Sprachraum sagt man für die heute *Kette* genannten Längsfäden *Zettel*. Will man deutlich machen, dass man vom Spulen für die Kette spricht, sagt man dementsprechend *ǫʃedl*

Shetland-Decke

61303

Art: 38 Dessin: 6 Breite: 160 + 180 Ketten-Nr.: Weber:

Produktion: 40 Stck. Anlegelänge: 95,- m

Kettendichte: 27/4 Rohre à 10 cm Warenbreite: 340 Fdn.

Schubdichte: 2 Schuß à 1 cm Blattbreite: 74 cm m. L.

Bindung: 4 Blätter Rohrweite: 162/180 cm Fransen: 14/15 cm

Schärmuster:		Schußmuster:	
x 20 Rte. 4. Bords		o 24 Rte. 4. Bords	
p = R. Haar		p = R. Haar	
20 = 4. Bords		x 24 = 4. Bords	
12 = m. Haar		12 = m. Haar	
10 = w. Haar		10 = w. Haar	
p = m. Haar		p = m. Haar	
10 = w. Haar		10 = w. Haar	
p = R. Haar		p = R. Haar	
10 = w. Haar		10 = w. Haar	
p = m. Haar		p = m. Haar	
10 = w. Haar		10 = w. Haar	
12 = m. Haar		12 = m. Haar	
256		280	
3 m. Haar in 124 Rte.		4 m. Haar in 124 Rte.	
o mit 24 Rte. m. Haar		o mit 104 Rte. m. Haar	
+ " 24 " w. Haar		+ " 104 " w. Haar	

Kettmaterial:	Muster Gew.	Auftr. Gew.	Schlußmaterial:	Muster Gew.	Auftr. Gew.
4. Bords		19.4	20.6		
2. Bords		1. -	0.9		
m. Haar		3.7	3.6		
w. Haar		3.7	3.6		
R. Haar		0.8	0.8		

7/11 Shetland

Abb. 11 Schärzettel für eine Shetland-Decke



Abb. 12 Alwin Wolfrum aus Gösmes hinter seinem etwa 100 Jahre alten Webstuhl

šbɥlɪn ‘Zettel spulen’. *Zettel* kann aber auch ‘neuer Auftrag’ bedeuten. Kam der Weber vom Liefern zurück und brachte einen solchen mit heim, fing er mit seiner Familie noch am gleichen Tag mit dem Spulen an. Doch bevor mit dem eigentlichen Zettelspulen begonnen werden konnte, musste der Weber verschiedenes berechnen. Am Anfang des Webens stand also Kopfarbeit. Was er alles ausrechnen musste, hing davon ab, ob er mit dem Garn ein Webrezept mitbekommen hatte und wenn ja, welche Angaben auf diesem verzeichnet waren. Seitens der Firmen wurden diese Webanweisungen *Schärzettel* oder *Schärbrief* genannt, von den Webern *mʏʂdər* ‘Muster’ oder *ʒʃedlmʏʂdər* ‘Zettelmuster’. Nach Richard Greissinger aus Gundlitz war beim Material keine *wēbaovgōb* ‘Webaufgabe’ dabei gewesen. „Wenn die gesagt haben ‚Damast‘, hat der

Weber genau gewusst, was er zu machen gehabt hat”.¹ Greissingers webten Leinen und zwar einfarbig. Das Gewebemuster kam hier bindungstechnisch zustande. In der Buntweberei hingegen war es durchaus notwendig, dem Garn eine Webanweisung mitzugeben. Alwin Wolfrum aus Gösmes gibt mir einen Schärzettel für eine Shetland-Decke mit. Er hing bis 1995 beim ihm im Webstuhl. Die Angaben sind sehr detailliert und in ein Din-A-4-Formblatt handschriftlich eingetragen, wie in Abb. 6 zu sehen ist. Bevor diese aufkamen, waren die Webrezepte neun Zentimeter breite und etwa 60 cm lange gelbe oder beige Papierstreifen (siehe Abb. 7). Lotte Schramm erinnert sich, dass die schon so aussahen als ihr Grossvater in Sauerhof noch *hɔndgəwēim* ‘handgewebt’ hat. Wie bei ihm hing auch in der Familie ihres Mannes Ernst das Zettelmuster am Webstuhl, und zwar an der linken Säule.

Berechnen der Anlegelänge

War auf diesem Muster nur die Länge der fertigen Ware angegeben – was früher die Regel gewesen sein soll –, musste der Weber als erstes berechnen, wieviel Meter er *ōlēɲ* ‘anlegen’ musste. Das heisst, wie lang musste er den Zettel machen, damit er am Ende die gewünschte Stofflänge erhielt. Unter vielem anderem musste er einen Teil für das Andrehen und das Abweben mit einkalkulieren. „Meistens hat man ein, zwei Meter mehr genommen, weil du hast ja zum *ōuwēim* ‘Abweben’ hinten eineinhalb Meter gebraucht. Und beim Anfang hast ja auch einen halben Meter bis du angedreht hast,” sagt Ernst Schramm aus Grünlas. Komplizierter als bei Meterware war es in der Schalweberei, weil da – so Lotte Schramm – nur die Stückzahl angegeben wurde, nicht aber die Länge. „Ist natürlich draufangekommen, wie lang ein Schal geworden ist. Wir haben sie meistens gemacht mit einem Meter sechzig. Die Franzen noch 16 cm, waren es 1,76 m. Naja, na musst du schon 1,90 m für einen Schal rechnen.” „Denn nochmal 14 cm *aeɐrbəd* ‘Einarbeit’ hast du schon gebraucht.” Damit fasst er zwei Dinge zusammen: das *aeuweim* ‘einweben’ und *aešbriɲɑ* ‘einspringen’, also zum einen das Kürzerwerden der Kette durch das Weben und zum anderen das Zurückgehen der fertigen Ware in den ersten Tagen nach dem Abnehmen vom Webstuhl, wenn kei-

¹ Hier ist es also das erlernte Wissen, die der Weber zur Erledigung des Auftrages haben muss.

ne Spannung mehr die Längsfäden dehnt. Der Weber muss also den Zettel ein ganzes Stück länger machen, als die *verzierte* 'fertige Ware' beim Liefern haben soll.

Darüber hinaus kam es beim Einarbeiten auf das Material an. Die Schals, die Alwin Wolfrum webte, waren meist aus Acryl. „Es hat eine 70/30-Mischung gegeben und davon sind auch Decken gemacht worden. Also 70% Wolle und 30% was anderes. Hat es auch die 50/50 gegeben. Da hast du aber schon wieder gemerkt, das Acryl, das dehnt sich nicht so. Es greift sich zwar wollig an, aber es dehnt sich nicht so.“ Ein Garn aber, das sich auf dem Webstuhl weniger dehnt, springt hinterher auch weniger ein. Wieviel Meter der Weber schliesslich anlegen musste, berechnete er nicht nach einem Schlüssel oder Prozentsatz, sondern das wusste er aus Erfahrung. „Mit Prozent ist da nichts gegangen“, sagt Lotte Schramm.

Zettelmuster

an beiden Außenseiten
je 16 Faden als Bändchen

Als Bindeleisten an den Schals
je 3 Faden Zwirn

Bindeleisten einwandfrei liefern.

Bändchen müssen in glatter Bindung und
reichlich 1 cm breit sein.

37 weiß
4x { 10 schwarz
10 ungerichtet
10 schwarz
10 weiß
4x { 10 ungerichtet
10 weiß
37 schwarz

ins ges. 374
pro 100 m

560/3
70 m

94 weiß 2 R₂₄
4x { 10 schwarz 2 L₂₄
10 ungerichtet 3 R₂₂
10 schwarz 24
4x { 10 weiß 3 L₂₄
10 ungerichtet 22
10 weiß 24

Fronz Alwin

Blatt: 56 Rohre p. 10 cm
Schulz

ausgeliefert bis

Blattbreite 33 1/2 cm
Fertige Rohbreite 31 cm
Rohlänge 118 cm
und extra 2x7 cm lange Zettelfransen

Am Anfang und Ende jedes Packes
10 cm Fransen

Achtung! Genau zetteln u. schiefen!
Nichts mehr abbrehen!
 Materialverlust bereits bei der
Berechnung berücksichtigt.

Bindung - 2 L₂₄ per 1 Sch₂₄
2 m

Artikel 560/561

Farbe

Kom. 89

Lohn DM / p. Dtzd.

Menge 51 2/3 Dtzd.

Dieses Muster mit der Ware zurückliefern!
Ware doubliert abliefern!
Am Anfang und Ende eines jeden Packes
muß ein ca. 15 cm breiter Vorschuß sein.

Zettel + Schuß

Material: Nm *12/12 x 24*

✓ 337 weiß
✓ 332 ungerichtet
✓ 366 schwarz
✓ 88 ungerichtet
✓ 93 dkl. gerichtet
✓ 28 hochrot
✓ 19 dkl. l. rot
✓ 19 d. marine
✓ 19 blau 32
✓ 8 motiv L

Bändchen
Zhl. á mtr.

Bindeleiste
Zhl. á mtr.

Schuß

Material: Nm

✓ 173 messung
✓ 14 oliv. mode -
schwarz
✓ 8 dkl. braun
kupfer
braunmode
✓ 4 orange
cardinal
✓ 4 h. blaugrün
✓ 4 dkl. braun

Abb. 13 Zettelmuster oder Schärmuster der Fa. Hohenberger Nachf., Hof (ohne Jahr). Links: oberes Drittel der Vorderseite, Mitte und rechts: oberes und mittleres Drittel der Rückseite

 Berechnen der Spulenanzahl und der Garnmenge auf den Spulen

Aber auch wenn – wie in der Spätphase der Handweberei – auf dem Schärzettel die Anlegelänge mit angegeben war, musste der Weber rechnen. Und zwar wieviel Spulen er von jeder Farbe brauchte und wieviel Meter Garn er auf jeder Spule benötigte. Wieviel Meter ein Strang hat, ist jedem Weber bekannt. Nach Fritz Beyer sind es 480 m, allerdings nur beim gefärbten Strang. „Normal waren es ja 500 m. Wenn es gefärbt ist, geht es ja zurück; dann ist es nimmer so lang. 480 m: musst du genau ausrechnen: wieviel Spulen brauch ich, wieviel muss ich aufspulen. Auf den Meter musst’ rechnen können. Gibts keinen Zweifel drüber. Wer das nicht kann, der soll gar nicht anfangen.“

Bei einem Beispiel geht Ernst Schramm von einer Kette von 100 m und einer Warenbreite von 360 Fäden aus, wobei fünf Schals nebeneinander gewebt werden. Das Muster wählt er so, dass er viermal runterzetteln kann. „Viermal 90 Fäden. Also hast 90 Fäden in deinem Gatter eingesteckt und das musst nō viermal runterzetteln. Zu einem Schal brauchst du 400 m und zu fünf *šēl* ‘Schals’ brauchst du 2000 Meter. Nō musst du aufspulen: auf den *šbūln* vier *šdrēlα* ‘Strang’. – Nun hat das grad mit Ach und Krach gelangt. Besser du hast zwei Meter weniger genommen, wie wennst du die 100 m genau genommen hast, und es hat dann nicht gereicht. Weil was ist denn, wenn du die 90 Spulen machst und hast auf jeden zwei *šdrēlα* nauf und wenn du das letztmal runterzettelt, hast du vielleicht noch 15 oder 20 m und hast nichts mehr auf die *šbūln*. Also ist es besser, wennst 98 m genommen hast. Nō hat es hingehauen.“ Dabei werden aber die letzten fünf Schals dieses Packs nicht zu kurz, wie man annehmen könnte. Denn bei der Garnmenge war ein gewisser *vərlyšd* ‘Verlust’ mit einkalkuliert. „Manchmal reisst der Faden doch auch ab. Dann gehen ein, zwei Meter verloren. Also da musst man immer ein paar Prozent Verlust hineinrechnen.“ Am Ende „wenn es genau die 100 m werden sollten, nō musst du auf jeden Spulen nochmal 20, 30 m hinaufspulen. Dass es wirklich gereicht hat. Aber wenn du das nicht gemacht hast, nō warst zuletzt da gestanden, hast noch 20, 30 m gehabt und es war nichts mehr auf den Spulen.“²

Die richtige Menge aufzuspuhlen war also später für das Zetteln wichtig. Das genaue Berechnen sieht Erwin Krögel unter dem Aspekt der „unnötigen Arbeit“, die sich keiner machen möchte. „Nicht wenn der Weber halb oder dreiviertel gezettelt gehabt hat, dann die Spulen alle waren und dann nachspulen musste bzw. nachsetzen oder aber er hat alles raufgespult und wenn er dann gezettelt gehabt hat, war die Hälfte noch drauf, hätte also unnötige Arbeit gemacht.“³ Freilich ist auch das Nachsetzen, bei dem alle Fadenenden mit denen der nachgespulten Fäden verbunden werden müssen, eine „unnötige Arbeit“, eine also, die man sich sparen kann, wenn man gleich richtig rechnet und dementsprechend spult. Ausserdem würde man die Knoten in der Ware sehen, das heisst die Qualität wäre weniger gut. Noch schlimmer ist aber, wenn beim Nachsetzen ein oder gar mehrere Fäden übersehen werden. Dann kommt es zu Zettelfehlern und die wären nach Ludwig Beck schlimmer als die Webfehler. „Die kriegt man, wenn überhaupt, nur mit grösstem Aufwand wieder raus.“

Dennoch kam es vor, dass man nachsetzte. Der Schalweber musste dann das Bespulen der Zettelspulen so berechnen, dass er zwischen zwei Stücken die Kettfäden verlängern konnte. „Also wollen wir mal sagen“ erklärt Alwin Wolfrum, „jetzt sind drei Schal fertig und ich brauch einen vierten Schal noch, dann wird jede Spule angebunden. Oder gleich ganz neu eingesetzt.“ Ernst Schramm findet „neu einsetzen war das Beste“. Allerdings musste der Weber darauf achten, dass der Strang

2 Ernst Schramm

3 Krögel

von derselben Farbpartie war wie der vorhergehende. Denn in der Färberei kam es vor, dass die Farbe nicht ausreichte und nachgefärbt werden musste. Das hätte niemals exakt übereingestimmt, sondern war stets ein Schimmer anders als das vorherige. „Das Nachsetzen konnst mitten im Schal nicht machen. Das musstest zwischen *dî lēŋ* ‘den Längen’ machen”.

Wieviel die Spulerin aufspulte, hing auch von den Abständen der Stäbe im Zettelgatter ab, in das die Spulen anschliessend eingesetzt wurden. Sie durfte sie also nicht zu dick machen. Dabei spielte freilich auch das Garnvolumen eine Rolle. Von einem feinen Garn liessen sich mehr Meter aufspulen, als von dicker Wolle oder gar von einem Effektgarn wie dem Loop. Dieses nennen die Weber im Frankenwald *lūgſ* ‘Lux’, *mōhēα* ‘Mohair’ oder *šlīŋlaswōln* ‘Schlingleinwolle’. Letztere Bezeichnung entspricht dem englischen Original und rührt von den Schlingen her, die entlang des Grundfadens angezwirnt sind. In der weiteren Verarbeitung werden sie später aufgerissen, wodurch sich der Mohaireffekt einer flauschigen Oberfläche ergibt. Wieso allerdings aus *Loop* ‘Lux’ werden konnte, ist unklar. Da beide Wörter in deutscher Schrift geschrieben eine grosse Ähnlichkeit haben, könnte sich diese Form möglicherweise aus einem Lesefehler ergeben haben:

Loop Lūp Lūp

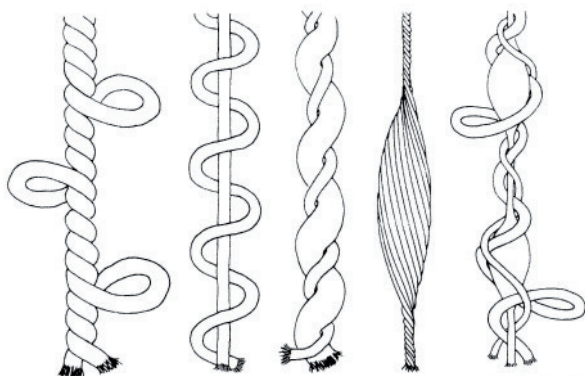


Abb. 14 Beispiele für Effektwirne (nach CRAEGER 1985:31). Bei Loop-Zwirn werden später die Fadenschlingen an der fertigen Ware aufgerissen, wodurch sich der typische Mohairflaum ergibt.

Wer Leinen mit nur einer oder zwei Farben webte, tat sich beim Berechnen der Spulen sehr viel leichter. Für den Buntweber hingegen, der oft mit sechs, sieben, ja bis zu zwölf Farben zu tun hatte, die ausserdem im Muster unterschiedlich häufig vorkamen, hing die Berechnung von mehreren Faktoren ab. Hatte er etwa nur wenig Platz und konnte nur zwei Zettelgatter aufstellen, musste er das Garn anders auf die Spulen verteilen, als wenn er drei oder vier Gatter verwenden konnte. Bänder mit nur wenigen Fäden wird er ebenso vermieden haben, wie solche mit einer hohen Anzahl von Fäden. Bei wenigen hätte er um so häufiger runterzetteln müssen und sie hätten „schlampern” können. Bei sehr vielen Fäden bekam er beim Schränken Schwierigkeiten und musste umso mehr Kraft aufwenden, um sie von den Spulen auf dem Zettelgatter abziehen. Ungefähr 60 Fäden, denkt Ernst Schramm, hatte solch ein *bōnd* ‘Band’ gehabt. Andererseits hätte man schon darauf geachtet, das Zettelgatter voll zu bekommen. Schramms hatten eines, in das 96 Spulen hineinpassten, also mit 24 Zettelstangen übereinander, grundsätzlich vier Spulen nebeneinander. Allerdings konnten sie die Spulen nicht sehr gross machen, weil die Löcher für die Zettelstangen eng beieinander gebohrt waren. „Was die Sache so schwierig macht”, gibt Ludwig Beck hinzu, „ist, dass es immer mehrere Möglichkeiten gibt, zu schären⁴”.

4 schären = ‚zetteln‘

Eine weitere Variable beim Berechnen der Spulenzahl war in der Schalweberei die Webstuhlbreite. Passten fünf Schals nebeneinander auf seinen Stuhl, musste der Weber das Garn auf mehr Spulen verteilen, als bei vier Schals. Laut Auftrag hatte der Weber eine bestimmte Stückzahl zu weben, die in Dutzend angegeben war. Musste er beispielsweise 60 Stück liefern, hatte er bei vier Schals 15 Längen, bei fünf Schals hingegen nur zwölf. Im einen Fall war der Zettel um 20% kürzer als im anderen, aber der Weber musste später um ein Fünftel häufiger runterzetteln. Die Anzahl der Schals nebeneinander hing freilich auch von der jeweiligen Schalbreite ab. Schramms webten manchmal sehr schmale Schals, wie etwa *k^hinašēl* 'Kinderschals', die sie sechsfach oder achtfach *ōrixdn* 'anrichten' konnten. „Das ist immer drauf angekommen. Wir konnten uns auf 1,80 m halten. Und da danach haben wir uns unsere *šēlα* eingerechnet, was hineinpasst auf 1,80 m.“⁵

Vor allem hing das Verteilen des Garnes auf die Spulen vom Muster ab. Günstig war es, wenn das ganze Muster in der Farbabfolge symmetrisch war. Dann konnte der Weber beim Schären *šde^αqfn* 'stürzen', womit wir uns im Kap. *Zetteln* noch zu beschäftigen haben. Schwierig wurde es, wenn das Muster so kompliziert war, dass der Weber nicht stürzen konnte. Ernst Schramm hatte einmal einen Auftrag, bei dem dies der Fall war und darüber hinaus die gesamte Gewebebreite aus einem einzigen Muster bestand. Auch wenn dies ihm gegen Ende seiner mechanischen Webereizeit passierte, sei es dennoch erlaubt, dies als Beispiel anzuführen. In diesem Punkt unterscheidet sich die Handweberei nicht von der mechanischen. „Das war die letzte *degŋ* 'Decke', die ich mit geweben hab. Da war die ganze Decken ein Muster. – Also so breit wie sie war: ein Muster. Da hat sich nichts wiederholt! Das hat eine ganz junge *dešáenara* 'Designerin' gemacht. Hab ich sel mal zum Siegel⁶ gesagt: ‚Richtest ihr einen schönen Gruss aus. Das soll sie selber mal zetteln.‘“ Dabei lacht er. „Naja, die haben noch keine Erfahrung, wie sich das in der Praxis auswirkt.“

Von all dem Berechnen noch nicht genug. Aus der Handwebereizeit seines Vaters früher kann sich Ernst Schramm erinnern, dass der Weber ausserdem noch das Webblatt errechnen musste. Angegeben waren nur die Schussdichte und die Kettfadenzahl. „Wenn es geheissen hat, meinetwegen 30 breit, nq musstest du das *b1ōud* 'Blatt' dazu ausrechnen, dass das rauskommen ist.“ Und seine Frau fügt hinzu: „Ein Weber musst fai gescheit sein! Jaa! Schon wahr!“ Die von Webern und deren Nachkommen häufig geäusserte Bemerkung, dass ein Weber gut rechnen können muss, ist in den rechten Zusammenhang zu stellen. Noch im 19. Jahrhundert war Kopfrechnen oder schriftliches Rechnen keine allgemein verbreitete Fähigkeit. Die Einführung der Schulpflicht änderte dies erst allmählich, wobei daran zu erinnern ist, dass ihre Einhaltung gerade in den ländlichen Gebieten – insbesondere während der Erntezeiten – bis in die 1960er Jahre ein Problem darstellte. Vor diesem Hintergrund wird das Rechnenkönnen zu einem echten Merkmal des Webers und die Betonung dieses Könnens bekommt einen gänzlich anderen Stellenwert.

Gerechnet wurde auf verschiedene Weise. „Da hat mein Vater eine Schiefertafel genommen und einen Griffel“, erzählt Hans Zapf, „und hat geschrieben. Und die Rettl, meine Grossmutter, die war gut auf dem Kopf. Die hat gesagt: ‚Brauchst nicht rechnen, ich weiss das schon, wieviel *gabIdə* 'Gebinde' aufgespult werden müssen.‘ Das hat die im Kopf gewusst, das war eine intelligente Frau“. Auch die beiden Schramms hatten die Zahlen während ihrer Webtätigkeit immer im Kopf gehabt.

5 Ernst Schramm

6 ein Firmenangestellter

Als sie mir das Berechnen der Anlegelänge erklären wollen, stellen sie allerdings überrascht fest, dass sie nun überlegen müssen, was sie früher stets sofort und unmittelbar wussten. Ernst Schramm beginnt sein Beispiel mit 100 Stück, meint erst, das seien immer 20 Längen gewesen, korrigiert sich zu 19 Längen, setzt von Neuem bei den Metern an, etwa 38 oder 40 Meter hätte man meistens auf 100 Stück genommen. Seine Frau korrigiert ihn, 60 Stück seien es gewesen, erkennt jedoch sogleich, dass das nicht stimmen kann. Endlich findet Ernst Schramm die Lösung „60 *lɛŋ* ‘Längen’ waren dreihundert Stück. 300 Stück waren 107 Meter. Nā hast du gebraucht 30, 35: 38 Meter. Auf 100 Stück. Rechnen wir mal 35. 3 mal 35 ist 105.“ Später kommt Lotte Schramm spontan auf diese Situation zurück: „Das vergisst man fai alles, mit die Meter und mit dem Anlegen. Früher hast‘ dein Zeug gehabt und hast genau gewusst, wieviel Meter das sind. Wie vorhin mit die 300 Stück: das hat man immer gleich gewusst: 105 m. Man hat überhaupt nicht überlegen brauchen. Da hatte man das Muster gehabt, und deine Meter hast schon im Kopf gehabt.“ Auch dieses Beispiel ist der mechanischen Weberei entlehnt. In der Handweberei mögen die Zahlen etwas niedriger gewesen sein. Am Prinzip jedoch ändert sich auch hier nichts.

Schramms rechnen ausschliesslich in Metern, während Hans Zapf davon sprach, seine Grossmutter hätte stets gewusst, wieviel Gebinde sie aufzuspuhlen hatte. Um zu erläutern, um was es sich dabei handelt, müssen wir uns kurz dem *wāfn* ‘Waifen’ zuwenden.

Waifen – unterbinden – Gebinde / Schock

Bei dieser Tätigkeit wurde das beim Handspinnen auf Knäuel gewickelte Garn in Stränge gepaspelt. Da der Weber das Material in dieser Form vom Fabrikanten erhielt, hatte er in der Regel nichts mit dem Waifen zu tun. Es sei denn, er behielt von einer Sorte Garn soviel übrig, dass er es wieder in Stränge zurückverwandeln konnte. Dennoch kennen alle die Begriffe aus diesem Bereich. Einige haben noch von der lang zurückliegenden *ɔfɪ lwāvn* ‘Zählwaife’ gehört, bei der der Waifer die Umdrehungen noch mitzählen musste. Von der *šnaɓwāvn* hingegen wissen alle Weber zu berichten. Im Gegensatz zur Zählwaife hat diese eine Übersetzung aus hölzernen Zahnrädern und eine Holzfeder oder Schleisse unten am Rahmen. Ein Holzstift seitlich an einem der Ritzel drückt die Schleisse immer weiter vom Rahmen weg und gibt sie erst nach 60 Umdrehungen wieder frei. Nun schlägt die Holzfeder lautstark gegen das Gestell zurück und erzeugt dabei den sogenannten *šnabɛɾ*. Hört der Waifer dieses Geräusch, weiss er, dass er die Fäden erneut *ɯndəɾbɪndn* ‘unterbinden’ muss. Das heisst, er nimmt eine Schnur oder einen festen Faden, die sogenannte *ɣiɖfn* ‘Fitze’ und legt die beiden Enden um die 60 Fäden und verkreuzt sie ohne sie zu verknoten.

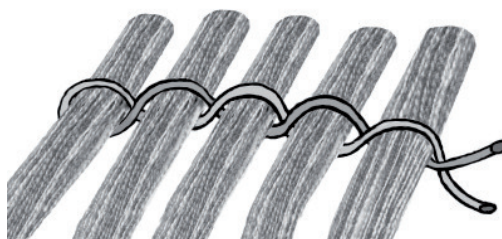
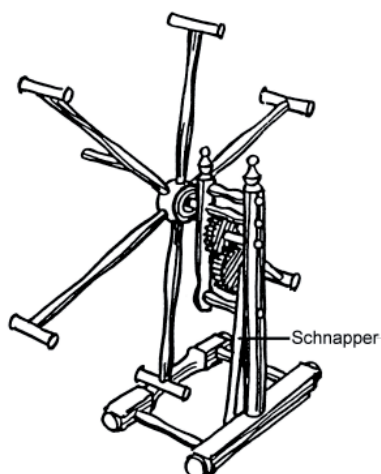
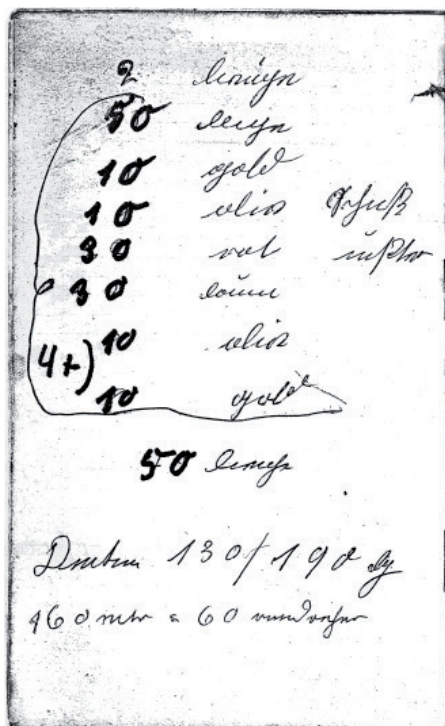


Abb. 15 Fitze

Abb. 16 Schnappwaife (Zeichnung Bedal in MÖRTEL 1982:133)

Diese Fitze musste besonderen Anforderungen genügen. Nach Alwin Wolfrum, der sie auch *šmidfn* 'Schmitze' nennt, ist sie aus einem ganz festen Material. „Das darf keine Wolle sein, sonst geht die übrn Färben zu leicht auf. Besser ist so zwei-, dreifache *bāmwol* 'Baumwolle'". Für Erwin Krögel musste sie aus einem anderen Material als das Garn sein, weil sie die Farbe beim Färben nicht annehmen durfte. Beim Waifen wird die Fitze erst beim letzten mal unterbinden verknotet. „So hast' dann später beim Spulen bloss einen *gñūdn* 'Knoten' aufzureissen gebraucht. Da hat man hingelangt und dann war die Fitzen haussen. Sonst hätt' man ja jeden einzigen aufschneiden oder aufreissen müssen. Das wär' ja eine Arbeit gewesen!"⁷ Die beiden Enden der Fitzen werden schliesslich „mit reingebunden."⁸ Eine solche Strangunterteilung, die durch das Unterbinden entsteht, nennt Hans Schramm aus Marktleugast *gqñ* 'Gang' oder *gqñlα* 'Gänglein'. Für Emma Sterzik aus Bernstein ist es ein „*šōg*"⁹ 'Schock', weil es 60 Umdrehungen waren. Es waren immer fünf zu einem Strang." Ihr ähnlich nennt Heinrich Lang aus Langenbach diese Unterteilungen *šegla* 'Schöcklein'.¹⁰ Die meisten verwenden jedoch das gleiche Wort wie Hans Zapf. Die örtlichen Formen des Lemmas *Gebinde* variieren stark: *gəbēi*, *gəbēind*, *bīndlα*, *gəbīd*, *gəbīnd*, *gəbīndlα*, *gəbīndlα*, *gəbīdlα*, *gəbīndlα*. Neben dem Strang mit fünf *gəbīdə* gab es den *dq̄plšdrē* 'Doppelstrang' mit zehn.



2	[...]	
50	beige	
10	gold	
10	oliv	Schuß
30	rot	muster
30	[...]	
10	oliv	
40	(4x)	
10	gold	
50	[...]	

Decken 130/190 lg

160 mtr = 60 rumdreher

Abb. 17 Seite aus dem Oktavheft von Margarete Schramm, Grünlas

Für einen Aussenstehenden ist es schwer zu verstehen, warum die Befragten das Berechnen einerseits in Metern, dann wieder in Strähnen und Gebinden erklären. Erschwerend kommt hinzu, dass

7 Johanna Friedrich

8 Sterzik

9 Die Längung ist wahrscheinlich durch Emphase bedingt. Im weiteren Verlauf spricht E. Sterzik den Vokal kurz aus, wobei es sich dann aber um eine standarddeutsche Aussprache handeln kann, zu der sie allgemein tendiert.

10 Lang, wobei seine Frau die Aussage „*šegla* hat das geheissen“ bestätigt.

ein- und dieselben Informanten sowohl in Metern als auch in Strängen rechnen. Dies hängt offensichtlich auch von den Firmen ab, für die sie webten. Mit Gebinden hatte Alwin Wolfrum hauptsächlich bei Zeuner¹¹ in Helmbrechts zu tun. „Ganz früher, wenn es ein kurzer Zettel war, mussten wir das nach *gəbİndlα* ausrechnen. Dann hat es geheissen: ‚Du musst drei *gəbİndlα* aufspulen‘“. Mussten die Weber in Metern rechnen, waren sie gezwungen, beim Spulen die Umdrehungen zu zählen. Als dies Schramms erwähnen, versuchen wir gerade, die Notizen zu entschlüsseln, die Margarethe Schramm, eine vor Jahren verstorbene Grünlaserin in ihr Oktavheft geschrieben hatte. Bis heute hängt dieses Heft an ihrem noch immer aufgestellten Webstuhl. Nach einigem Rätseln können wir das Wort *Rumdreher* entziffern: „160 mtr = 60 rumdreher“. Sie wusste also, dass sie mit einer Drehbewegung $2\frac{2}{3}$ m vom Strang abdrehete. Ausserdem wird hiermit deutlich, dass Zettelspulen auch Konzentration erforderte. Anders als beim Waifen, musste man die ganze Zeit dabei zählen und durfte sich aber auch nicht verzählen.

Das Zettel spulen an sich

Weiss der Weber schliesslich, wieviel Meter Garn er am Zettelrahmen anlegen, wieviel Gebinde er von jeder Farbe aufspulen muss und wieviel Spulen er von jeder Farbe braucht, kann gespult werden. Nur wenn er gerade keinen Zettel auf dem Stuhl hat und nicht weiterweben kann, macht der Weber diese Arbeit selbst. Denn dies ist die Aufgabe der „*vrā*“¹² oder die grössern *gʏŋα*¹³.¹⁴ Inwieweit diese allgemeine Regel in den einzelnen Familien eingehalten wurde oder welche Familienmitglieder Zettelspulen mussten, werden wir später noch zu behandeln haben.

Zucken

Vom Fabrikanten hatte der Weber das abgewogene Garn in Strängen bekommen, den *šdrē*, *šdrēlα*, *šdrēnlα* oder *šdrēnlα*. Diese musste die Spulerin als erstes *qʃʏŋŋ* ‘zucken’ oder *aoʃqʃʏŋŋ* ‘auszucken’. Dabei steckte sie ihre flachen Hände in den ersten Strang und schlug ein paar mal ruckartig nach aussen. Dadurch sollte das Garn breit und locker werden, denn vom Färben klebten die Fäden noch aneinander. In der Familie von Hans Schmutzler in Sparneck nahm man das Garn auf die beiden Vorderarme. Gerade bei gestärktem Garn war es wichtig, es zu strecken, da dieses noch viel mehr zusammenklebte. „Denn sonst, wenn man gespult hat, ist es doch immer wieder abgerissen. Und dann den Faden suchen! Das war doch schon ein Problem.“¹⁵ Vor allem die Leinenweber mussten das Garn stärken. Wenn sie das dafür verwendete Kartoffelmehl nicht fein genug siebten, bildeten sich *bəqʃlα*,¹⁶ wie Max Schödel sagt, die im trockenen Zustand sehr hart waren. Er zuckte deswegen einmal nach dem Trocknen und nochmals vor dem Spulen. Da die Leinenstränge einen sehr viel grösseren Umfang als die Baumwoll- oder Wollstränge haben, war ihr Auszucken schwerer. Ausserdem musste die Spulerin darauf achten, meint Erwin Krögel, dass sie den Strang beim Ausschlagen nicht umdrehte oder umstürzte. Denn auf dem Gagel musste er so liegen, wie er geweiht war. „Der musste schön breit rauf, nicht zusammengedreht, sondern die Fäden alle parallel.“

11 Hans Zeuner, Helmbrechts, Woll- und Baumwollweberei, gegr. 1898 als Handweberei (SPOHR:74)

12 *Frau*

13 *Kinder*

14 Ludwig Beck

15 Schmutzler

16 *Batzen* dim.

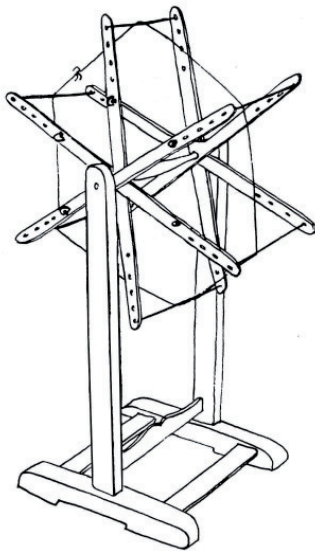


Abb. 18 Gagel auf dem
Gagelstock (SIUTS 1982:165)

Der Gagel bzw. das Schienlein ist ein sehr einfach konstruierter Apparat. Auf beiden Enden einer Achse, der *gāglwēln* 'Gagelwelle', sitzt ein Stern aus drei oder vier dünnen Holzleisten, den *gāglŷī* 'Gagelschienen'. Zwischen ihren gegenüberliegenden Enden sind die *gāglšnīē* 'Gagelschnüre' gespannt. Die Spulerin legt den Strang aussen um das zusammengeklappte Schienlein auf die Schnüre und drückt es wieder auseinander. Da die Schnüre kürzer sind als die Achse, ziehen sie die Schienenenden nach innen, wodurch gleichzeitig die Schnüre gespannt werden. Dies ist wichtig, denn der Strang darf nicht „schlampern. Das kommt nämlich auch oft vor, dass manche Strehnlein sich zusammenziehen,“ erklärt mir Max Schödel. Als nächstes hat die Spulerin den Gagel in seinen Ständer *aegsedſd* 'eingesetzt'. Auch für diesen gibt es zwei ganz unterschiedliche Ausdrücke. Im Frankenwald wird er als *gāglšdūeg* 'Gagelstock' bzw. *gāglšdēgla* bezeichnet, im böhmischen Roßbach und in der vogtländischen und fränkischen Nachbarschaft als *gōanreḡl* 'Garnreck'.¹⁷

Fitzen aufreissen und Fadenenden suchen

Als nächstes wird die Fitze bzw. Schmitze vom Strang entfernt. „Die war so fest, die *viḡfn*, dass du dich oft in die Finger geschnitten hast, wennst keine Schere genommen hast. Die war gefährlich!“ meint Ernst Schramm. „Am besten du hast gleich die Schere genommen und hast sie aufgeschnitten. Sonst hast die Schnitt‘ drinnen gehabt. Ja, die hat‘s in sich gehabt“¹⁸. Mit dem Aufreissen der Fitze hatte die Spulerin die beiden Fadenenden des Stranges vor sich. Sie schaute, wohin beide Fäden liefen und wickelte den nach unten gehenden ans Ende einer Gagelschiene, den anderen nahm sie zum Spulen. Dieses Anbinden berichteten mehrere Informanten. Es war wichtig für den Fall, dass der obere Faden einmal riss und die Spulerin ihn nicht mehr fand. Dann drehte sie den Strang herum und spulte mit dem angebundenen Ende weiter.

Ernst Schramm schildert, warum man grundsätzlich den *ēibærn* *ŷōudn* 'oberen Faden' bevorzugte. „Der ist leicht runtergangen. Wenn du den *īndærn* *ŷōudn* 'unteren Faden' erwischst hast, *nā* ist das schlecht gegangen. Der ist abgerissen, weil sich das *nō* verdreht hat. Und wenn das schön über‘s Kreuz geweißt war, *nā* ist der schön von oben runtergelaufen. Wennst aber den oberen und den unteren nimmer gefunden hast – ist ja auch vorgekommen, dass die *nae*gerissen sind und du hast gezuckt und es ist keiner mehr gekommen –, dann hast du einen aufgerissen, wo oben gelegen war. Manchmal hast du Glück gehabt und der ist runtergelaufen bis auf ein kleines Trümlein. Aber wenn man Pech hatte musstest einige *nae*reissen – *nā* war der ganze *šdrē* bald fort. Hast immer wieder *nae*gerissen: wieder bloss ein paar Meter. *Nō* ist der auch nicht gegangen, hast wieder einen andern versucht. Hast halt probiert.“

Beim Spulen sass die *šbūlarā* 'Spulerin' auf einem *šdīlā*¹⁹ hinter dem *špūlrōud* 'Spulrad'. Zu ihrer Linken stand die Sternhaspel, die entweder als der Gagel oder das Schienlein bezeichnet wird; und zwar im Frankenwald in den Formen *gāgl* oder *gāgāla*, im bayerischen Vogtland

17 Erwin Frisch, Edwin Ritter, Frau Ritter, Erna Röder

18 Ernst Schramm

19 Fußschemel

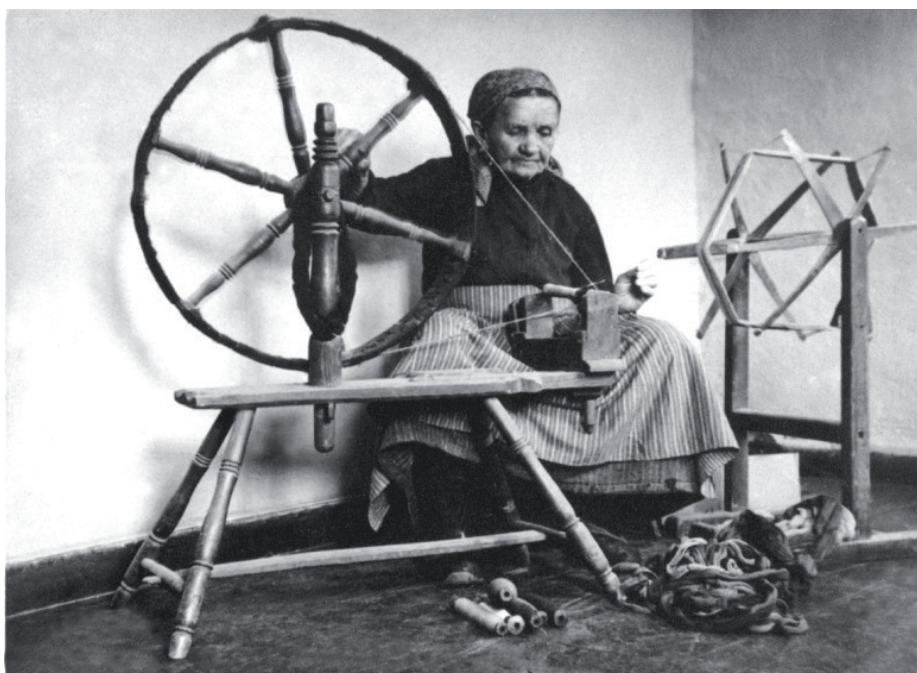


Abb. 19 Die Grossmutter (MuMu) von Hans Zapf, Margarete Jäger aus Presseck, genannt *gəχəšrədɫ* in den 1930er Jahren beim Zettelspulen am Spulrad. Rechts der Gagelstock mit dem Strang auf dem Gagel (Foto Hans Zapf)

als *šInlα*, *šIlα* oder *šIdlα*²⁰, im fichtelgebirgischen Bischofgrün als *šInα* und im böhmischen Roßbach und im vogtländischen Gettengrün entsprechend der dortigen Diminutivierung als *šInɫ*.²¹ Im zuletzt genannten Ort gibt es zusätzlich noch die Bezeichnung *rɛgl* 'Reck, Räcklein' oder *šbɯlrɛgl*, wie in Bischofgrün ausserdem die Form *gəənruŋ*. Neben sich auf dem Fussboden hatte die Spulerin die *šbɯln* 'Kettspulen' in einer *šrandʃn*²² oder direkt auf dem blanken Boden liegen, auf der anderen Seite den *hax* 'Pack' Garn. Zu ihrer Rechten war die Nabe des Spulrades in ihrer Schulterhöhe. Beim Drehen arbeitete ihre rechte Hand also in dieser Höhe. Zwischen den Beinen hatte sie den Spulradkasten, der mit folgenden Formen bezeichnet wird: *šbɯlɫkʰasdn* 'Spilleinkasten', *šbɯlɫkʰesdla* 'Spilleinkästlein', *šbɯnɫkʰasdn* 'Spindelkasten', *šbɯlrɔdʰkʰasdn* 'Spulradkasten', *šbɯlrɔdʰkʰasdl* 'Spulradkästlein', *šbɯlɫkʰasdn* 'Spulkasten', *šbɯlɫkʰasdl* 'Spulkästlein', *ɔʃɛdlkʰasdl* 'Zettelkästlein', *tʃɛdl-šbɯlnkʰesdl* 'Zettelspulenkästlein'. Hatte sie eine leere Zettelspule auf die *šbɯnɫ* 'Spindel' im Kasten geschoben, drehte sie sie mit einer Holzschraube fest. Mit der linken Hand nahm sie den oberen Faden vom Strang und führte ihn beim Spulen zwischen Daumen und Zeigefinger.

Als Alwin Wolfrum das Spulen vor laufender Kamera vorführt, erklärt er, worauf es ankommt. „Man nimmt den Faden und tut ihn einmal um den Spulen rum. Jetzt darf mam beim Spulen nicht ganz hinten hinaus, sonst fällt er ein oder schleudert ein. Der Spulen, der muss zuerst sehr eben

20 Hans Schmutzler

21 *šInlα* und *šInɫ* unterscheiden sich freilich nur in der Form der Diminutivierung. Im Singular entspricht dem ostfränkischen *-lα* das norbairische *-ɫ*.

22 Schranze, Schanze, Schwinge oder Futterkorb ist ein schalenförmiger Korb aus den Wurzelstreifen von Fichten (meist von Mantelbäumen).

gespult sein. Dann muss man ihm so einen *hqls* ‘Hals’ hinanspulen, dass er nicht einschleudert. Man darf also nicht geradehoch raufspulen. Und auch nicht bis ganz raus. Muss man immer so zwei Zentimeter links und rechts freilassen.” Für Ernst Schramm sind 1-2 cm schon etwas viel. Allerdings betont auch er: „Wenn viel aufgespult worden ist, musstest schon auch aufpassen, dass schön schräg aufgangen ist.” Ob sie es „schön schräg” nennen, „konusförmig abgestuft”²³, „so schief”²⁴, „so bauchig”²⁵, „so einen Hügel drauf”²⁶ oder ob sie, wie Alwin Wolfrum, den Fachausdruck *Hals* verwenden, alle sind sich einig, dass der Spulen *aevaľn* ‘einfallen’ würde, würden sie anders spulen. Damit meinen sie, dass die oberen Fäden über die unteren rutschen und das Garn irreparabel verwirrt. Es müsste weggeschmissen werden und das durfte nicht sein. Die Spulen durften freilich nicht zu hoch werden, da sie dann im *dsędlgadan* ‘Zettelgatter’ aneinander gestreift und sich nicht abgezogen hätten. Waren die Zettelspulen fertig bespult, mussten sie vorsichtig behandelt werden, denn noch immer konnten sie einfallen. Schramms schlichteten sie deshalb vorsichtig in eine *grędšn*²⁷, einem Weidenkorb in der Grösse, wie man sie auch für die Erdäpfel verwendet.

Die Form der Kettspule

Im Untersuchungsgebiet wurden hauptsächlich drei verschiedene Typen von Zettelspulen verwendet: zwei hölzerne und eine seltenere aus Pappe. Die hölzernen waren etwa 22 cm lang und unterschieden sich in ihrer Form. Die einen waren aus Ahorn, 16 mm stark und hatten nur niedrige Erhöhungen am Ende. Es ist jene Spulenart, die das Spulen eines Halses erforderte. Die andere Art war aus Fichte, 21 mm stark und hatte Scheiben an ihren Enden. Diese waren aussen abgerundet und ähnelten flachen Pilzhüten. Beide wurden im Singular als *der šbųľn* ‘Spulen *m.*’ bezeichnet, gelegentlich auch mit langem *u* (*šbūľn*). Eher seltener ist die Bezeichnung *šlâox* (f., Pl. *šlâoj*) wie ich sie in Langenbach hörte. In Neudorf und Leupoldsgrün verwendet man *šlaoj* sowohl im Singular (*m.*) wie auch im Plural. Auch die Zettelspulen aus Pappe hatten Scheiben, die aussen allerdings flach waren. Thüroffs hatten solche für Seide, weshalb die Tochter Emma Sterzik sie *Seidenspulen* nennt. Ernst Schramm bestätigt dies. „Stimmt schon. Dass sie nicht *aerqľn* ‘einrollen’ konnten. Die *faedn* ‘Seide’, die rollt doch. Die ist ganz gefährlich. Die wenn jaa ein wenig rollt, ist alles weg. Und da haben sie *diα*²⁸ Spulen dazu gemacht. Weil da konnt nichts runterrollen.”

Neuerungen in der Textilindustrie zogen auch in die Handweberei ein. Seit den 1930er Jahren war es möglich das Garn auf Kreuzspulen zu färben, was vorher nur in Strängen möglich war. Ein Umspulen zwischen Spinnerei und Färberei war nicht mehr nötig. In jener Zeit fingen Thüroffs an, für die Firma Otto Stritzel in Bug bei Weißdorf zu weben.²⁹ Bevor sie mit



Abb. 20 Verschiedene Zettelspulen

23 Bayer

24 Schödel

25 Lang

26 Friedrich Willi

27 Kretze

28 jene

29 Otto Stritzel, Tuchwerkstätten, Bug, Post Weissdorf, Wollstoffe für Damen und Herren, Tweeds, Shetlands, Donegals, Frescos, Tuche aus 100% hochwertiger Schurwolle (Werbung in SPOHR 1954:62)

Kreuzspulen zu tun bekamen, erhielten sie von dort die Wolle zunächst auf *dōgŋ* ‘Docken’. Dies waren leichte Papphülsen, die schnell brachen und die ebenfalls bereits in der Spinnerei bespult wurden, „wie auf Spindeln“. Anders als dann bei den Kreuzspulen mussten Thüroffs die Docken noch spulen. Emma Sterzik erinnert sich, was das für ein grosser Unterschied war. „Die Kreuzspule ist hin und her gespult worden. Während die Docke sich nur über Kopf abgezogen hat, so wie das *šbīlα*, der Schuss. Die Kreuzspule, die konnte man gleich verzetteln. Das war auch so eine Erleichterung vom Stritzel, weil wir da nimmer spulen brauchten.“ Kreuzspulen verwendet Hans Hohenberger heute bei seiner Teppichweberei. Statt eines Zettelgatters, hat er einen einfachen Rahmen, in den er unten die Kreuzspulen hineinstellt. Die Fäden zieht er über Haken am oberen Rahmenbalken ab und bringt sie direkt auf den Zettelrahmen. Ähnlich müssen es auch Thüroffs gemacht haben.

Eine zusätzliche Erleichterung war, dass auch das Berechnen, wieviel auf eine Spule aufgespult werden musste, wegfiel. Denn das Garn auf den Kreuzspulen reichte nicht nur für die Kette, sondern auch noch für den Schuss aus. „Wenn da eine fast leer war, dann hab ich die gleich raus und hab die für den Schuss gespult.“³⁰

Diese Methode wurde jedoch nicht von allen Webern angewandt. Sowohl Alwin Wolfrum wie auch Erwin Frisch spulten von den Kreuzspulen auf die herkömmlichen Zettelspulen um. Als Grund nennen sie, dass sie die konischen Hülsen der Kreuzspulen nicht in den Gatter einsetzen könnten. Beide verwenden dabei den *gāglšdūēg* (Wolfrum) resp. das *gōanrēkī* (Frisch). Beim Gagelstock von Alwin Wolfrum kann man noch immer einen Zapfen auf der einen der beiden unteren Querstreben sowie ein Loch durch eine Strebe weiter oben sehen. Über den Zapfen hatte er die Spule gestellt und den Faden durch das Loch geführt.

Erwin Frisch spulte auch *k^hōpšn* ‘Kops’ mit seinem Garnreck um. Dies ist eine weitere Hülsentyp aus der Textilindustrie. Er erhielt auf solchen ein Metallgespinst namens *qālidān* ‘Talitan’. Die Kops, sagt er, waren ebenso gespult wie die Kreuzspulen. Den Faden führte er über einen quer gespannten Draht, parallel zur *šīnlākš* ‘Schienenachse’.

Das Spulrad

Im Frankenwald existierten parallel zwei Formen von Spulrädern, die sich vor allem durch die Konstruktion des Treibrades unterscheiden: das mit Stoffstreifen umflochtene Treibrad und das Treibrad mit einer massiven Holzfelge. Mit *šbūlrō^ud* ‘Spulrad’ wird im engeren Sinne dieses Treibrad bezeichnet, meist aber das gesamte Gerät. Es ist einem langen schmalen Hocker ähnlich, über dem eine gedrechselte Säule für das Treibrad steht. Bei dem massiven Holzspulrad lagerte das *rōud* ‘Treibrad’ in einer Gabel und die Spulerin drehte an einer eisernen Kurbel. Beim Spulrad mit umflochtenem Treibrad war der Drehgriff nichts anderes als ein kleineres Rundholz in einer der Speichen. Edwin Ritter nennt ihn trotzdem *loaxer* ‘Kurbel’. „Der sitzt nicht aussen, sondern näher zur Achse hin. Soweit, dass du nicht so gross drehen musstest. Je enger der an der Achse dran war, desto weniger hast du deine Hand bewegen müssen, oder den Arm. Ich mein, wenn du da den ganzen Tag gespult hast, hat dir auch schon alles weh getan. Da hat dir’s Kreuz weh getan und die Arm weh getan und die Finger weh getan, weil durch die das ganze Garn durchgelaufen ist.“

Die umflochtenen Treibräder konnten sich die Handweber selbst bauen. Dazu nahmen sie das gleiche Material wie die Schanzenbinder. Diese schnitten Fichtenwurzeln zu Streifen, den *šēinα*,³¹ und

30 Sterzik
31 Schienen

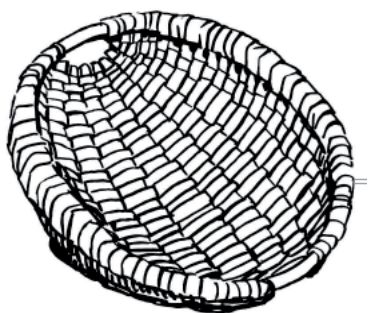


Abb. 21 Schanze, Schranze oder Schwinde genannter Futterkorb aus Wurzelbändern (Zeichnung Bedal in MÖRTEL 1982:18)

flochten daraus die *Schwingen* oder *Schanzen* genannten schalenförmigen Futterkörbe. Für das Spulrad formte der Handweber aus etwas stärkeren Schienen zwei gleich grosse Reifen, verband sie mit Stegen und setzte sie auf die *šbāŋ* 'Speichen'. Die Frau des Handwebers umflochte dann den Doppelreif mit Stoffstreifen in einer speziellen Technik. Alwin Wolfrum hält nicht viel von diesem Spulradtyp. „Die *šdēiχlα* 'Steglein' haben nicht so gut gehalten. Und mit dem Umwickelten, wo die Schnur drauf gelaufen ist, das war nicht so gut. Das nift und da ist die Schnur *vrandšərd*³², worden. Das war viel besser.“ Damit deutet er auf sein jetziges Spulrad mit massiver Holzfelge, das er einst vom *wandərlēra* 'Wanderlehrer' von der Webschule in Münchberg bekam.³³

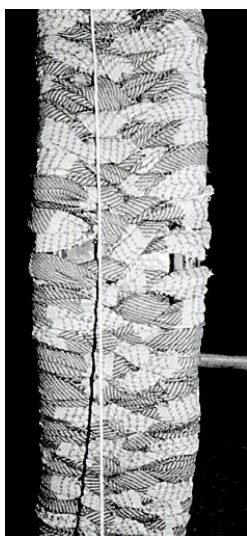


Abb. 22 Umflechtung eines Treibrades mit Stoffstreifen

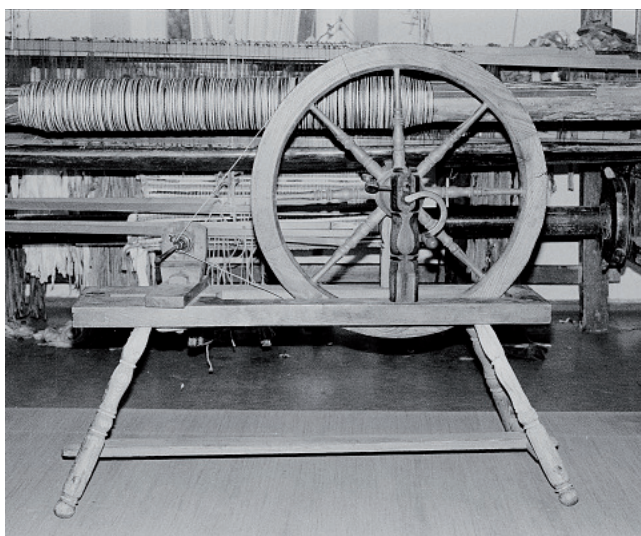


Abb. 23 Alwin Wolfrums Spulrad mit massivem Rad

Emma Sterzik hingegen erzählt, dass sie erst vor kurzem für Bekannte ein Treibrad umflochten hat. Sie erklärt, worauf es dabei ankommt und berichtet, dass die Drechsler früher für die Spulradbeine, die Säule und die Speichen Kirschholz verwendeten. „Später dann, das ging viel leichter. Da haben wir die *vēlŋ* 'Felge' genommen von einem Fahrrad. Was glauben Sie, wie leicht und sauber das dann war. Wenn das staubig war, konnt man's mit dem Schlauch abspritzen. War viel einfacher. Ausserdem ist es leichter gelaufen und die Schnur hat länger gehalten.“³⁴ Ernst Schramm, bei dem zu Hause man auch solch ein *včrôudfēlŋ*-Spulrad³⁵ hatte, nennt einen weiteren Vorteil. Die Schnur sprang nicht so schnell heraus wie bei dem hölzernen, bei dem die Laufrille nur halb so tief gefräst war wie sein kleiner Finger dick ist.

32 *fransig*

33 Kästner erwähnt auch Webstühle, die als staatliches Geschenk durch Wanderlehrer übermittelt wurden (1918:27).

34 Sterzik

35 *Fahrradfelgen*-Spulrad

Der Zettel- oder Spulradkasten

Für das Spulen war es wichtig, dass die *šbȳlrōdšnȳə* ‘Spulradschnur’ die richtige Spannung hatte. Da sie sich mit der Zeit dehnte, musste die Spulerin hin und wieder den *šbȳlkʰaʃdn* ‘Spulkasten’ (in Roßbach *dʃədʌkʰaʃdʌ* ‘Zettelkästlein’ genannt) ein klein wenig nach aus-
sen setzen. Deswegen war der Kasten nicht fest mit dem Spulrad verbunden. In dessen Brett war
am Ende ein Schlitz eingesägt, in dem ein dicker Zapfen mit Holzgewinde an der Unterseite des
Kastens steckte. Die Spulerin drehte also die hölzerne Mutter auf diesem Gewinde auf, versetzte
den Kasten und drehte dann wieder fest zu.

Der Kasten konnte aber auch ganz herausgenommen und gegen eine *dɔgɲ* ‘Docke’ ausgewechselt
werden. Dies war eine gedrechselte Holzsäule, die ebenfalls ein Holzgewinde zum Festschrauben
hatte und am oberen Ende eine Gabel. In dieser lief um das hintere Ende einer waagrechten Spindel
die Spulradschnur. Die Spulerin steckte auf diese lange hölzerne Spindel die Hülsen für die *šbiʌ*
‘Schußspulen’. Die Docke wurde also zum Schuss spulen verwendet.



Abb. 24 und 25
Links ein Spulrad mit
Spulradkasten zum
Zettelspulen; rechts
eine Spulrad-Docke
zum Schuss spulen
auf dem selben Spulrad.
Auf die Spindel
schiebt die Spulerin die
Schußspulenhülse.

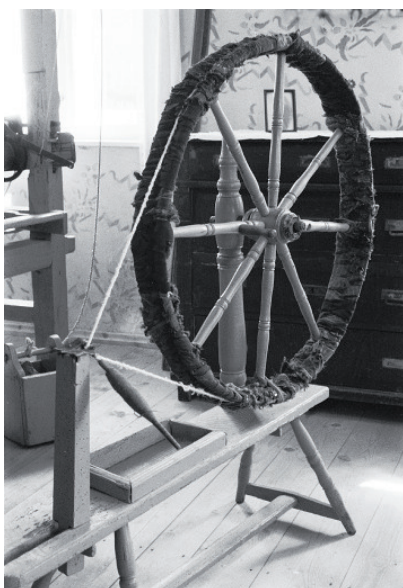
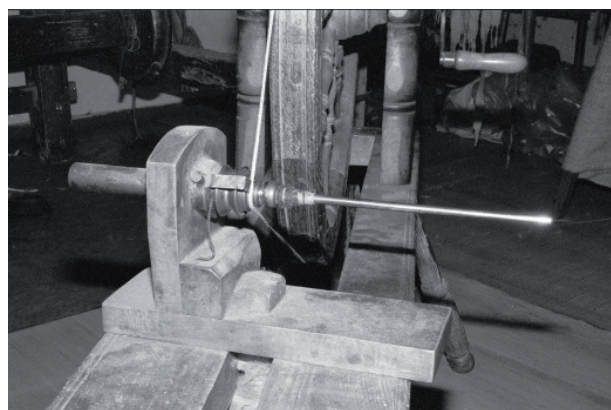


Abb. 26 und 27 Links das Spulrad von Erna Röder; unten
die Schußspulenspinde am Spulrad von Alwin Wolfrum



 Schuss spulen

„Wir haben eine kleine Spindel gehabt. Die war auch nicht aus einem Hartholz, sondern aus Eisen. Da waren zwei *lēdαlα*³⁶ auf die Docken genagelt und die haben die Spindel gehalten.“ So war es auch beim Spulrad von Erna Röder. Ihre Docke war allerdings ein einfacher Viereck, der unten verkeilt und nicht festgedreht wurde (siehe Abb. 20). „Die einen machen auch die *šbiłα* im Spulkasten“, erzählt Johanna Friedrich aus Lehesten. „Das ist aber doch umständlich, weil du doch hinten immer aufdrehen musst, wenn du das *šbiłα* wechseln willst und musst die *šbinl* ‘Spindel’ wieder festdrehen. Und das muss ja fest sein! Aber mit der Docke war es leicht. Da ist das fertige Spillein bloss runtergezogen worden und du konnst wieder ein neues *nō* stecken. Das ist schneller gegangen wie beim Spulkasten.“ In Langenbach hat man diese Docken überhaupt nicht gekannt, wie mir Ehepaar Heinrich und Lina Lang versichern. Dort wird der Spulkasten sogar nach dem Schuss spulen bezeichnet; nämlich als *šbiłαk^hēšdn* ‘Spilleinkasten’, in den sie die leeren Hülsen hineinlegten.

Wie erwähnt, spulte der Weber nur in Ausnahmefällen selbst. Als Hans Hohenberger noch im Elternhaus in Lehesten wohnte, hat ihm hauptsächlich seine Mutter die *šbiłα* gemacht oder seine Schwester half aus. „Die haben halt auf Vorrat gespult, dass ich den Tag über weben konnt“. Und wenn die beide grad keine Zeit gehabt hatten, musst ich halt selber mal *γīθ^r* ‘vor’, musst selber *šbiłα* spulen. Zeitmässig war das schon aufwendig. Da musst man scho viel dran arbeiten. In der Zeit ist der Webstuhl natürlich nicht gegangen. Aber das ging halt nicht anders.“ In der Regel erledigte die Ehefrau des Webers das *šbiłα māxŋ* ‘Schuss spulen’. Vor allem am Abend war dies ihre Beschäftigung, aber auch am frühen Morgen und immer wieder kurz über den Tag verteilt, mitunter auch beim Kochen, während das Essen garte.

Spulen ist auch jene Tätigkeit, bei der die Kinder die ersten Arbeiten in der Handweberei erlernen. „Das Zettelspulen war das erste, was ich machen musste. Da ist es nicht so drauf angekommen wie beim *šbiłα* machen“, berichtet Erwin Frisch. Als er ein Schulkind war, wurde ihm das Schuss spulen beigebracht. „Und so langsam sind wir da hineingewachsen, in die Handweberei.“ Hans Schmutzler ist sich sicher, dass er im Alter von acht Jahren bereits Schuss spulen musste. Er erklärt, dass er mit der rechten Hand das Spulrad gedreht hat und mit der linken den Faden geführt, der auf dem Zeigefinger lief. „Der musste immer ein klein wenig hin- und herbewegt werden, dass die Spule nach vorne abgefallen ist, denn sonst wären sie eingefallen und das Gespulte wäre nach vorn runtergefallen.“ Das unentwirrbare kleine Knäuel, das sich in solchen Fällen abzog, wird im Frankenwald *rōydnqusn* ‘Rotznase’ genannt. Nach Waltraut Bayreuther musste ein eingefallenes *šbiłα* weggeschmissen werden. „Meine Grossmutter hat immer ein wenig Öl ran und damit den Ofen angeschürt. Aber vorkommen durfte es eigentlich nicht.“ Auf meine Frage, ob ihr Vater auch geschimpft habe, wenn ihre Schußspulen eingefallen sind, antwortet sie: „Jəjā, freilich! Das war ja erstmal Verlust und dann war das ja ein Haufen Arbeit.“

Abb. 28 Schußspulenbewicklung



Auch Ernst Schramm musste ab dem Alter von acht Jahren Schuss spulen. Lachend erinnert er sich daran, dass sein Vater manchmal nicht richtig gespulte Schußspulen „vorretourt“ hat. „Wenn es nicht gegangen ist oder du hast einen Hügel hineingespult, dann zieht sich der Faden nicht runter, dann ist er doch dahinter und reisst ab. Dann hat der Vater das *šbila* genommen und hat es vorgedonnert.“ Auch wenn der Faden nicht sofort riss, sobald er stecken blieb, stoppte er den Schützen abrupt, der dann aus der Ladenbahn fiel.

Wenn Erwin Frisch und seine Geschwister keine richtigen *hēlš* ‘Hälse’ hinanspulen – womit er auch hier die Schräge der Bespülung meint – dann hätten die Schußspulen *gšlaodad* ‘geschlaudert’. „Dann hat es Krach gegeben. Da hast auch mal so einen Spulen ums Gesicht gekriegt.“ Während des Spulens mussten die Frischkinder für die Schule lernen. „Wir waren da gesessen, haben ein kleines *šdēlθr*³⁷ gehabt, und hier haben wir das Buch gehabt, mussten dabei noch Gedichte auswendig lernen. Beim Spulen!“ Häufig war das Spulen für die Kinder sehr schmerzhaft. Das hing

vor allem vom Material ab. „Wenn wir Seiden gespult haben: mein Lieber! Oder das Talitan, das war ein Drahtgespinst. Davon sind die Kleider gemacht worden für die Theaterspieler. Wennst das scharf gehalten hast, das hat dir die Finger aufgeschnitten, dass das Blut herausgekommen ist. Da war ich aber schlau, da hat es doch früher diese Hosenträger gegeben. Von denen hab ich mir die Lederstücken abgeschnitten und damit den Faden gehalten. Weil der musst’ ganz scharf gespult werden und einen langen Hals bekommen, weil der ganz leicht geschlaudert hat. Das waren halt alles so Vorteile.“ Das Wort *Vorteil* verwendet Erwin Frisch hier in einem älteren Sinn und zwar in der Bedeutung von ‘Kenntnis, der er anderen voraus hat’ (siehe Kap.2.1.2).

Auch Kinder von Leinenwebern wie Richard Greissinger und Hans Schmutzler berichten davon, dass das Garn so fest war, dass ihre Finger nach ein paar Stunden spulen eingeschnitten waren und bluteten. Gunda Reich aus Zettlitz ist deswegen oft von der Arbeit fortgelaufen. Sie schätzt, dass sie etwa neun oder zehn Jahre alt war. Wenn die Spulen dann auch noch runtergeschlaudert haben – auch sie verwendet diesen Begriff –, dann wurde sie ausgeschimpft. „Das Spulen hat mir überhaupt nicht gefallen.“

Einige erzählen, dass sie schon früh morgens bevor sie in die Schule gingen, ein paar Schußspulen machen mussten; vor allem aber wenn sie mittags heimkamen. Die einen mussten erst zehn *šdrēla* abspulen, die anderen erst einen Korb voll machen, bevor sie etwas anderes tun durften. „Die Kinder, die Freunde, die wo keine Weberei gehabt haben,“ erinnert sich Max Schödel aus Witzleshofen, „die waren schon oft draussen. Da haben wir doch viel *yəršdēkaleš*³⁸ gespielt früher. Aber wir mussten spulen. Nachher hat es geheissen: *Na deavsd šq α šdünd*



Abb. 29 Frau beim Schuß spulen

37 Stühlerl, Fußschemel

38 Versteckspiel

vqʳd.³⁹ Und die andern ham schon lang *guckuck* geschrieen draussen, haben sich versteckt oder Räuber und *šandə*⁴⁰ gespielt.” Spielen kam auch für Herbert Goller nicht in Frage. „Da konntest bloss ausreissen. Wennst heim‘kommen bist, hast dann aber deine Pfiff ‘kriegt. Weil du musstest am Tag soundsoviel machen.” Ebenso durfte Emma Sterzik erst in der Abenddämmerung Schlitten fahren, wenn ihr Vater nicht mehr weben konnte. „Wenn es dämmrig wurde und mein Vater nicht mehr sehen konnte. Dann ist er raus und hat Hasen gefüttert und die Ziegen versorgt und dann hat er gesagt: ‚Geh, nimm deinen Schlitten. Fahr *awej* runter‘.”

Die Mehrheit der Informanten berichtet solche Begebenheiten, als bedauerten sie noch heute das fehlende Spielendürfen in ihrer Kindheit. Ausserdem scheint das Spulen damals eine gewisse psychische Belastung bedeutet zu haben, während die Arbeit dann aber im Alter positiv bewertet wird. So sagt Jette Seidel aus Höchstädt: „Ich hab mich fast vor den Leuten geniert, weil ich *əlwâe*⁴¹ spulen musst. Und jetzt seh‘ ich erst, dass das eine kostbare Arbeit war.”

Doch nicht alle Kinder mussten spulen. Unter anderem hing dies vom Können ab. So betont Erwin Frisch klipp und klar: „Spulen konnt‘ nur der, der das beste Geschick gehabt hat.” Jette Seidel und Anna Thoma aus Höchstädt berichten unabhängig voneinander, dass bei ihnen zu Hause diejenigen Kinder, die das Schuss spulen nicht fertig brachten, überhaupt nicht spulen brauchten. Jette Seidel und ihr grosser Bruder mussten vor der Schule *šbûln m̄xŋ*⁴², waren sie dann in der Schule, machte es ihre Stiefmutter. „Das war – da muss ich mich heut wundern – das war eine Geschicklichkeitsarbeit, schon als Kind. Mein kleiner Bruder, der hat das meiste gespult. Hans Matthes hat der geheissen. Meine Schwester dagegen, die hat das nicht fertig gebracht. Die hat auch nicht gespult.” Auch bei Anna Thoma war es so, dass nicht alle Kinder das Talent zum Spulen hatten. „Ich hab nicht gespult. Mein Bruder hat das eher begriffen. Ich hab wahrscheinlich den Faden nicht richtig gehalten. Und da sind meine Spulen halt immer vorne eingefallen. Nə hab ich‘s nimmer gemacht. Mein Bruder, der Richard, der war ein Jahr jünger wie ich, der hat das beherrscht und hat das schön zusammengebracht. Sonst hat halt die Mutter gespult.”

In der Familie von Fritz Bayer war es nicht das Kind, sondern die Mutter, die „keine schönen Spulen” machte. „Ouh, was hat mein Vater oft geschimpft! Die *šbîl* mussten genau sein. Wenn man schöne Ware liefern wollte, da musste eben alles passen.”

Es gab auch Familien, in denen die Arbeit so organisiert wurde, dass die Kinder in der Handweberei kaum, beim Spulen so gut wie gar nicht helfen mussten. Solch eine Familie ist die von Andreas Will vom Weiler Vollauf bei Walberngrün. In seinem Haus lebte er mit seiner Mutter, seiner Frau und zwei Töchtern. Es handelt sich hier um den klassischen Fall: er selbst webte, seine Frau spulte. Eine der beiden Töchter, Gertrud Zeitler, erklärt mir, dass sie musste „freilich mal mit Spulen einstecken und bislə mit spulen. Aber so richtig arbeiten mussten wir nicht.”

Auch Richard Schlegel frage ich nach seinen Aufgaben und denen seiner Schwester. Sie mussten nur helfen, wenn ihre Mutter eine neue Kette brauchte und ihr Vater eine kurze Kette hatte, die nur zwei oder drei Tage dauerte. Nur dann sei die Mutter nicht mit dem Spulen nachgekommen.

Waren die Handweber in der Familie die Grosseltern, wurde von den Enkeln das Spulen nur in Ausnahmefällen verlangt. Wally Schnabel aus Schloss-Gattendorf ist die Tochtterochter des letzten und seinerzeit einzigen Handwebers dieser Ortschaft bei Hof/Saale, der 1871 geborene Johann

39 *darfst schon eine Stunde fort*

40 *Räuber und Gandarm* und deswegen eigentlich *šandə*^r

41 *immer*

42 In Höchstädt werden sowohl Zettelspulen als auch Schußspulen als *šbûln* bezeichnet.

Roth. Die Frage, ob auch sie nach der Schule spulen musste, verneint sie mit der Begründung „Da war ja die Grossmutter noch da und wenn, dann ist meine Mutter auch mal eingesprungen.“ Für den Zettel musste sie gar nicht spulen, aber „wenn die Grossmutter oft einmal nicht konnte, musst ich freilich mit *šbiłα maxxŋ*.“

Schliesslich gibt es noch eine Gruppe von Informanten, die die Frage nach dem Kinderspulen mit einem „Zettelspulen schon, aber Schußspulen nicht“ beantwortet. Zu dieser gehören Linda Frisch und Waltraut Bayreuther. Sie begründen dies aber nicht mit individuellem Unvermögen, sondern damit, dass Kinder ganz allgemein zu klein für diese schwierige Aufgabe wären.

War die Auftragslage gut und kamen die Familienangehörigen mit dem Spulen nicht mehr nach, liessen die Handweber auch gegen Bezahlung für sich spulen. Andreas Will bezahlte dann seine eigene Mutter. Als er ein Jahr nach dem Tod des Vaters 1948 das Haus überschrieben bekam, wurde im Übergabevertrag mit der Mutter Katharina zwar das Wohnrecht und das Leibgeding geregelt, nachdem sie wöchentlich Kartoffeln, Ziegenmilch und Eier erhielt, das Spulen hingegen war nicht Teil des Vertrages. Zunächst entlastete sie ihre Schwiegertochter Anna. Als die beiden Töchter die Schule verliessen, wurde ein zweiter Webstuhl aufgeschlagen, an dem Anna Will webte. Gertrud Zeitler war dann ihrem Vater und ihre Schwester Erika der Mutter zugeteilt. Wenn die Töchter mit dem Spulen nicht nachkamen, half Grossmutter Katharina aus. Zunächst erhielt sie einen, später zehn Pfennig für einen Strang. Zum Vergleich bekam eine Frau in Roßbach, die für Frischs in den späten 30er Jahren spulte, in der Stunde etwa 50 Heller, was fünf Pfennig entsprach.

Von einem ähnlichen Fall berichtet Hans Hohenberger, dessen Vater in Lehsten zunächst nur ein kleines Bauernzeug hatte. Weil dies zu klein war, kaufte er sich ein *baoadsâexlα*⁴³ hinzu. Die ehemalige Eigentümerin blieb allerdings im Haus wohnen und Hans Hohenberger nennt sie „unser Auszügler“. „Die hat für ihre Tochter gespult, dass sie ein paar Pfennig verdient hat. Die hat ja keine Rente und nichts gekriegt, die Frau. Des war früher schon ein Zeug, was wirklich mies war. Und da hat die für die gespult. Und von uns, auf ihren Auszug, hat sie Eier, Mehl, Stroh, Buttern, des Zeug gekriegt. Die hat überhaupt keine Rente gehabt. Die hat überhaupt nichts gehabt! Wenn sie nicht alles Korn gebraucht hat, da hat sie des Geld dafür gekriegt. Und auf die Art konnten die Leut leben. Und eben durch spulen.“

Das Spulenlassen hatte aber auch Nachteile, von denen Emma Sterzik erzählt. „Die Frauen, die das hier in Bernstein gemacht haben, die haben auch viel weggeworfen. Wenn der Faden beim Spulen gerissen war und man hat angebunden und nach zwei Metern war er schon wieder gerissen, dann haben die das weggeschmissen. Dann haben sie bisschen viel *dfubγix* ‚Zupfig‘ gehabt; so nannte sich das. Das war dann Abfall. Und mein Vater wollte das nicht. Das sollte alles angebunden werden. Und dann haben wir das meistens selber gespult.“

1.1.2 Zetteln oder Schweifen

Als ein „kitzligs Zeugs“ bezeichnet Elsa Hofmann den nun folgenden Arbeitsschritt. „Da mussten wir Kinder ruhig sein. Da durften die Eltern nicht gestört werden.“ Richard Meier aus Bischofsgrün durfte gar nicht dabei sein, solch eine heikle Angelegenheit war das Zetteln für seinen Grossvater. Und Georg Zuber vergleicht es gar mit dem Washtag: „ein kritischer Tag, an dem die Frauen auch nicht gerade gut aufgelegt“ waren.

Es geht um das Zetteln, wie man im ostfränkischen, dem thüringischen und im alemannischen Sprachraum sagt bzw. um das Schweifen, wie dieselbe Tätigkeit im Bairisch-Österreichischen und im östlichen Teil des Untersuchungsgebietes heisst; und zwar hier in Gettengrün, Papstleiten, Gattendorf, Regnitzlosau, Draisendorf und östlich von dieser Linie. In Höchstädt allerdings wird ebenfalls *zetteln* gesagt. In der überregionalen Textilfachsprache hat sich das niederdeutsche *scheeren* in der Schreibweise *schären* eingebürgert.

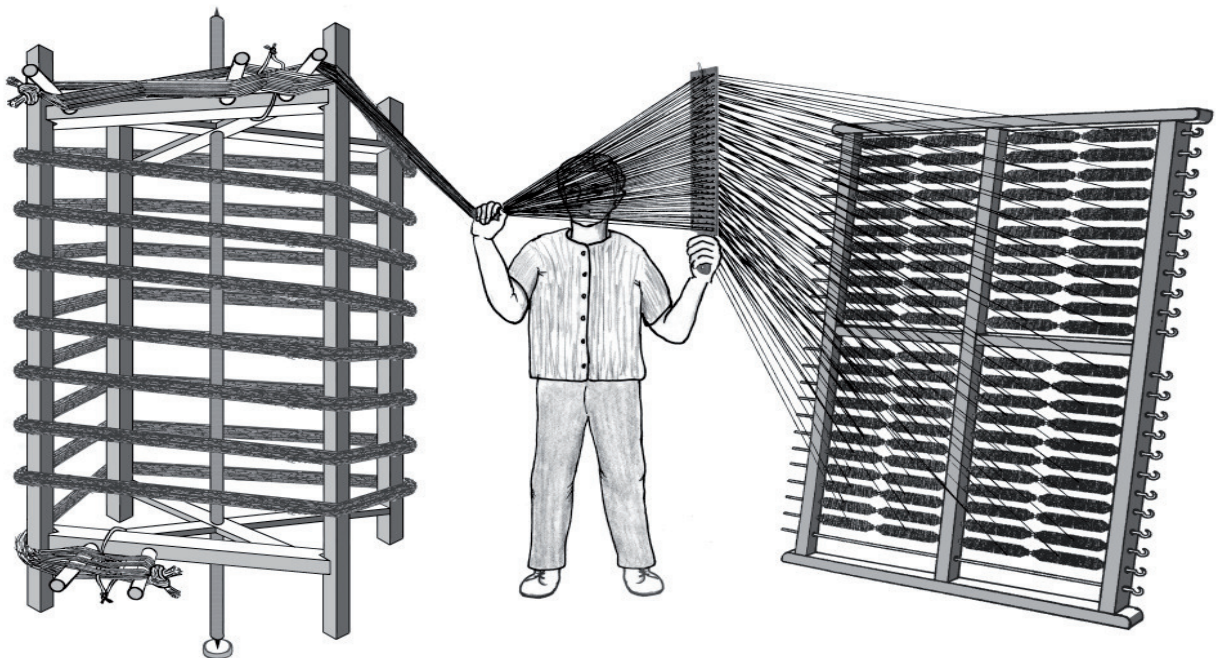


Abb. 30 Das als Zetteln, Schweifen oder Schären bezeichnete Fertigen der Kette: von den Spulen auf dem Gatter (rechts) muss der Weber die Fäden mit dem Zettel-/Schweifbrettchen abziehen und sie auf den Rahmen aufbringen.

Spulen einsetzen

Das Zetteln begann der Handweber, in dem er das *q̇sedlġdər* 'Zettelgatter' – einem raumhohen Holzrahmen mit Mittelstollen – in die Stube brachte. Er lehnte es gegen die Wand oder einen Haken in der Decke und setzte die *q̇sedlšḋiḃl̇α* 'Zettelstäbe' ein. Welche der drei Lochreihen in den Aussenstollen er hierfür wählte, hing davon ab, wie stark die Spulen waren. Hatte die Spulerin dicke gespult, nahm er die Reihe, in der die Löcher weiter entfernt waren. Bei niedrigeren Spulen bekam er mehr Spulen untereinander in den Gatter. In Langenbach werden die Zettelstäbe *Rädlein* genannt. Über ihre Beschaffung sagt Heinrich Lang: „Wenn irgendwo so ein schöner Draht

gelegen war, dann wurden die *tʃedlrēidla* ‘Zettelrädlein’ gemacht, also die *drēd*⁴⁴, die da durchgesteckt waren. Vielleicht war das früher mal ein ganz schwaches Holz auch; aber dann war es meistens Draht.”

Exakt nach der Farbabfolge im Muster musste der Weber nun die *šbūln aovšdegŋ* ‘Spulen aufstecken’ bzw. *aeʃedʃn* ‘einsetzen’, wofür man auch *nα ɖʃedlgāda aesedʃn* ‘den Zettelgatter einsetzen’, das *mʊsdəʀ aovšdegŋ* ‘Muster aufstecken’ oder einfach *q̄sdēgŋ* ‘anstecken’ hören kann. Je komplizierter das Muster war, desto mehr Spulen musste er verwenden. Gerade die Wollweber besaßen deshalb mehrere solche Gatter und mussten häufig zwei, ja sogar drei Stück für einen Zettel in Gebrauch nehmen.

Ins Zettelbrett einfädeln

Als nächstes musste der Weber sämtliche Fäden durch das *ɖʃedlbrēdla* ‘Zettelbrett’ ziehen. Jeden Faden musste er einzeln von der Spule nehmen und ihn an das richtige Loch ansetzen. Bei den besseren Zettelbrettern waren in die Löcher *gl̄q̄usbq̄dαlα*⁴⁵ oder *bq̄ʀdʃəlɪaon*⁴⁶ eingelassen, damit der Faden nicht *nɪʃdn*⁴⁷, also sich nicht in das Holz einschneiden konnte, hängen blieb oder sogar riss. Der Weber führte das Zettelbrett an den Mund und saugte den Faden durch. „Wenn es stärkere Fäden waren, konnt man es auch schon *aeʃenα* ‘einfädeln’, also durchschieben,” meint Johanna Friedrich. Andere wieder zogen die Fäden mit dem Einziehhaken durch. Auch hier musste der Weber genau nach dem Muster vorgehen, damit er keinen Faden vor dem anderen erwischte. Bei einfarbigen Sachen mag er es sich so eingerichtet haben, dass er 20 bis 40 stärkere Spulen einsetzte und dafür häufiger runterzettelte. Kompliziertere Muster konnten hingegen den vollen Einsatz der Gatter erfordern, in die etwa je 100 Spulen passten. Für den Wollweber waren zwei Gatter die Regel. Im östlichen Untersuchungsgebiet wird dieses Gerät als *šwāvgādq̄*, *šwoevgādq̄*, *šwāvgādq̄n* oder *šwāvgādq̄ʀl̄* ‘Schweifgatter’⁴⁸ bezeichnet.

Zettelrahmen aufstellen

Waren alle Fäden eingefädelt und hatte der Weber das Ende des Bandes mit einem Knoten gesichert, hängte er das Zettelbrett an das Gatter und stellte die Zettelrahm auf. Die häufigste Form war die *vɪavɪɪχlɪχα ɖʃedlrōmα* ‘vierflüglige Zettelrahme’, bei der sich zwei Holzrahmen um eine senkrechte Achse verkreuzte. Ihr Umfang betrug 4 m, während die seltenere, in Ostböhmen verwendete *sɛkʃsvɪɪχlɪχα šwq̄evrām* ‘sechsflüglige Schweifrahme’ aus drei Rahmen bestand und einen Umfang von 6 m hatte.



Abb. 31
Zettelbrett

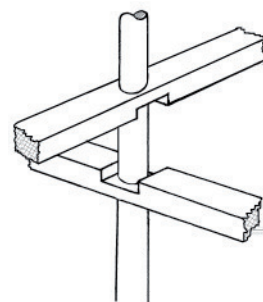


Abb. 32 Die Diagonalstreben der Zettelrahme passten im aufgeklappten Zustand genau ineinander

44 Drähte

45 Glaspaterlein, Glasperlen

46 Porzellanaugen

47 niften

48 nach der Reihenfolge: Frau Ritter, Edwin Ritter, Herold, Schnabel

Jede war so hoch, wie der Raum, in dem man mit ihr arbeitete, es erlaubte: von knapp über dem Boden bis knapp unter die Decke.

Die wenigsten Weber waren in der glücklichen Lage sie in einem gesonderten Raum – wie etwa dem Stallsboden⁴⁹ oder der guten Stube – stehen lassen zu können. Meist wurde sie zusammengeklappt im Schuppen oder der Scheune aufbewahrt, aber auch im Hausflur oder in der Bodentiege. Fast ausnahmslos berichteten die Informanten, dass bei Ihnen ein kleines Brett mit einem kleinen Loch an der Zimmerdecke befestigt war, in welches der obere Metallstift auf der Achse eingeführt wurde. Als Halt für den Stift unten an der Achse tat es jeglicher Gegenstand: ein Deckel einer Schuhcrèmedose, ein Blech, mit denen man die Kuhklauen besohlt, ein Holz auf einem Ziegelstein, eine Türangel, ein Holzkreuz oder ein Brett. Lediglich ein Loch oder eine Vertiefung für den Eisenstift musste vorhanden sein. Der Handweber klappte nun die Zettelrahmen auseinander und prüfte, ob sie sich leicht drehte und gerade stand. Tat sie dies, setzte er die *šrēṇkhēldšəʀ* ‘Schränkhölzer’ ein. Das obere klemmte er irgendwo ein, das untere entsprechend der anzulegenden Meter. Beide sollten sowenig wie nötig von der Mitte entfernt sein, so dass er eine bequeme Arbeitshaltung hatte. Dies war jedoch nur bei kurzen Zetteln möglich. Diese Vierkanthölzer waren an den Enden eingesägt und hatten drei bzw. zwei stärkere Holzstifte (*ḅylēg* ‘Pflöcke’, *dšabȳn*), die nach aussen zu schauen hatten.

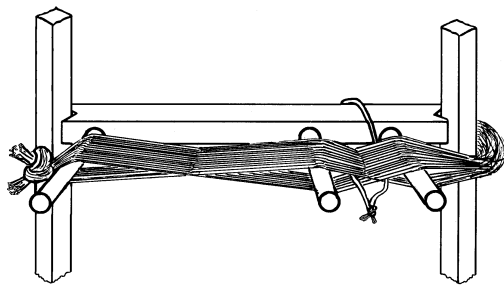


Abb. 33 Oberes Schränkholz mit *šrēṇk* bzw. *šrōṅk* (Fadenkreuz)

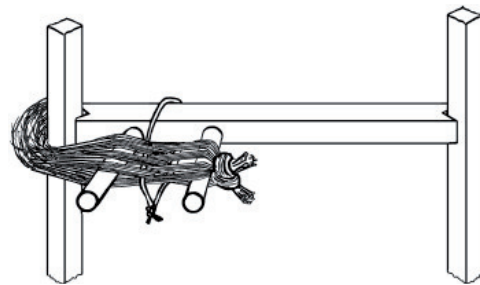


Abb. 34 Unteres Schränkholz mit den *gēṇlα* (Gangkreuz)

Runterzetteln

Der Weber nahm nun wieder das erste Zettelbrett vom Gatter. Mit dem Finger fuhr er von unten nach oben durch die Mitte der Fäden. Das auf diese Weise geteilte Band schob er auf den ersten Holzstift am oberen Schränkholz, zur Linken jener Knoten, den er zuvor zur Sicherung in das Bandende gemacht hatte und der in der Folge auf keinen Fall auffahren durfte. Typisch für die Handweber im Untersuchungsgebiet war hier die Norm im Haus von Andreas Will. So berichtet seine Tochter Gertrud, dass sie aus Sparsamkeitsgründen oben gar keinen echten Knoten machen durften. „Oben musst man ja Maschen machen. Die haben wir dann zum Andrehen aufgemacht. Des war alles so sparsam. Also keinen Knoten und dann durchziehen, sondern direkt so ein *mēšlā*⁵⁰, an dem man anziehen konnte und konnte es wieder aufmachen. Da ist jeder Zentimeter eingespart worden!“ Die Knoten nämlich hätte man wegschneiden müssen und dabei ihr Garn verloren.

Schränken

Für eben jenes Andrehen war auch der folgende Schritt notwendig: das *šrēṇgȳ* ‘Schränken’ oder Einlesen des Fadenkreuzes, welches im Fränkischen die *šrēṇk^h*, links und rechts der böhmischen

49 Dachboden über dem Stall

50 *Mäschlein*

Grenze bei Roßbach der *šrōag*, in Liebenstein der *šrāṇk* und im vogtländischen Papstleithen der *šrōṇk* genannt wird.

Das Zettelbrett in der rechten Hand haltend, nahm der Weber – von unten nach oben – abwechselnd mit Zeigefinger und Daumen der linken Hand die Fäden einzeln vom Zettelbrett weg, drehte dabei immer wieder die Hand in der waagrechten und liess die Fäden nach hinten rutschen, so dass sie sich auf Finger und Daumen verkreuzten. Oben angelangt, schob er dieses Kreuz auf die beiden Stifte rechts am oberen Schränkholz.

Diese Art zu schären nennen die Weber *aenš-aenš* 'eins-eins' schränken. Manche schränkten auch *qšwē-qšwē* 'zwei-zwei'. „Ich hab immer geschränkt, dass nur ein Faden war. Weil ich angeschnellt hab. Früher haben viele mit zwei Fäden geschränkt“, sagt Emma Sterzik. „Wenn man nämlich viele Spulen gehabt hat, war das ganze Zettelbrett voll. Und dann musst man die Schränk mit zwei Fäden schränken. Aber ich bin dann dahinter gekommen, dass ich die ersten Fäden genommen hab und dann nüber bin und hab dann die zweiten genommen. Immer einfach. Gerade wenn ich einen feinen Faden hatte und den beim Andrehen geschnellt hab. Aber wenn man zwei Fäden hatte, musste man ja erst hinlangen und die auseinander tun. Das hat zuviel aufgehalten.“

Nun begann das eigentliche Aufwickeln des Bandes auf die Zettelrahme. Während der Weber mit der linken Hand den Fadenstrang führte, schob er mit der rechten Faust, in der er weiterhin das Zettelbrett hielt, die Zettelrahme an. Andere brachten sie auch nur mit dem rechten Ringfinger zum drehen, evtl. nahmen sie den Zeigefinger zur Hilfe. Erwin Frisch nahm die Handkante und den kleinen Finger. Das Band musste der Weber stetig weiter nach unten führen, um es spiralförmig aufzuwickeln. Einfach ist dies bei kurzen Zetteln: in deutlichem Abstand konnte er dann das Band unter das vorhergehende legen. Dabei zählte er die Umdrehungen und addierte bei jeder den Umfang von vier bzw. sechs Metern hinzu. Hatte er die anzulegende Länge erreicht, war er gleichzeitig am unteren Schränkholz angelangt und hielt die Zettelrahme an. Ein *lāb* 'Leib' war nun fertig, wie man in Gundlitz zu der Fadenmenge von einem Mal runterzetteln sagt.

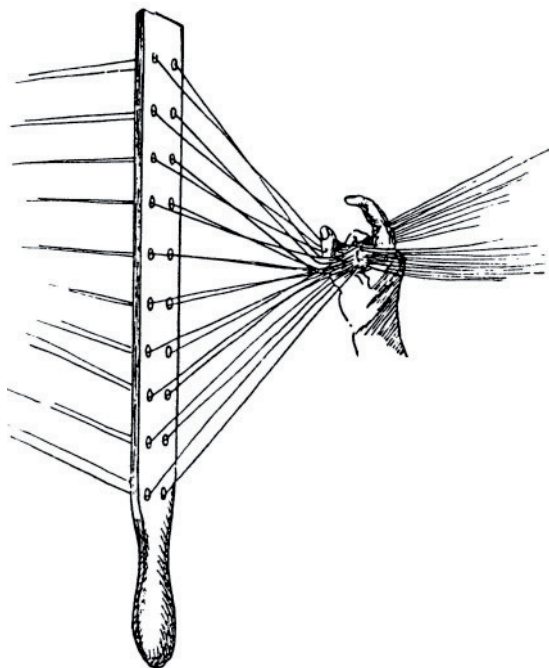


Abb. 35 Rechte Hand beim Schränken der Kettfäden am Zettelbrett (KNAUER/STIEGER-VOELKEL 1937:16)



Abb. 36 Das Schränken am Zettelbrett vor dem Zettelrahmen



Abb. 37 und 38 Handweber beim Zetteln (Schweifen, Schären)

Als nächstes musste er die *gɛŋla lɛiŋ* 'Gängelein legen' oder – wie es im Standarddeutschen heisst – „das Gangkreuz einlesen". Abhängig von der Fadenanzahl des Zettels musste der Weber jeweils 6, 8 oder 10 Fäden ebenso zu einem Kreuz schränken, wie er es oben mit den Fäden einzeln bzw. zu zweien getan hatte. Diese *gɛŋla* brauchte er später beim Aufbäumen. Auch am unteren Schränkholz befanden sich zwei Holzstifte, auf die er nun das Gangkreuz schieben musste. Hinter diesem schnitt er den Fadenstrang mit einer Schere ab und verknotete ihn. Alwin Wolfrum hat eine Schnur um das Schränkholz gebunden, in die er die Schere steckt, um sie immer griffbereit zu haben. „Manche haben auch ein Lederl draufgenagelt", meint Erwin Frisch. „Ich hab sie immer in der Hemdtasche drinnen *kʰaɕn*.⁵¹ Oder in der Hosentasche." Während sie Gertrud Zeitler immer auf dem Fußschemel liegen hatte.

Wer mit zwei Gattern zettelte, lehnte nun das zweite auf das erste, musste aber aufpassen, dass sich die Spulen gegenseitig nicht behinderten. Wer genügend Platz hatte, die Gatter nebeneinander zu lehnen, nahm sogleich das Zettelbrett vom zweiten Gatter und wiederholte die Prozedur mit dem Band von dort.

In der Literatur ist häufig zu lesen, dass in der Handweberei unten gewendet und wieder nach oben geschärt wird.⁵² Ausser einer einzigen Informanten, Erna Röder aus Gettengrün, haben dies alle Befragten von sich gewiesen, wenn ihnen diese Methode nicht überhaupt unbekannt war. Konsequenterweise wird dieser gesamte Vorgang einhellig als *rɔudʒedln* 'runterzetteln' bzw. *ɔɕɕiʃwɔɕvm* 'hinunterschweifen' bezeichnet. Er war sooft zu wiederholen, bis die Gesamtzahl der vorgeschriebenen Kettfäden erreicht war. Lag die beispielsweise bei 1600 und hatte der Weber 80 Spulen eingesetzt, musste er das Runterzetteln zwanzigmal durchführen. Den Bewegungsablauf

51 *kʰaɕn* Partizip für die weiter zurückliegende Vergangenheit

52 so etwa SCHIMMELMANN 1938:35-36 oder KNAUER/STIEGER-VOELKEL ³1937:17



Abb. 39 und 40 Handweber beim Zetteln (Schweifen, Schären)

beschreibt Gertrud Zeitler: „Oben musst’ man auf das *šdīlα*⁵³ steigen. Nun hat man sich gestellt. Wenn man ein Stück hunten war, hat man sich gesetzt. Es war immer ein Auf-und-Nieder“. Dabei musste immer wieder die Rahme angeschoben werden und die *rāv* ‘Reif’ genannten Umwicklungen gezählt werden. Insbesondere bei grossen Zetteln lagen diese so dicht beieinander, „dass einem die Augen übergegangen sind“, wie Anni Herold sagt. Nach Alwin Wolfrum wurde dann der *tsōpγ* ‘Zopf’ so dick, dass „du die *rāv* gar nicht mehr voneinander unterscheiden konntst. Dann musst’ man ja noch auf die Fäden schauen, ob einer ausgeht oder zerreisst. Und dann passiert es halt – vom rüber- und nüberschauen“: man zettelte ein *bvēα* ‘Pferd’ – oder wie man in Liebenstein sagt – einen *raed^{hα}* ‘Reiter’.

Ein Pferd zetteln

Diesen Zettelfehler gibt es in zwei Variationen. Entweder übersprang der Weber einen Gang und das *bēndla* ‘Band’ wurde um eine Umdrehung zu kurz, wozu man ein *k^hurds bvēα* ‘kurzes Pferd’ sagt. Oder der Weber ging einen Reif nach oben und der Zopf wurde um eine Umdrehung zu lang. Letzteres – a *lqηs bvēα* ‘langes Pferd’ genannt – war weniger schlimm. Das zu lange Band konnte man *dšərigšrēγγ* ‘zurückschränken’, das heisst man schnitt das überzählige Stück einfach ab, musste aber vorher das Gangkreuz zurückschieben. Bei einem kurzen Pferd hingegen musste der Weber das Band *ōbindn* ‘anbinden’. Das heisst er musste später beim Aufbäumen die Fäden um das fehlende Stück verlängern, was wiederum bedeutete, jeden einzelnen Faden mittels *wēbašgḡūdⁿ* ‘Weberknoten’ zu verlängern. Dabei musste er noch ein Gewicht anhängen, damit die Fäden die gleiche Spannung erhielten wie die Hauptkette. Insgesamt war es sehr, sehr schwer, das ganze überhaupt wieder hinzubekommen. Verwendet werden konnte dieses Stück Stoff allerdings nicht mehr. Zu deutlich war die Reihe von Knoten im Warenbild zu sehen.

So ist es selbstverständlich, dass der Weber Vorkehrungen traf, um ein Pferd zu vermeiden. Er legte das Band beim ersten *šdqln* ‘Holm’ unter das vorhergehende, beim zweiten oberhalb von diesem, beim dritten wieder unterhalb, beim vierten wiederum darüber. Mit den Worten von Gertrud Zeitler musste man „einmal unten ansetzen, einmal oben, einmal unten, einmal oben. Und beim nächsten mal runterzetteln, wenn man am Anfang unten angesetzt gehabt hat, muss man dann oben ansetzen.“ Man nennt dies *ībərš̌ kředš̌ ďf̌edln* ‘übers Kreuz zetteln’. Die Bänder wurden auf diese Weise schmaler und waren leichter voneinander zu unterscheiden. Es wurde ausserdem verhindert, dass sie auf die bereits vorhandene Umwicklung aussen draufgelegt wurden. Das durfte schon deshalb nicht passieren, da sie ja wegen des dann grösseren Umfanges der Rahme zu lang geworden wären.

Stürzen

Im Kapitel B 1.1.1 *Spulen* haben wir schon gehört, dass es für den Weber günstig war, wenn er *šde^αďfn* ‘stürzen’ konnte und deshalb weniger Spulen brauchte. Dies konnte er, wenn ein Teil des Musters in der Kette symmetrisch war. Er zettelte also zuerst das Band mit den Fäden bis zu dieser Farbabfolge, drehte dann das Zettelbrett auf den Kopf und zettelte von den selben Spulen die zweite Hälfte des Musterteils runter. Von solch einem Muster sagen die Handweber, es ginge bis zur Mitte so rein, wie es wieder rausgeht. Bei grösseren Mustern konnte es auch sein, dass der Weber das Band vom ersten Gatter erst stürzen musste, nachdem er mit dem zweiten Gatter runtergezettelt und dort bereits gestürzt hatte. Bei diesem Arbeitsschritt werden zwei Begriffe immer wieder erwähnt: die *ďāv̌* ‘Tafel’ und der *šdrāv* ‘Streifen’. Erstere ist ein einfarbiger Musterteil von beispielsweise 60 Fäden. Der *šdrāv* hingegen ist eine Farbabfolge im Muster, wie etwa 6, 4, 2, 4, 6 Fäden unterschiedlicher Farben. Er kann aber auch weit mehr Fäden umfassen und beispielsweise 25 cm breit sein. Gestürzt werden nur symmetrische *šdrāv*, *ďāv̌ln* hingegen – da sie ja einfarbig sind – nie.

Schmitzen

Zwischen den einzelnen Malen runterzetteln wickelte der Weber einen bunten Faden um einen der Kettfäden zehn Meter vor dem Gänglein. „Die Farbe darf im Muster nicht vorkommen, damit der Faden rausleuchtet“. Diese Tätigkeit wird *ďf̌ā̌ň* ‘zeichnen’, überregional auch „schmitzen“ genannt. Die Markierung selbst ist das *ďf̌ā̌ň* ‘Zeichen’. Es verrät dem Weber später beim Weben, dass die Kette nach zehn Metern zu Ende sein wird. Andere schmitzten bereits bei der Hälfte oder nach jedem Fünftel. Ihnen diente die Markierung der Kontrolle. „Da hat man einen Überblick gehabt, wieviel man gemacht hat; ob man mit seiner Kette auskommt oder nicht auskommt. Oder ob man zuviel noch hat. Dann musst’ es ein wenig länger gemacht oder gekürzt werden. Beim Weben war das ja das wichtigste! Dass wir gewusst haben: jetzt ist soviel weg und soviel müsst’ man jetzt Schals oder Tücher haben”.⁵⁴ Wieder andere nahmen nicht nur einen Kettfaden. So erklärt Alwin Wolfrum: „Die einen waren wieder schlau: die haben gesagt ‘Nā, wenn der Faden, wo grad des *ďf̌ā̌ň* dran is, zerreisst übere *aovbā̌mā*, dann weiss ich ja nicht, ob’s den gleich wieder *gvā̌nd* ‘gefangen’ hat’. Nā ham die so ein Büschālā genommen von zehn Fäden und haben da des Zeichen hinangemacht. Und nachher wenn aufgebäumt worden is, und das ist in den *rāďlk^hamā* gekommen, dann haben die das Zeichen runter und haben es gleich hinterm *rāďlk^hamā* wieder hinangetan. Da weiss ich viele, die das so gemacht haben”.

 Abzetteln

Ist das letzte Band runtergezettelt, konnte der *šdrāṇ* 'Strang' oder *ṭṣōḇy* 'Zopf, Zettelstrang' abgenommen werden. Zuvor jedoch mussten Faden- und Gangkreuz *unḏaḇundn* 'unterbunden' werden. Der Weber zog bei den Schränkholzzapfen eine Schnur durch, die die Länge der zweifachen Webbreite haben musste. Waren beide *šreṇḡšnīā* 'Schränkschnüre' gut verknotet, konnte das Abzetteln beginnen. Dieses *ḡubāmā* 'Abbäumen' oder *rōuḏfīṇ* 'Runterziehen' konnte der Weber nicht allein verrichten. Meist half ihm hierbei seine Frau. Im östlichen Untersuchungsgebiet nahm er den Anfang des Kettenstranges vom oberen Schränkholz und hielt ihn fest in der linken Faust. Seine Frau stieg auf den Fußschemel und hielt mit der einen Hand die Schweifrahme, mit der anderen führte sie ihm den Zopf zu, den er kreuzweise um seine linke Faust wickelte. Auf diese Weise entstand ein grosses *ḡṇā1* 'Knäuel' (Abb. 42). Bei langen Ketten verschwindet der gesamte Unterarm in diesem Knäuel, das derart schwer wurde, dass es auf einem Tisch aufgelegt werden musste.

Dies ist aber nur eine von drei Methoden, um zu verhindern, dass der Zopf *āevō1d* 'einfällt', die Fäden durcheinander kommen und sich verwirren. Wem die Kraft für das Knäuel fehlte, musste *šlīṇā* 'schlingen'. Durch eine erste Schlaufe wird der Zopf ein Stück durchgezogen, so dass eine zweite Schlaufe entsteht. Durch diese wird das nächste Stück durchgezogen und immer so weiter (Abb. 41). Am Ende erinnert die Form des Stranges an eine Gliederkette. „Wie so Luftmaschen hab ich das *ḡšlūṇā* 'geschlungen' und dann in eine Schachtel oder Wanne rein." Für Anni Herold gab es einen weiteren Grund, diese Methode anzuwenden: das von ihnen verwendete Garn rutschte. „Wolle haftet besser. Aber wir hatten *šbḡḡāḏ* 'Spagat, Zwirn'. Das war ein glatter Langhanf." Als sie dann aber ein Foto von der dritten Methode des Abkettens sieht (siehe Abb. 43), reagiert sie bestürzt: „Der tut es aber noch anders runter. Der macht nichtmal Schlaufen! Aber das kommt doch durcheinander, Mensch! Die Fäden! Die hängen sich doch aneinander! So ein Faden bleibt an dem andern wieder hängen. Das wird doch ein durcheinander!" Das Foto wurde im Frankenwald aufgenommen, wo allein diese dritte Methode des Abkettens angewandt wird. Hier legten die Weber ein

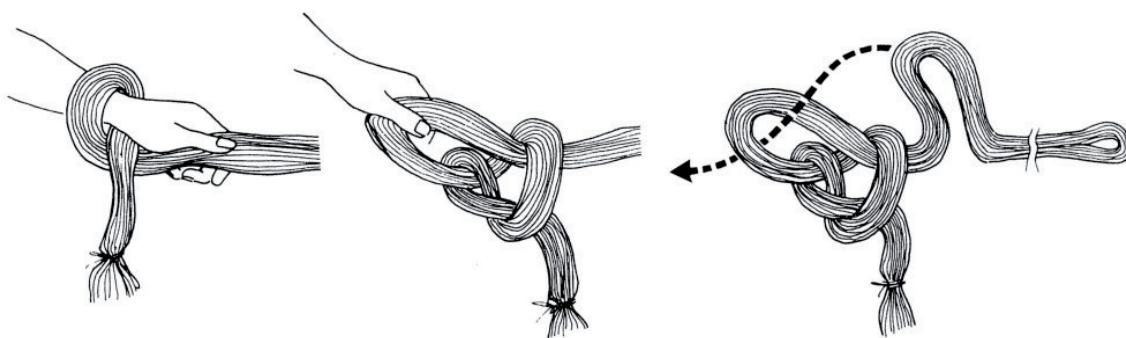


Abb. 41 Schlingen der fertigen Kette (CRAEGER 1985:46)



Abb. 42 Fertig geschweifte Kette in Knäuelform



Abb. 43 Abnehmen der fertigen Kette vom Zettelrahmen im Frankenwald

Tuch – meist war es ihr *līvəṛdōux* 'Liefertuch' – auf den Boden und legten den Strang in weiten Kurven darauf: erst parallel zueinander in die eine, dann um ein Viertel gedreht in die andere Richtung. Andere Weber geben dem Haufen eher die Form einer Pyramide – Hauptsache, er fiel nicht ein. Wie bei den ersten beiden Methoden war auch hier eine zweite Person erforderlich. Denn ob der Weber ein Knäuel macht, schlingt oder den Zettel „schön auf den Boden legt“, er konnte „doch mit die zwei Händ' *neḡ* noch die Zettel*rōm* halten. Bei einem kurzen Zettel ist es gegangen – mit 20, 30 m. Aber wenn er 50, 60 m lang war, hast du noch einen Mann dazu gebraucht.“⁵⁵

War der Strang gänzlich abgezettelt, band der Weber das Tuch mit den Ecken kreuzweise zusammen, trug den Zettel sogleich zum Webstuhl oder aber hob ihn auf, bis etwa der Sohn abends – von der Arbeit heimgekehrt – beim Aufbäumen helfen konnte. Die Zettelrahmen aber wurde gleich *dʃamqšlōŋ* 'zusammengeschlagen/-geklappt' und wieder „verräumt“.

Teilweise gab es Ketten, die auf einmal überhaupt nicht zu zetteln waren. So berichtet Alwin Wolfrum, dass er oft Zettel mit 200 *šdīq* 'Stück'⁵⁶ gehabt hätte. „Natürlich musst' dann öfter zetteln. Wenn dein Zettel*rōm* voll war, hast du gesagt: ‚So, soviel bring ich ran und dann musste ich halt ein-, zwei- oder dreimal zetteln‘.“ Fritz Thüroff hingegen vermied dies tunlichst. Seine Tochter erinnert sich, wie er einmal sagte, „Da mach ich doch keine zwei Zettel draus, sonst hab ich wieder Verlust“. Denn bei jedem Anfangen gehen durch andrehen, den Anschuss usw. 1½ bis 2 m verloren. Zum einen drückt sich hier einmal mehr der sparsame Umgang mit dem Garn aus. Zum anderen hat mehrfaches Zetteln Folgen für den Arbeitsablauf und die fertige Ware: der zweite Zettel musste an den ersten angedreht werden, was zusammen mit dem nochmaligen Zetteln zusätzlich Zeit und Mühe erforderte und sich negativ auf das Warenbild auswirkte. Solch hohen Mehraufwand an Arbeit scheute ein Handweber wie Fritz Thüroff. Seine Arbeitsweise wird an anderer Stelle nochmals deutlich: Musste er mit zwei Gattern zetteln, tat er dies nicht erst mit dem einen, dann dem andern, sondern mit beiden gleichzeitig, wobei er überdies beide Zettelbretter in einer Hand halten musste. In dem erklärenden Nachsatz seiner Tochter, er hätte es so gemacht „damit es schnell gegangen ist“, ist nicht allein die bloße Zeitkomponente zu sehen.

⁵⁵ Alwin Wolfrum

⁵⁶ Schals, Decken u.ä. werden in Stück und nicht in Metern gerechnet. Siehe Kap. Spulen

Zu mehreren zetteln

Mit Ausnahme des Abzetteln konnte bei obiger Beschreibung der Eindruck entstehen, als wäre das Zetteln oder Schweifen von einer Person allein ausgeführt worden. Tatsächlich sind es eher die Ausnahmen, wenn die Informanten vom Zetteln zu mehreren berichten. Wenn beispielsweise Elsa Hofmanns Grossvater in Förstenreuth zettelte, musste ihre Mutter aufpassen, dass die Spulen alle gut liefen und dass keine ausging. Eine dritte Person hat bei ihnen die *q̄ʃedlr̄om q̄gšybə^rd⁷* und die Umdrehungen gezählt. Johanna Friedrich aus Lehsten musste oft als Kind unten durchkriechen, um die Rahme beim Abzetteln abzubremsen. Wally Schnabel und ihre Schwester aus Schlossgattendorf mussten als kleine Kinder innen anschieben, wenn viel auf der *šwāyr̄qm* 'Schweifrahme' droben war. „Zuerst, da gings schon, aber wenn es dann grosse Stücken waren, dann ist es schwer geworden und da mussten wir als *mādla*⁵⁸ unten hinein und mussten anschieben, dass sich der Grossvater leichter getan hat.“ Als sie grösser waren, war es ihre Aufgabe, die Spulen zu kontrollieren. War eine leer, musste eine volle nachgesteckt und die Fadenenden verbunden werden. „Und da hab ich schon na *wēbašg̃g̃ōdn* 'Weberknoten' gelernt! Mit *k^hāq̃fnk^hēp̃γ* 'Katzenköpfen' tu' ich mir härter, wie wenn ich einen Webersknoten mach“.

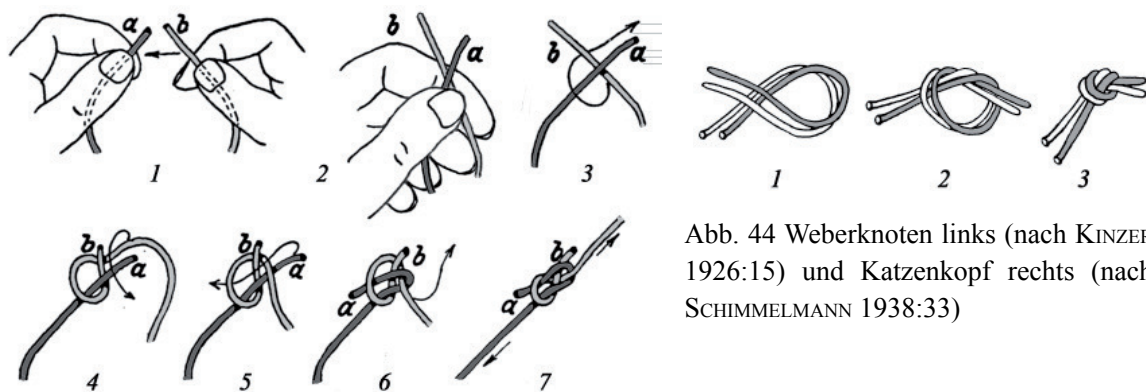


Abb. 44 Weberknoten links (nach KINZER 1926:15) und Katzenkopf rechts (nach SCHIMMELMANN 1938:33)

Bei anderen Webern hingegen durfte es gar nicht vorkommen, dass die Spulen leer liefen. Georg Zubers Vater wurde regelrecht ärgerlich, wenn es passierte und ein Faden *nq̃χgvI^əd* 'nachgeführt' werden musste. War er doch beim Zetteln ohnehin „nicht mehr so zugänglich“. Und auch Fritz Thüroff hat „furchtbar geschimpft“, wenn sich seine Frau oder seine Tochter verzählt hatten. Wenn der Zettel 100 m hatte und man zehnmal runterzuzzetteln hatte, „hat man halt 1000 m auf der Spule gebraucht, damit es nausgereicht hat. Das wollte man ja nicht nochmal machen. Das war ja eine Mordsarbeit, wenn das nicht gereicht hat.“⁵⁹

Dies sind hohe Ansprüche, die nicht alle Weber haben. Für Heinrich Lang ist es ganz selbstverständlich, dass die Spulen unterschiedlich ausliefen. Schliesslich waren sie von Hand gemacht und schon deshalb nicht gleichmässig. „Die eine war ein wenig grösser, die andere ein wenig kleiner. Die ist doch nur nach Augenmass gemacht worden. Am Schluss mussten halt die *rešdə^r*⁶⁰ zusammen gespult werden. Dass man das letzte Zettelband gar voll gebracht hat.“

57 angeschoben

58 Mädchen

59 Sterzik

60 Reste

Kinderarbeit

Zwei der Informanten erzählten, dass sie bereits als Kinder alleine hätten zetteln müssen. Unabhängig voneinander schildern sie, dass sie noch so klein gewesen seien, dass sie einen Stuhl zu Hilfe nehmen mussten, um überhaupt hinaufzugelangen. Emma Sterzik stieg vom Fußschemel auf den Stuhl und Wilhelm Zeitler stellte sogar noch einen Hocker auf den Stuhl. Emma Sterzik glaubt, sie sei zu jener Zeit etwa neun oder zehn Jahre alt gewesen. Angesichts der verlangten Kompetenzen wollen die Erzählungen nicht recht glaubhaft erscheinen. Es mag sich vielleicht eher um eine besondere Art von Arbeitsromantik handeln. In einer anderen Version sagt Emma Sterzik über ihre Kinderzeit dann auch „wenn Not am Mann war, konnte ich schon zetteln“. Immerhin war es aber ihre Aufgabe, das Zettelbrett einzufädeln. Und sicher ist, dass sie das Zetteln schon beherrschte, als sie es nach ihrem Schulabschluss im Alter von 13 Jahren in der mechanischen Weberei ausübte.

1.1.3 Anrichten

1.1.3.1 Aufbäumen

Beim Aufbäumen, erinnert sich Franz Grässel aus Regnitzlosau, sind seine Eltern „fast immer *əwɛŋ* übers Kreuz gekommen. Des war immer *əwɛŋ a* aufregende *ɡʃixd*“⁶¹. Wenn es *nəχəd ned* richtig war, hat der Vater recht geschimpft.“ Und auch Linda Frisch erzählt, dass es zwischen ihren Grosseltern in Hildbrandsgrün oft zum Hickhack kam, wenn sie aufgebäumt haben.

Vorbemerkung

Für die Beschreibung dieses Arbeitsschrittes ist es wichtig, eine technische Seite der Webstühle zu kennen, an denen die Handweber im Untersuchungsgebiet arbeiteten. Sie unterschieden sich unter anderem darin, in welcher Höhe der Kettbaum gelagert war: ganz unten, mittig oder ganz oben. Zu letzteren gehörten jene, die von den Webern im östlichen Untersuchungsgebiet verwendet wurden. Dies hing damit zusammen, dass ihre Stühle alle mit einem Regulator ausgestattet waren. Bei den Frankenwaldwebern hat sich dieser Apparat nicht durchsetzen können und so war hier wohl die häufigste Kettbaumlagerung jene in der Mitte, also auf Webhöhe. Dass somit die Kettfäden vom Baum waagrecht ins Geschirr hineinliefen, ist für die folgende Arbeitsbeschreibung von Bedeutung, da ich von solch einem regulatorlosen Webstuhltyp ausgehe. Zu Webstühlen, bei denen der Kettbaum unten oder oben gelagert war und demzufolge die Kettfäden über eine Streifstange umgelenkt wurden, werde ich an den Stellen zu sprechen kommen, wo es notwendig erscheint.

Vorbereitungen

Für das Aufbäumen waren bestimmte Vorbereitungen notwendig. So musste der Weber den *kɛɖbām* ‘Kettbaum’ (auch *bām* ‘Baum’, *ɡɔʌnbām* ‘Garnbaum’ oder *tʃɛdlbām* ‘Zettelbaum’ genannt), mit seinen Halterungen, den *haon* ‘Haugen’, *hōm* ‘Hauben’, *dɔɔŋ* ‘Docken’, *kʰūvm* ‘Kufen’ oder *kʰipfm* ‘Kipfen’, die er beim Weben nach oben gesetzt hatte,⁶² wieder nach unten hängen. Er musste ausserdem das *ɡʃɛa* ‘Geschirr’ und das *blɔud* ‘Webblatt’⁶³ nach unten auf den Boden

61 *Geschichte*

62 siehe Voraussetzung: Garnbaum in der Mitte des Stuhles

63 In diesem Kontext gehört das Blatt wohl nicht zum Geschirr, im Gegensatz zur Aufbewahrung, wenn sie – mit dem Triemer verbunden – eine Einheit bilden.

legen⁶⁴, und wenn er ganz neu anrichten musste, auch den *k^húndrama^rš* ‘Kontermarsch’. Familie Will aus Vollauf machte dies nur, wenn sie besonders lange Ketten und dünnes Material hatten. In der Familie Thüroff in Bernstein wiederum wurde über die runtergelegten Teile ein Tuch gebreitet.

Scheren des Zopfes

Nun konnte der Weber den Zettel durch den Stuhl führen. Mit dem *geŋlašreŋg* ‘Gängeleinschränke’ genannten Gangkreuz voraus zog er ihn unten am Kettbaum vorbei, um ihn dann jenen Weg nehmen zu lassen, den später der Stoff beim Weben gehen sollte, nur in umgekehrter Richtung: vom *wōanbām* ‘Warenbaum’ (auch *dŭxbām* ‘Tuchbaum’ genannt), über den Kniebaum (*šdraexbām* ‘Streichbaum’ oder *šdrāvšdaŋa* ‘Streifstange’) hinauf zum *brušdbām* ‘Brustbaum’ und durch die Weblade (*lōudn*‘, *wIblōdn*) zurück in Richtung Kettbaum. „Der *tšopy* ‘Zopf’ musst sich ja erst ausbreiten können. Deswegen muss der einen langen Weg machen,“ erläutert Heinrich Lang. Entsprechend erklärt auch Richard Greissinger, der ebenfalls den Zettel in dieser Phase *Zopf* nennt, er sollte ein, zwei, drei Windungen machen, damit er sich „gut auseinander *gšēad* ‘geschert’ hat,“ bevor er „vor den *rādlikhamə^r* ‘Reihkamm’“, kam. Manche legten deshalb noch einen zusätzlichen Streichbaum in den Stuhl. Denn darauf kam es hier an: die Kettfäden mussten auf die Breite des Reihkammes gebracht werden bzw. auf jene später im Webblatt. Zu diesem Reihkamm sagt man auch *šē^{er}khāman* ‘Scherkamm’, meist aber Raidelkamm (*rādlikham*, *rādlikhamə* oder *rādlikhamən*) bzw. in Böhmen *rōedlikhō^{eb}* ‘Roidelkorb’ oder *rōedlikham* ‘Roidelkamm’.

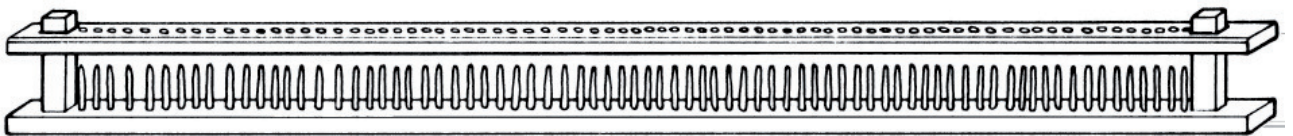


Abb. 45 Raidelkamm (Reihkamm) zum gleichmässigen Verteilen der Kette auf dem Webstuhl (SIUTS 1982:173)

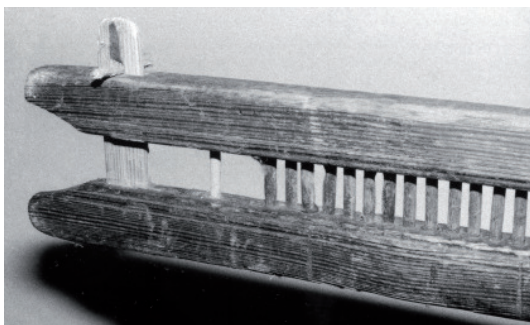


Abb. 46 Ende eines Raidelkammes

Jeder Handweber hatte zwei oder drei verschiedene Raidelkämme, die alle die Breite seines Webstuhles hatten. Nun wählte er den aus, der nach der Anzahl der Zähne bzw. Zwischenräume für den momentanen Auftrag am besten passte. Nach Erwin Frisch hatte ein Weber sogar „mindestens zehn oder zwölf!“. Das mag zu hoch gegriffen sein, denn auch sie selbst hatten nur zwei: „einen für dick und einen für dünn.“

Gängelein einlesen

Oben beim Zetteln hatten wir bereits gehört, dass am unteren Schränkholz des Zettelrahmens die *geŋla gelēgd* ‘Gängelein gelegt’ wurden. Sie finden nun ihre Bestimmung beim *geŋla aelēisn* in den *rādlikhaman*. Doch zuvor knotete der Weber jene Schnur, mit der er das Gangkreuz (die *geŋlašreŋk*) unterbunden hatte, auf und zog die Schnurenden heraus. In das andere Fach schob er ein Rundholz oder eine glatte Holzschiene und band die Schnur an beiden

64 es wird neu angerichtet, d.h. ein ganz neuer Zettel eingezogen und Blatt gestochen

Enden des Holzes fest. Eher deskriptiv spricht Hans Zapf hier von einem *ſſI* und Hans Schubert von einem *hōusnšdēgē* 'Haselstecken'⁶⁵, während ihn Emma Sterzik ganz konkret als den Schränkstecken⁶⁶ (ebenfalls aus Haselnuss) bezeichnet und Erwin Frisch als den *ālēχšdūb* 'Einlegstab'⁶⁷. Anni Herold zieht die Schnur ganz aus dem *šrāηk* 'Schrank', wie bei ihnen Faden- und Gangkreuz heissen, und ersetzt sie durch einen etwas stärkeren *fxōn* 'Faden' aus *šbαχāđ* 'Spagat'. Auch Gertrud Zeitler entfernt die *šrēηgšnūα* 'Schränkschnur', schiebt aber vorher Stab und Schnur durch die beiden Teile des Fadenkreuzes.

Auf dem Einlegestab verteilte der Weber nun die Kettfäden grob über die gesamte Breite. Dann legte er den geöffneten Raidelkamm auf den Kettbaum bzw. auf die Kettbaumscheiben. Er nahm nun Gängelein für Gängelein und legte je eines in einen Zwischenraum zwischen die Stifte des Raidelkammes: die *qfē* 'Zähne'⁶⁸. Er begann in der Mitte und ging in beide Richtungen nach ausen. Wenn auf diese Weise der Zettel gleichmässig auf die Stuhlbreite verteilt war, setzte der Weber den *qēgſ* 'Deckel' wieder auf den Raidelkamm – die *gēηlα* konnten nun nicht mehr raus – und band ihn an drei Stellen zusammen. „Hüben und drüben und in der Mitt'. Und aussen hat man dann noch Platz gehabt zum halten.“⁶⁹

Zettel am Garnbaum befestigen, Kettbaumscheiben fixieren

Als nächstes legte der Weber den Einlegestab in eine Nut, die über die ganze Länge des Kettbaumes verlief. Da er sich ja im äussersten Fach des Fadenkreuzes befand, klemmte er auf diese Weise das Zettelende am Baum fest. Indem er dann die *šaem* 'Kettbaumscheiben' über den Einlegestab schob, konnte dieser nun nicht mehr aus der Nut fallen. Dabei mussten die Scheiben „genau gerichtet werden“, das heisst er musste sie auf jene Breite bringen, die die *khēqdnfxān* 'Kettfäden' im Raidelkamm hatten. Manche nagelten die Scheiben zusätzlich am Kettbaum an. Andere klemmten sie mit kleinen Keilen fest, denn sie durften auf keinen Fall verrutschen. „Weil in dem Moment wo die nach'geben haben“ erklärt Edwin Ritter, „war die ganze Arbeit umsonst.“ Hatte er ein sehr feines Garn zu verweben, stopfte er sogar noch etwas *drēēma* 'Triemer', also Garnabfall vom Abweben zwischen Scheiben und Kettbaum, „damit die Fäden nicht drunter konnten“.



Abb. 47 Kettbaumscheibe auf dem Kettbaum

Das eigentliche Aufbäumen

Beim *aovbāma* 'Aufbäumen' selbst sind sich alle einig: „zu dritt musst man sein“. „Einer musst' *drēiα* 'drehen', einer musst' den *rādlikhamα* halten und einer hat den Zettel gehalten.“⁷⁰ Auch darüber, wer welche der Tätigkeit übernommen hat, waren sich alle Befragten einig: „der Weber,

⁶⁵ *Hasenstecken*, also vom Haselnußstrauch

⁶⁶ nicht zu verwechseln mit den Kreuzstäben, die sie – ebenso wie die meisten – als *šrēηgksdēb* bezeichnet

⁶⁷ Frisch (mehrmals)

⁶⁸ sg. *qfē*

⁶⁹ Schödel, Zeitler Gertrud

⁷⁰ Peetz

der Herr, der hat den *rādlik^hamα* gehalten, die Mutter hat hinten den Zettel fest gehalten – weil der musst ja auch fest nauf – und *mīα guḡα*⁷¹ mussten immer drehen.”⁷²

Den Zettel halten

Beginnen wir mit dem Zettelhalten. Bei dieser Arbeit der Webersfrau kam es darauf an, dass sie den Zettel gleichmässig fest und straff hielt. Davon hing die Spannung ab und die war hier oberstes Gebot: es durften keine lockeren Fäden auf den Baum kommen. Denn „wenn das zu weich war auf dem Garnbaum, nα haben sich die Fäden so naegesnitten in das indα⁷³. Und das durfte nicht sein! Weil sonst hat der eine Faden so gespannt und der andre nicht so. Das siehst du genau im Stoff, wenn der eine Faden geschlumpert und der andre gespannt hat.” Ähnlich sieht es auch Anni Herold: „Wenn das zu weich war, dann ist die Ware ungleich geworden. Je fester der *tšedlbām* ‘Kettbaum’ aufgebäumt war, desto besser ist das *wīcgḡ* ‘weben’ gegangen. Eine gute *wq̄α* ‘Ware’ ist schon mit dem Aufbäumen angegangen. Schon das Aufbäumen war die Voraussetzung, dass man ein besseres Wirken gehabt hat. Je fester, desto schöner war’s zum wirken.”

Dies heisst also, der Grad der Festigkeit wirkt sich sowohl auf die Warenqualität als auch auf das Arbeiten selbst aus. Durfte keiner der Fäden locker sein, war es ausserdem wichtig, dass alle Fäden die gleiche Spannung hatten. Die Mutter bzw. die *wēibαšvrā* ‘Webersfrau’ musste den Zopf nicht nur straff halten, sie durfte ihn nicht einmal durch die Hände gleiten lassen. „Durch die Hand durchlaufen lassen, das konnt man nicht. Weil die einen Fäden, die aussen dran waren, die sind durch das Durchlaufen dann straffer durch die Hand gelaufen. Die waren dann länger. Deswegen musst man immer so nachgreifen: abwechselnd mit der linken und der rechte Hand.” Dabei macht Adam Peetz vor, wie jeweils die eine Faust vor dem Bauch den Zopf greift, während die andere sich von ihm weg bewegt.

Bei dieser Tätigkeit sass die Webersfrau auf einem Fußschemel oder – um grösstmöglichen Halt zu haben – direkt auf dem Fussboden. Vor ihr auf dem Boden



Abb. 48 Um den Zettel wirklich straff halten zu können, hat sich diese Frau auf den Boden gesetzt



Abb. 49 Ehepaar beim Aufbäumen

71 *wir Kinder*

72 Schramm Ernst

73 *untere*

lag das Tuch mit dem Zettelhaufen. „Je weiter weg sie vom Baum gegangen ist, wo er aufgedreht worden ist, desto fester ist der Zettel geworden“⁷⁴.

Nach Willi Friedrich hat sie immer mal wieder auf den Zopf *naovkhIm*⁷⁵, damit die Fäden auseinandergegangen sind. Denn gerade Wolle hängt gern zusammen.⁷⁶ Wer einen Webstuhl mit sich drehenden *šdrāvweIn* ‘Streifwellen’, statt fester Streichbäume hatte,⁷⁷ musste diese mit einem Brett fest machen oder annageln.⁷⁸ Wie für das Scheren des Zettels, legten auch hier beim Aufbäumen manche noch einen zusätzlichen Streifriegel in den Stuhl. Denn über je mehr Bäume der Zettel lief, desto mehr wurde er gebremst und umso grösser wurde die Spannung. Dies bedeutete auch eine Erleichterung für die Webersfrau, die dann nicht mehr gar so fest halten musste.

Aber auch zu fest durfte sie nicht halten. Emma Sterzik erinnert sich, dass bei ihnen einmal die hölzerne Kettbaumhalterung geplatzt ist, die sie *k^hūym* ‘Kufen’ nennt. Ihr Vater hatte dann der Mutter Vorwürfe gemacht. „Das kommt bloss, weil du immer zu fest hältst“, hat er gesagt.”

Den Raidelkamm halten

Warum der Weber den Raidelkamm stets selbst hielt, begründet Max Schödel damit, dass es die Hauptaufgabe ist. Richard Griessinger wird konkreter. „Weil das genau passen musste. Oder die Mutter hat es auch gemacht. Die Mutter konnts auch. Also der hatte eigentlich die präzisere Aufgabe.“ Hierfür ging der Weber *nīnde^r* ‘hinter’, begab sich also dorthin, wo er beim Weben sass. Er legte die *šwadn* ‘Sitzschwarte’ raus oder stellte sie auf und lehnte sich gegen sie. Denn er musste seine Tätigkeit im Stehen verrichten – über die Weblade gebeugt. Manche Handweber wiederum standen breitbeinig auf der anderen Seite des Stuhles, direkt beim Kettbaum, sodass der Zettel zwischen ihren Beinen hindurchlief.⁷⁹ Mit beiden Händen hielt der Weber den Raidelkamm und hatte auf diese Weise gut im Blick, ob ein Faden hängen blieb oder riss. Passierte dies, rief er dem Dreher ein „Halt!“ zu und knotete den Faden wieder an. Dies kam besonders häufig bei feinen Garnen vor. Nach Emma Sterzik seien oft ganze Gängelein zerrissen. „Dann musst’ man die wieder rein tun und um den Baum rumwickeln. Deshalb hat man oben immer diese Fäden zum Reinlaufenlassen gehabt.“⁸⁰ Denn konnte der Weber das Ende des gerissenen Fadens nicht mehr finden, musste er von einer Spule oben im Webstuhl einen neuen *nōuxvī^rən* ‘nachführen’. Hierfür sagte man auch *an vō^dn naelāvm lō^šn* ‘einen Faden hineinlaufen lassen’. Die meiste Aufmerksamkeit des Webers war auf den Kettbaum gerichtet. Denn es war zwingend notwendig, dass der Zettel auf der gesamten Breite gleichmässig und eben hinauflief.

Auch bei Frischs hielt immer der Vater den *rōedlk^hqəb*. „Immer so hin und her“ hat er ihn dabei bewegt, „dass es schön fest geworden ist. Sonst bilden sich ja da auf dem Baum lauter *rādla* ‘Wülste’ und da fällt der Zettel ja ein. Und das geht nicht.“⁸¹ Ausserdem mussten alle Fäden gleichermassen fest auf den Baum. Insbesondere jene an den Kettbaumscheiben musste der Weber im Auge behalten. So sprang sein Blick von links nach rechts und wieder nach links. Er dirigierte den *rādla^ham* so, dass die Fäden auch wirklich dicht an die Scheibe hinanliefen. Korrigierte er sie auf der einen Seite, durfte er den Raidelkamm auf der anderen Seite nicht aus den Augen verlieren.

74 Frisch

75 *draufgehauen*

76 Zuber

77 dies sind besonders jene mit einem Regulator

78 Ritter

79 Schramm Ernst

80 Sterzik

81 Frisch

Denn hätte er ihn zu weit hinüber gehalten, wären die Fäden drüben auf die Scheibe draufgelaufen. So musste er das über zwei Meter lange Gerät auch immer wieder schräg halten, mitunter auch seitlich anheben. „Das ist auch schon schwer! Da tut Ihnen die Schulter da unten schon weh, wenn Sie den *roedlk^hqab* so lang halten.“⁸²

Ernst Schramm betont, wie wichtig es war, dass es an den Baumscheiben besonders hart wurde und dass die äusseren Fäden dicht an die Baumscheiben hinankamen oder wie sie sagten: die *bendla* mussten an sie *nōlāvm* ‘hinanlaufen’. „Denn wenn ‘s da weich war, haben sich die äusseren *geŋla* neben *naegətŋ*“⁸³. War Scheisse *nōcha*. Wenn es von aussen reinzieht, kriegst du keine saubere Leisten ran. Und die Leisten is ja des A und O vom *šdqv*. Also mein Vater hat immer gesagt: „*wen di laefdn niks dāχd, dāχd dī gandŋa wōa niks*“.⁸⁴

Aus diesem Grund wählte Edwin Ritter lieber einen solchen *roedlk^hqab*, bei dem er die *geŋla* hüben und drüben zwei Zentimeter breiter einlegen konnte, als die Kette im Webblatt sein musste. Denn durch leichtes Schrägstellen des Raidelkammes kam er ja wieder auf die geforderte Breite. Hauptsache die äusseren Fäden kamen dicht an die Scheiben ran, oder wie er sich ausdrückt: „Des musst immer *khēb qn šaemana šā*,⁸⁵ des Zeug. Dass das da auch fest war.“

Drehen

Über denjenigen, dem das Drehen oblag, ist weit weniger zu sagen. Auch er musste zwar aufpassen, dass keine Fäden zerreißen, ansonsten hatte er aber auf das Kommando des Vaters zu hören und musste lediglich sehr langsam drehen. Vor allem körperliche Voraussetzungen musste er erfüllen. So sagt Max Schödel, dass „ein Mannsbild“ drehen musste, der „schon *aweg* stark war“. Auch nach Anni Herold fiel die Wahl auf denjenigen, der am stärksten war. „Der muss sich wirklich plagen!“ Wie er auch nach Erwin Frisch all seine Kraft aufwenden musste. Teils wird auch berichtet, dass es so schwer war, dass man zu zweit drehen musste.“⁸⁶ Etwa wenn es sehr straff war,⁸⁷ vor allem aber, „wenn der Baum voll wurde, ist es zuletzt schwer gegangen“.⁸⁸ Trotz der erforderlichen Kraft hat nicht der Weber gedreht, wenn er unter den Anwesenden der Stärkste war. Gedreht hat, der „halt grad da war“. Dies waren meist die Kinder. Bei Herbert Goller zu Hause musste er oder sein Bruder drehen. „Mit zwölf Jahren musstest schon einen Zettel aufdrehen. Hast schon Kräften gebraucht.“

Beim Webstuhl von Grässels in Regnitzlosau war der Kettbaum oben gelagert. „Da waren wir auf dem Stuhl gestanden, weil des oben war und dann musst man schön langsam drehen. Ich konnt grad nauflangen und des hat tüchtig gequietscht“, wobei er das Geräusch imitiert. Was heisst „oben“ genau? Für den Stuhl von Erna Röder wissen wir es exakt: die Achse lagert in einer Höhe von 1,64 m. Für sie habe es genügt auf ein *šdžlθ^rl*⁸⁹ zu steigen, es hätte kein Stuhl sein müssen. Doch man vergegenwärtige sich die Arbeitshöhe und somit die Arbeitshaltung – insbesondere, wenn die Kurbel über den oberen Totpunkt musste.

82 Herold

83 *hineingezogen*

84 *Wenn die Leiste nichts taugt, taugt der ganze Stoff nichts.*

85 *dicht an den Scheiben sein*; das zweite Suffix *-en* kennzeichnet den Dativ Plural.

86 Bayer

87 Röder

88 Schramm Ernst

89 *Stühlchen* ‘Fußschemel’

Wie beim Spulen erschwerten auch beim Aufbäumen bestimmte Garnmaterialien das Arbeiten. So beschreibt Waltraut Bayreuther das Aufbäumen von Kunstseide folgendermassen: „Wie die *k^hunşdfaedn* ‘Kunstseide’ da war, des war eine Katastrophe! Da is des *mædærjæł* ‘Material’ ineinander *naegvaln*.⁹⁰ Des hat sich wie verwirrt.” Dies hatte zur Folge, dass sie besonders langsam drehen musste.

Das Instrument zum drehen: Prügel, Knüttel, Dreher oder Kurbel

Die althergebrachte und im Frankenwald häufig erwähnte Form des Instrumentes, mit dem gedreht wurde, war der *aovbāmbriġl* oder *aovbāmġiġl*, ein 60—90 cm langes und 5—6 cm starkes „ganz gewöhnliches“ Rundholz, vom Gebrauch „ganz glatt und glänzend“⁹¹. Diesen Prügel schob der Dreher entweder in ein U-förmiges Eisen, das er in der Stirnseite des Kettbaumes einschlug. Oder er steckte einen grösseren Nagel in ein Loch aussen auf dem Baumende, legte einen Kälberstrick um diesen Nagel und schob den Aufbaumprügel durch diese Schlaufe.

Beim Aufbäumen packte er den Knüttel aussen mit beiden Händen, drehte damit den Kettbaum und wickelte so den Zettel auf. Eine anderer Typ dieses Instrumentes war ein ebensolanges Holz, in der Mitte um einiges dicker als an den Griffen aussen, und mit einem quadratischen Loch im Zentrum (siehe Abbildung). Der Drehende entfernte also erst das *şdavlŕōud* ‘Staffelrad’ vom Kettbaum und steckte diesen *drêia*⁹² auf den dortigen Vierkant. Viele hatten bereits eine Kurbel, *an aesndrêia*, also „eine richtige *hondgşmīċa*⁹³ Eisenkurbel“⁹⁴, die in Böhmen auch *laeara*⁹⁵ oder *loeara*⁹⁶ ausgesprochen wurde. Im Frankenwald gab es aber auch Kurbeln ganz aus Holz. Insbesondere im Ostteil des Untersuchungsgebietes, wo die Kettbäume eine Eisenachse hatten, wurde die eiserne Kurbel auf den Vierkant am Ende der Achse draufgeschoben.⁹⁷ Teilweise hatten Achse und Kurbel sogar Gewinde.

Verbesserung des Gerätes

Wie immer wieder festzustellen ist, gab sich der Handweber mit dem Zustand seines Arbeitsgerätes nicht zufrieden und verbesserte es. Emma Sterzik berichtet etwa, dass es ihren Grossvater geärgert hätte, dass die hölzernen Zähne im Raidelkamm oft weggebrochen sind. So hat er sich einen neuen mit Metallstiften angefertigt; aber nicht mit Eisendrähten, denn die hätten gerostet und vor allem feine Fäden wären dann gerissen, sondern aus Kupfer. Auch einen Dreher habe der Grossvater selbst gemacht, den sie dann auf den Vierkantzapfen aussen aufsteckten. Auch sie hatten zuerst einen *aovbāmbriġl*. Als Emma Sterzik dann selbst webte, liess sie sich einen Dreher vom Drechsler machen. Die alten Aufbaumprügel aus Fichtenholz sind gern zersplissen oder „fransig geworden“⁹⁸. Mehrmals hätte sie Spreisel in die Hände bekommen, was sich dann entzündet habe.

90 *eingefallen*

91 Friedrich Willi

92 *Dreher*

93 *handgeschmiedete*

94 Grässel

95 Herold

96 Ritter

97 Korrekterweise muss gesagt werden, dass es sich um keine durchgängige Achse handelt, sondern es werden zwei Vierkanteisen in die Stirnseiten des Baumes geschlagen und dieser anschliessend auf der Drehbank abgedreht.

98 Lang

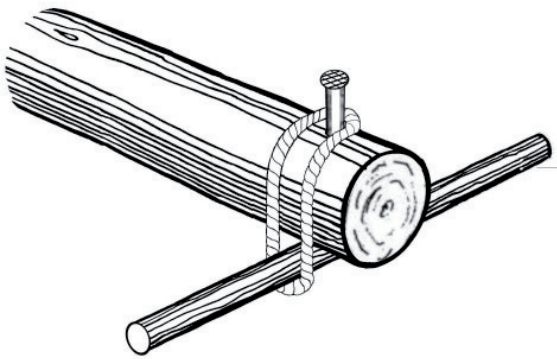


Abb. 50 Aufbäumprügel mit Strick und Nagel am Kettbaum

Abb. 51 Aufbäumprügel an einer Webstuhlsäule (Weberhausmuseum Neudorf)



Abb. 52 Aufbäumholz (Schloß Schauenstein)

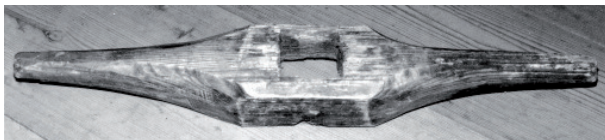


Abb. 53 Aufbaumprügel bzw. -knüttel mit Vierkantloch (Bauernhofmuseum Kleinlosnitz)

Abb. 54 Alwin Wolfrum legt eine Gliederkette um das Ende des Kettbaums und steckt einen einfachen Prügel hinein

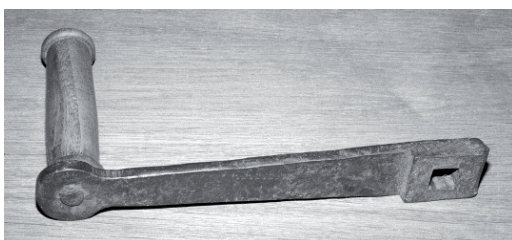
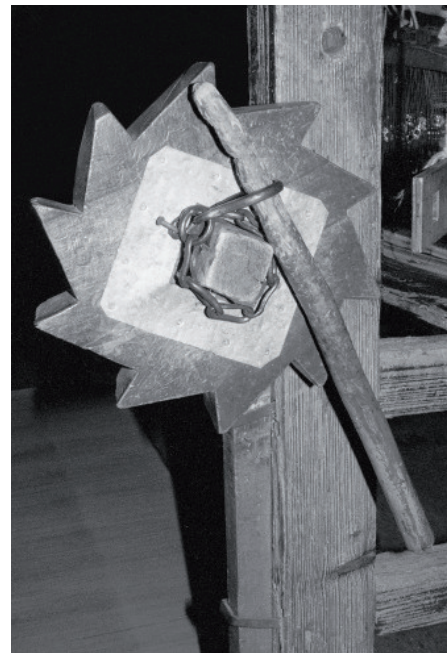


Abb. 55 Aufbäumkurbel von Anni Herold

Abb. 56 Im Osten des Untersuchungsgebietes übliche Kettbaumform mit einer Eisenachse mit Vierkantende. Das Holz darunter wird *Hauch* genannt (Roßbacher Heimatstuben, Rehau)



Dass die Weber ihre Arbeitsgeräte selbst herstellten, mag mit der in allen Bereichen auffallenden Sparsamkeit erklärt werden können. Vor allem müssen sie aber das nötige Geschick hierfür besitzen. Beide Aspekte werden wir noch zu behandeln haben.

Abweichen von der üblichen Arbeitsteilung

Dass der Vater bzw. der Weber den Raidelkamm hielt, war keine unumstössliche Regel. In der Familie Will in der Vollauf, wo ja Mutter und Vater webten und die beiden Töchter den beiden zuarbeiteten, wurde zu viert aufgebäumt. Meistens drehte Vater Andreas den Baum, eine der Frauen hielt den Zettel und die anderen den Raidelkamm. Denn auch das kam vor, dass dieser von zwei Personen gehalten wurde. Bei Johanna Friedrich daheim war es sogar meistens so. „Da hat einer hüben und einer drüben gehalten. Dass jed's auf die Scheiben aufpassen konnt“.

Eine tatsächliche Ausnahme unter den Berichten war jener von Emma Sterzik. Sie hätte allein mit ihrem Vater zusammen, also zu zweit aufgebäumt. Als sie zur Firma Stritzel in Weißdorf webten, sei dies sogar der Normalfall gewesen. Der Vater habe sich dann vorne hin zum Kettbaum gestellt und sei — wie Ernst Schramm — „über den Zettel drüber gestiegen, so in Spreize. Das waren eben auch so Vorteile, die man sich rausgearbeitet hat.“ Demnach hielt Fritz Thüroff mit der einen Hand den Zettel und gleichzeitig mit der anderen den Raidelkamm. „Ich weiss, da ist mal ein Weber gekommen, der war erstaunt, dass wir bloss zu zweit aufbäumen. Der hat gesagt: *IX was ned, IX khönd des ned*.“⁹⁹ Mein Vater, wenn er früh abgewebt hat – ich bin ja erst Mittag aus der Schule gekommen —, dann konnt man doch nicht warten bis Abend, bis die Mutter vom Feld gekommen ist! Dann haben wir zu zweit aufgebäumt. Aber das ist gegangen. Vor allen Dingen bei Stritzel haben wir zwei immer allein aufgebäumt.“

Erleichterungen

Neben den Erschwernissen gab es aber auch Erleichterungen; so etwa bei kurzen Zetteln. Dann nämlich konnte man die Kettbaumscheiben weglassen. So wurden nach Alwin Wolfrum beim Musterweben beispielsweise oft nur 20 Meter aufgebäumt oder auch jetzt, wo er nur noch zum Zeitvertreib Fleckenteppiche webt, kommt er kaum über 24 Meter Zettellänge. „Nq kannst die Scheiben gehen lassen und tust nõchα so einen *hqls* ‘Hals’ *aovbamα*. Des hamα ā viel gemacht. Des mach ich mit die Teppich ā! Da tu ich niemals *ǻ šaem nq̄*.“ Die Scheiben müsste man verrücken und festmachen; diesen Aufwand erspart er sich.



Abb. 57 Kettbäume ohne Scheiben müssen an den Seiten schräg bewickelt werden. Die Schräge wird *Hals* genannt (Zeichnung KNAUER/STIEGER-VOELKEL 1937:20.)

Dauer des Aufbäumens

Zur Dauer des Aufbäumens werden unterschiedliche Angaben gemacht. So sagt Gertrud Zeitler, sie hätte etwa eine halbe Stunde aufgewandt, wenn das Material dünn war. Während Max Schödel spontan äussert, dass es lang dauerte, bis man „die hundert Meter naufgebracht“ hatte. Bei einer Nachfrage reagiert er, wie es viele Informanten bei Fragen nach der Dauer tun; er antwortet mit Sonderfällen: „Naja oftmals hat es lang gedauert, wenn sich's nicht gescheit geschert hat. Hat man gesagt *gšēad*. Das kommt auch auf's Garn an. Manchmal, wenn man gestärkt *khad* hat und das

99 Ich weiss nicht, *ich* könnte das nicht.

war *αwen* zu arg gestärkt, dann waren oft noch Mehlbackl dran usw.; da war's schwieriger. Aber sonst hast vielleicht – eine Stund' hast schon gebraucht. Weil da musst oft gehalten werden."

Zu berücksichtigen ist sicherlich auch hier, dass unterschiedliche Garne unterschiedliche Anforderungen stellen. Ein Leinengarn ist steif und widerspenstig, ganz anders als Wolle. Freilich machten auch hier die minderwertigen und oft reissenden Garne, mit denen die Handweber oft zu tun hatten, die grössten Schwierigkeiten. Wie wir oben von Emma Sterzik gehört haben, kam es vor, dass ganze Gänglein gerissen sind.

Aufbäumfehler

Auch Fehler konnten beim Aufbäumen gemacht werden. Anni Herold hatte bestimmte Arbeitsschritte der Handweberei nicht erlernt. Zu denen gehörte auch das Aufbäumen. Solange sie mit ihrem Vater zusammenarbeitete, schweifte er. Als er es ihr hat beibringen wollen, hatte sie stets erst noch etwas in der Landwirtschaft zu erledigen. Bis sie fertig war, hatte er die Arbeit schon wieder beendet. Später nach seinem Tod musste sie sich die nötigen Tätigkeiten selbst erarbeiten. Fehler blieben dann nicht aus. Wir haben oben schon beschrieben, dass der Zettel mit jenem Ende zuerst durch den Stuhl geführt wird, an dem das Gangkreuz geschränkt ist. Aus Unkenntnis brachte Anni Herold ihn mit dem Fadenkreuz voran auf den Stuhl. „Jetzt, wie ich fertig war, hab ich das erst gesehen, dass ich das falsch gemacht hab. Dann musst ich den *šxəŋk* 'Fadenkreuz' bis hinten rauszerren." Und auf meine Nachfrage, ob sie dies auf die gesamte Länge tun musste: „Nein, nicht auf die gesamte Länge. Auf das Stückl. Aber gemerkt hab ichs mir. Das kann ich Ihnen sagen!"

Ähnlich erging es ihr mit dem *gaŋlα ālēŋ* 'Gänglein einlegen'. Sie wusste zwar, dass ihr Vater immermal einen Strich zur Kontrolle gemacht hatte, „wieviel Fäden man immer in eine Abteilung vom *xpedlkhəm* legen muss", doch kannte sie nicht den Hintergrund. „Und dann immer wieder eins freilassen, und jetzt hab ich das auch nicht gewusst. Hab ich eingelegt. Jetzt, wie ich fertig war und gemessen hab, war das ganz falsch. Jetzt musst ich das ganze Klump wieder raustun und musst selber rumtüfteln, wie ich das mach, dass ich das in den Kamm so einteil. Musst ich immer fünf und dann ein doppelts. Und ich habs verkehrt gemacht, ach! Noja, bin ich dann schon noch draufgekommen, aber das hat mich nervlich -, ich hab ganz schön geschwitzt, kann ich Ihnen sagen".

Das Aufbäumen beenden

Die Handlung, mit der das Aufbäumen beendet wurde, gehört in den Bereich der Rationalität, selbst wenn die Mehrzahl von uns es ebensowenig als rational bezeichnen würde wie die Informanten. Dennoch ist es zweckmässig auf einen Erfolg gerichtet. Erwin Frisch, Emma Sterzik und Gertrud Zeitler berichten übereinstimmend davon, dass es ihren Vätern sehr wichtig war, dass der Aufbaumprügel am Ende des Aufbäumens möglichst schnell vom Stuhl herunterkam. Damit sollte erreicht werden, dass auch der Zettel schnell wieder vom Stuhl unten war, dass also schnell abgewebt war. So erinnert sich Emma Sterzik: „Wenn man das nicht runtergebracht hat, hat immer mein Vater gesagt: 'Des wird wieder ein Zettel!'" Für Fritz Thüroff war dies also das Zeichen, dass es bei diesem Zettel Schwierigkeiten geben würde, dass das Arbeiten von diesen gezeichnet sein würde. Wenn seine Frau gedreht hatte, verlangte er, dass die Tochter sie ablöste, da er fand, Emma bringe den Aufbaumprügel schneller herunter. Und wenn das Zettelende schon durch den Stuhl hindurch war, musste sie es solange halten bis es den Brustbaum passiert hatte. Dann erst durfte sie loslassen. „Und wenn man losgelassen hat, dann musste schon der Prügel haussen sein. Da hat mein Vater den Garnbaum lieber mit der Hand noch bisl rumgedreht."

Alle drei Informanten bezeichnen diese Handlung als Aberglaube. Von ihnen enthält sich nur Gertrud Zeitler einer Begründung. Die beiden anderen schieben sogleich eine Erklärung nach, warum die

Väter so handelten. Dabei ziehen beide den Verdienst heran. Für Erwin Frisch geht es um den Normallohn: „Weil da gibts Geld. Weil wenn der Zettel bald hunten geweben war, hast das Geld dafür *k^haçn*“; während Emma Sterzik sogar von einem erhöhten Lohn spricht: „Da hat man natürlich viel Geld verdient gehabt, wenn der Zettel schnell hunten war“.

Mit der Modernisierung des Aufbaumprügels zur Kurbel änderte sich an diesem zielgerichteten Handeln jedoch nichts. Frischs und Wills hatten zwar bereits einen *laeαα* (eine Kurbel) bzw. einen *aesndrēia*,¹⁰⁰ übertrugen aber den Brauch auf das neue Werkzeug. Fritz Thüroff verwendete sogar nur deshalb keinen Dreher, eben weil dieser nicht so schnell herunterging wie der Aufbaumprügel.

Als allerletzte Tätigkeit beim Aufbäumen entfernte der Weber den Raidelkamm wieder, schob die *šrengšdēb* ‘Kreuzstäbe’ in die *šreng* ‘ins Fadenkreuz’ und band diese mit Schnüren hüben und drüben aneinander. Das Fadenkreuz brauchte er für den nächsten Arbeitsschritt: das Einziehen.

1.1.3.2 Einziehen

Es ist ja die zentrale Aufgabe des Webers, durch Heben der einen Kettfäden und durch Senken der anderen die sogenannte Fadengasse – das *vqx* ‘Fach’ – zu bilden, durch die er den Schussfaden einträgt. Die Kettfäden würden sich aber nicht heben und senken können, hätte der Weber sie nicht vorher durch das ‘Geschirr’ (*gšir*, *gšer*) gezogen. Dieser Arbeitsschritt ist das *aedfīn* ‘Einziehen’. Was aber ist das Geschirr? Mit diesem Begriff wird die Gesamtheit der Schäfte verstanden. Ein Schaft (*šāvd*, *gēr^rdn*, *blēidlα*, *vlīg^l*) wiederum besteht aus zwei Holzleisten – dem unteren und oberen Schaftholz (*šī*, *šāvd*, *gēr^rdn*, *šavdgēr^rdn*, *šāy^ldšī*) – und den auf ihnen aufgereihten Litzen. Unter einer Litze (*haeyd*, *hel^lyd*, *liçfn*)¹⁰¹ wiederum hat man sich ein Metallöhr vorzustellen, an das zwei starke mit Leinölfirnis behandelte Zwirnsfäden aus *hān^lšnū^r* ‘Harnischschnur’ angebunden sind. Beim Einziehen nun muss der Weber die Kettfäden durch eben diese Metallöhre ziehen, die Augen (*ax* pl. *ān*, *aox* pl. *aoⁿ*) oder Häuslein (*hoesl* pl. *hoeslα* bzw. *haeslα*, nbair. *haes^ll* pl. *haes^llα*) genannt werden.

Für diese Tätigkeit braucht der Weber eine zweite Person. Doch zunächst sind auch hier wieder einige Vorbereitungen notwendig. Hatte nämlich der Weber keine passenden oder freien Schäfte mehr vorrätig, stellte er selbst neue her. Hierfür brauchte er mehrere *bīndl* ‘Bündel’ Litzen, die meist gekauft wurden. Die vogtländischen und fränkischen Nachbarn von Roßbach bezogen sie aus diesem böhmischen Ort, die Helmbrechtser von ihrer örtlichen Liefergenossenschaft oder die Frankenwäldler vom Wanderlehrer, der sie ab und zu besuchte und ein Angestellter der Münchberger Webschule¹⁰² war. Die Litzenbündel waren mit zwei

100 *Eisendreher*

101 Frisch, Greissing, Herold/Ritter, Peetz, Röder, Schnabel, Wolfrum: *hāefdn*, *hel^lvd*, *liçfn*, *haevd*, *haefdn/haeydn/ha^lçdn*, *hel^lçdn*, *hel^lçd*

102 Die allgemein als *wēbšū^l* ‘Webschule’ bekannte Einrichtung wurde 1854 gegründet und trug ab 1898 den Namen *Königlich Höhere Webschule Münchberg*. 1922 wurde sie in *Staatliche Höhere Fachschule für Textilindustrie* umbenannt, 1956 in *Staatliche Textildach- und Ingenieurschule*. 1971 wurde sie zur Fachhochschule, von der 1974 das Berufsausbildungszentrum (BBZ) abgespalten wurde.



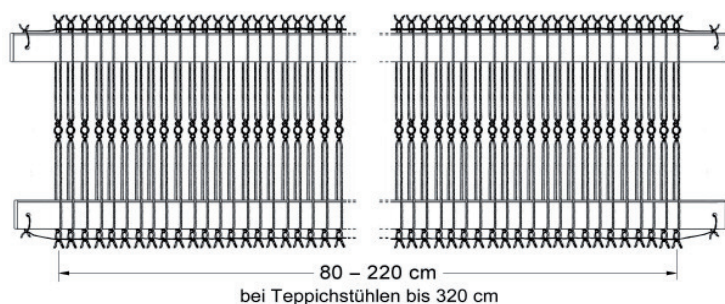


Abb. 59a Schaft (= Gerte)



Abb. 59b Geschirr mit sechs Schäften

Abb. 58 gegenüberliegende Seite:
Litze oder Hilfe

dünnen Schnüren abgebunden, an denen entlang der Weber die Schafthölzer durchschob. Nach dem *aovrâea* 'Aufreihen', also dem Verteilen der Litzen auf den Hölzern, entfernte er die Schnüre. Die äusseren Enden der Litzen waren zu kleinen Schlaufen verknotet, die von manchen – die freilich nicht schon die Litzenaugen damit bezeichnen – *haesla* bzw. *høesla* 'Häuslein' genannt werden. Sie sitzen auf dem oberen bzw. unter dem unteren Schaftholz. Damit die Litzen nicht durcheinander geraten können, ist je eine dünne Schnur durch sie gezogen. Dass dies sehr wichtig sei, betonten verschiedene Informanten. Diese Schafthschnüre band der Weber an die Enden der Schafthölzer fest. Wieviel Litzen er aufreihen und wieviel Schäfte er anfertigen musste, hing von dem Auftrag ab.

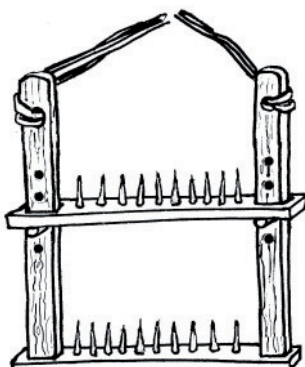


Abb. 60 Schafthalter

Hatte er diese Arbeit beendet, musste er den Kontermarsch wieder oben auf den Webstuhl zurücklegen und die Schäfte an die Geschirrschnüre binden, die von den Kontermarschwippen herabhängen und auch *šaednŷnŷŷ* 'Seitenschnüre' oder *gədnšnŷŷ* 'Gertenschnüre' genannt werden. Diese Wippen werden wir im Kapitel B 1.1.3.4 *Anschnüren* noch genauer kennenlernen. An dieser Stelle interessiert uns lediglich, dass sie Holzleisten waren und dass der Weber sie fixierte, indem er Eisenstäbe durch den hierfür durchbohrten Kontermarschrahmen schob. Sie lagen nun auf diesen Stäben auf. Denn die Schäfte durften sich während des Einziehens nicht bewegen. Den gleichen Zweck hatten die beiden *šəvdhəldə* 'Schafthalter', die er jetzt links und rechts an Schnüren in den Webstuhl hängte und fest anband.

Es sind dies kleinere Holzrahmen mit Nägeln oder Holzstiften, zwischen die er die oberen Schafthölzer legte. Erwin Krögel kennt für sie die Ausdrücke *aetŷŷrəŷŷ* 'Einziehrechen' oder *aedŷŷkəŷ* 'Einziehkamm', während sie für Emma Sterzik die *gšərbredla* 'Geschirrbrettlein' sind, die mit zum *ŷŷnŷŷŷŷŷŷ* 'Anschnürzeug' gehören.

Die letzte Vorbereitung ist, sich Sitzgelegenheiten im Webstuhl zu schaffen. Die einen stellen einen Hocker oder Stuhl in den Webstuhl, andere legen das Sitzbrett nach innen. Wills von der Vollauf hatten extra ein zweites Schwartenbrett oben auf dem Stuhl liegen, das sie nun auf die Riegel in den Webstuhlseiten (*šaedndāləŷ*, *šaedn*, *wŷəbšaedn*, *wəndn*) legten.

Fäden auflegen und stechen

Was waren nun die Tätigkeiten des Handwebers und seines Helfers beim Einziehen? Er selbst übernahm in der Regel das *šdēxŋ* ‘stechen’, der Helfer musste die *vēidn aovlēŋ* ‘Fäden auflegen’. Letzteres gehörte mit zu den ersten Aufgaben, die die Kinder ab einem Alter von 6–7 Jahren zu übernehmen hatten. Das Schulkind sass dann innen im Webstuhl zwischen dem Kettbaum und den Schäften und hatte Faden für Faden von der *šrēŋgŋ* ‘Fadenkreuz’ zu nehmen und sie dem Weber auf das *aedſIhēigαλα* ‘Einziehhaken’ zu legen. Dieser stand oder sass aussen auf der anderen Seite der Schäfte und zog den Faden zu sich durch, um sogleich mit dem Einziehhaken ins nächste Litzenauge zu stechen.



Abb. 61 Einziehhaken

Dieser Haken war nichts anderes als ein starker, vorne umgebogener Draht mit einem Holzgriff. „War eine mühselige Arbeit,” meint Alwin Wolfrum. „Und! Du musstest aufpassen, dass keine Fehler reingekommen sind”. Damit spielt er auf das sich Verstecken an. Denn schon allein weil die Litzen „so beweglich waren, musste man aufpassen, dass man nicht die falsche erwischt, was bei den mechanischen nicht passiert. Denn die sind starr”.¹⁰³ Die „richtige Litze” war aber nicht einfach die benachbarte auf demselben Schaft, sondern befand sich auf einem anderen. Auf welchem, war aber von der Bindungsart des Gewebes abhängig. Den Einzug für die einfachste Bindung, den *glādn aedſūx* ‘geraden Einzug’, erklärt Richard Greissinger. „Wenn es gerade durchgezogen worden ist, war es noch einfach, dass es 1, 2, 3, 4 gegangen ist.” Wie alle Weber spricht er hier von den einzelnen Schäften in ganzen Zahlen. „Aber manchmal, wenn du hochschäftiges Zeug gehabt hattest, z. B. das Strukturgewebe, das wir einmal gemacht haben: das war 1, 7, 10, 12, 4, 3, kreuzweise durcheinander. Das war furchtbar! Da hast du deine *vōαlōx* ‘Vorlage’ gehabt, wo der *aedſūx* ‘Einzug’ drauf war, und musstest immer wieder draufschauen und da danach stechen.” Je komplizierter die Bindung war, desto mehr musste sich der Weber konzentrieren. Bei einer einfachen Leinenbindung, für die zwar zwei Schäfte ausreichten, man aber stets vier nahm, kamen die Schäfte ihrer Reihenfolge nach dran, was mit *grōud dūerx aedſIŋ* ‘geradedurch einziehen’ bezeichnet wird. Auch bei *kḥēba* ‘Körper’ wird auf diese Weise eingezogen. Nicht viel anders bei einem *kraedſkḥēba* ‘Kreuzkörper’, *dōblkḥēbər* ‘Doppelkörper’ oder einem Fischgrätmuster. Dieses kommt durch einen *šbiđſaedſūx* ‘Spitzeinzug’ zustande und kann mit acht Schäften gewebt werden. Hatte man die Litzen der Schäfte 1 bis 8 gestochen, ging man lediglich rückwärts, also Schaft Nr. 8, Nr. 7, Nr. 6 usw. bis zur 1. Eine höhere Schaftzahl war noch kein Problem, wenn freilich auch da keine falsche Litze erwischt werden durfte. Erst wenn es *hūx šēvdiŋ* ‘hochschäftig’ war, also über acht Schäfte hinausging, war der ganze Weber gefordert. Richard Gahn hatte manchmal Aufträge, „die waren *đſwēlvšēvdiŋ* ‘zwölfschäftig’ oder *vərđſəšēvdiŋ* ‘vierzehnschäftig’! Das war auch immer eine Sauarbeit, die Einzieherei. Musst’ fort aufpassen, dass du keinen Fehler naebringst. Musst fort *đſiŋ*!¹⁰⁴” Besonders schwer wurde es, wenn – wie im Falle des eben erwähnten Strukturgewebes – ein *gšbrūŋanər aedſūx* ‘gesprungener Einzug’

103 Greissinger

104 zählen

vorgeschrieben war, oder wie der Weber eher sagen würde: „wenn du *šbrinα* ‘springen’ hast müssen“. Schliesslich gab es auch beim Einziehen unterschiedliche Schwierigkeitsgrade, die durch das Material bedingt waren. So war das Einziehen von Mohair mit seinen angezwirnten Schlaufen schwieriger einzuziehen als ein glattes Garn.

1.1.3.3 Blatt stechen

Den Schussfaden schlägt der Weber mit der Weblade an, die mit den mundartlichen Formen *wīblōudn*, *wēblōn*, *wīrglōdn*, *wīrglōdn*, *wērglōudn* ‘Weblade, Wirklade’ bezeichnet wird, auch als *wēpālgn* ‘Webbalken’, meist aber einfach als die Lade (*lōdn* bzw. *lōudn*). Um aber *qšlōn* ‘anschlagen’ zu können, musste der Weber als nächstes die Kettfaden in ein kamm- oder gitterartiges Gebilde in der Weblade, dem Webblatt, einfädeln. Dies ist das *blōud šdexn* ‘Blatt stechen’, östlich des Frankenwaldes *blōd šdexn* ausgesprochen.

Jeder Weber musste eine ganze Reihe von Webblättern besitzen, die sich hauptsächlich in der Blattdichte unterschieden, also in der Anzahl der Blattstäbchen pro 10 cm. Man sagt 21, 35 oder 48 *rō aov dšē dšēndimēīdər* ‘Rohr auf zehn Zentimeter’ und spricht dementsprechend von einem *ānαdšwanšixər blōud*, oder kurz von einem *vīmvaδraesixər*, einem *qxdayeα-dšixər* usw. Willi Friedrich denkt, dass es in der Handweberei beim 25er in etwa anfang – beispielsweise für dicke Schafwolle – und bis zum 50er ging. Ein 33er gehöre noch zu den groben, die sie zuhause scherzhaft *hēinašdaen*¹⁰⁵ nannten. Nach Erwin Frisch ging es vom 11er bis zum 48er. Noch feinere hatten Thüroffs. „Stellen Sie sich mal vor, wir haben oft Blätter gehabt: 60er, ich glaub 80er auch, so dünnen Stoff haben wir gewebt!“ Die gängigen Dichten wären 55, 60 oder 68 gewesen. Mindestens 100 verschiedene Blätter hatten Thüroffs. Bei Greissingers war das grösste ein 30er, wenn der Vater *mētšerəsīəds* ‘mercerisiertes’¹⁰⁶ verwebte, waren es mindestens ein 100er Blatt gewesen. Erna Röder amüsiert sich, dass sie zu einem feinen *ə dīgərs blōd* ‘ein dickes Blatt’ sagten, zu einem groben aber *ə dīnərs blōd* ‘ein dünnes Blatt’, also „grad umgekehrt“. Richard Greissinger ist noch bekannt, dass es in der Handweberei früher noch eine andere Berechnung als jene auf 10 cm gegeben hat. Er glaubt, es könne nach Zoll gegangen sein. Auch Erwin Krögel ist eine nichtmetrische Numerierung erinnerlich. Er meint, sie hätte mit der sächsischen Elle zusammen gehangen.

Die überregionale Bezeichnung *Riet*, aber auch die mundartliche *rō* ‘Rohr’ verraten, aus welchem Material die Blattstäbchen einst waren. Seit langem sind sie jedoch aus Blech, was eine besondere Wartung bedingt, wie wir noch sehen werden. Der Abstand der Stäbchen wurde durch die Stärke jener Schnur erzielt, mit der sie an den dünnen Rundhölzern oben und unten angebunden sind und die sozusagen den Rahmen des Blattes bilden. Richard Greissinger erklärt, dass die Rohre weiter auseinander waren, wenn die Schnur stark war. War sie fein, sind die Rohre enger zusammen gekommen. Deswegen sagte man laut Erna Röder, die *blēdər* ‘Blätter’ seien *gwīgld* ‘gewickelt’. Die Bünde goss der *blēdabindər* ‘Blätterbinder’ mit heissem *bēx*¹⁰⁷ aus. Ehepaar Becher aus Förstenreuth meint, dass es in der Handweberei fast nur *bēxbundblēdα* ‘Pechbundblätter’ gegeben hätte. Nach Erwin Krögel hingegen sei unter den Blättern seiner Mutter und seines Grossvaters nur hie und da mal ein Pechbund dabei gewesen; meistens hätten sie den einfachen *tšīnbund* ‘Zinnbund’

105 Hühnerleiter

106 Verkürzung von *mercerisiertes Baumwollgarn* bzw. *Zwirn*

107 Harz

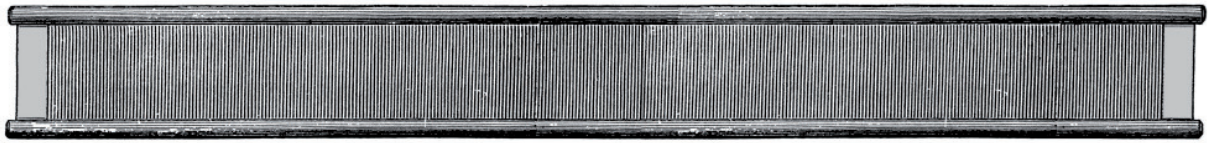


Abb. 62 Webblatt (nach HALVORSEN 1938:35)

Abb. 63 Webblatt mit schwarzen Kettfäden; rechts der Schützenkasten



gehabt. Im Gegensatz zum heutigen Doppelbund mit Drahtwicklung und doppelten Längsstäben, hätte dieser nur je einen Längsstab gehabt. Emma Sterzik erinnert sich, dass Webblätter nur früher in Pech getaucht waren, sie aber von solchen viele hatten. Bei manchen waren die Riet sehr weich, dass man aufpassen musste, nicht mit dem Blatthaken hinzustossen. Andere Blätter waren *wāwin-dix* 'waiwindig', also sehr schlecht gebunden, dass man auch da aufpassen musste, kein Loch hineinzumachen. Die geschlitzten Holzleisten, die oben und unten auf die Bünde gesteckt werden, nennt sie *vudəʁ* 'Futter' und glaubt, die seien sogar oft links und rechts mit kleinen Keilen fixiert worden. Welche Blätter Erna Röder verwendete, kann man im Museum von Landwüst im Oberen Vogtland sehen, wohin sie ihren Webstuhl gegeben hat: Pechbundblätter mit Stahlstäbchen.

Stechen und Auflegen

Was für ein Blatt der Weber zum Stechen auswählte, hing von der verlangten Stoffbreite ab. Hatte er früher aus der Kettendichte und der Warenbreite die Blattbreite selbst zu berechnen, wurde sie auf neueren Schärzetteln angegeben und somit vorgeschrieben. Dem Weber bzw. seiner Erfahrung überlassen blieb es jedoch, welchen *šbrun* 'Sprung' das Webblatt hatte. Damit ist die Blatthöhe gemeint. Hochschäftige Ware erfordert einen höheren Sprung als solche mit wenig Schäften.

Als erstes wurde der Stuhl – vom Einziehen noch zwischen Kettbaum und Geschirr – auf die andere Seite, zwischen Geschirr und Brustbaum gestellt. Erwin Frisch stellte dann das Blatt auf den *lōndegēl* 'Ladendeckel' in der *wī^ēklōdn* 'Weblade', denn so hatte er alles gut im Blick. Der Grossvater von Anni Herold band zwei Stricke senkrecht in den Webstuhl und klemmte das Brett so dazwischen, dass sich die Stricke über und unter dem Blatt verkreuzten. Auf diese Weise hatte er das Blatt in bequemer Lage über dem Brustbaum.

Auch für das Blatt stechen waren zwei Personen notwendig und auch hierfür wurden die Kinder ab etwa sechs Jahren herangezogen. Allerdings waren die Aufgaben hier anders verteilt. Diesmal legte der Weber die Fäden auf und das Kind musste stechen. Erwin Frisch hatte letzteres zu übernehmen, weil er als Kind besser sehen konnte als der Vater. Denn je feiner das Blatt war, desto schwerer war die nächste Blattlücke zu erkennen. Das Werkzeug des Helfers war der messerförmige Blatthaken, der von den meisten – wenn auch diminuiert – auch als solcher bezeichnet wird; und zwar in den Variationen *blōdhā_xl*, *blōdhēgala*, *blōudhēigala*, *blōdhōun*, *blōudhēi_xala* aber auch als *blōdšdexα* 'Blattstecher'. Anni Herold und Erna Röder nennen dieses Instrument *ætfī-hā_xl* 'Einziehhaken' resp. *ædfīhēgl*, obgleich es eine andere Form hat als jener, der tatsächlich beim Einziehen verwendet wird.



Abb. 64 Blattmesser

Es handelt sich um einen Blech- oder Stahlstreifen mit einem Holzgriff hinten und einem Schlitz für die Fäden vorne. Jener von Erna Röder war sogar aus Messing, ein seltenes Metall in der Handweberei. Die Blattlücke benennt man mit dem selben Begriff wie das Blattstäbchen, nämlich Rohr (*rō*). Was exakt gemeint ist, ergibt sich aus dem Kontext oder man weicht auf die deskriptiven Benennungen wie *šdēblα*¹⁰⁸ und *lūgŋ*¹⁰⁹ aus.

Nach Erwin Frisch wurde auf der linken Seite angefangen. So sass das Kind auf der *šwaʳdn* ‘Sitzbrett’ und stach nun in die erste Blattlücke. Der Weber sass ihm gegenüber im Webstuhl innen, etwas niedriger. Er nahm die Fäden der Reihenfolge nach von den Schäften und legte sie entsprechend der Webvorgabe einzeln oder zu zweien auf das Blatthäkchen. Man sagte, es muss *āvēdīχ* ‘einfädig’ oder *dswēvēʳdīχ* ‘zweifädig’¹¹⁰ gestochen werden. Der Helfer zog die Fäden zu sich durch, nahm sie in die linke Hand, zog damit das Stäbchen etwas zur Seite, um auch tatsächlich die nächste Lücke zu erwischen und schob den Blatthaken durch sie hindurch. Ernst Schramm, der als Schulkind beim Blatt stechen helfen musste, schildert diese verantwortungsvolle Aufgabe: „Da musstest aufpassen, dass du kein *qīks rō* ‘dickes Rohr’ und kein *lēās* ‘leeres’ reingebracht hast. Ein dickes war, wenn du in ein Rohr zweimal reingestochen hast. Stattdes zwei Fäden hast du dann vier drinnen *kʰabd*. Oder hast mal eines übersprungen, dann war in dem *rō* ‘Rohr’ überhaupt kein Faden drinnen. Und das siehst du ja dann in der Ware.” Hat der Weber das erst beim Weben bemerkt, musste alles wieder rausgeschnitten werden. So erinnert sich Johanna Friedrich mit Grauen daran, was das für eine Arbeit war. Aus diesem Grunde, sagt sie, kontrollierte der Weber nach jedem Zopf die Fäden mit einem seitlichen Blick.

Aber auch wenn es noch während des Blatt stechens bemerkt wurde, war es schlimm genug. Erwin Frisch berichtet von den Sanktionen, wenn er ein doppeltes Rohr oder – wie man bei ihnen in Roßbach auch sagte – ein *klemrōα* ‘Klemmrohr’ stach. „Wenn du nämlich ein Blatt hast, wo auf den Zentimeter zum Beispiel 15 Kettfäden sind, das wird no eng. Da musst gut aufpassen. Und hast ein doppeltes gestochen, mein Lieber! Dann hast’ deine Schellen ‘kriegt, dass es geht. Weil das muss alles wieder *assi*¹¹¹ getan werden.” Eine andere Methode, um solche Stechfehler zu vermeiden, kennt Richard Greissinger von seinem Vater. „Dem konnte man die Augen zu binden, da hat der Blatt gestochen. Der hat immer mit dem Fingernagel ein Rohr weiter. Ich hab’s auch gekonnt. Wenn da das *rīd* ‘Riet’ war, da hat es einen Schnapper getan, dann hat man das nächste genommen. Also einen langen Fingernagel hat man haben müssen.”

Waren Weber und Helfer am rechten Ende des Blattes angelangt, war das Blatt also fertig *nōgšdōχŋ* ‘hinangestochen’, stellte es der Weber an seinen Platz auf die Schnellbahn (*šne1bq̃*, *šne1pō*) in der Weblade, die auch als *lōdnbq̃* ‘Ladenbahn’, *laʃpān* ‘Laufbahn’ oder als der *laoy* ‘Lauf’

108 *Stäbchen*

109 *Lücke*

110 Wenn Alwin Wolfrum *dswēvēʳdīχ* sagt, spiegelt sich hier die Geschlechtlichkeit der Zahlen wieder. Entsprechend der Maskulinität von *Faden* heisst es *dswē* und nicht *dswō* (feminin) oder *dswāvēʳdīχ* (neutrum). Allerdings verliert sich diese Differenzierung und heute heisst es meist *dswāvēʳdīχ* in seiner neutralen Form.

111 *heraus*

bezeichnet wird, und steckte den *lōdn̄eg̃l* ‘Ladendeckel’ oben drauf. Die einen gaben an, dieser würde durch sein Gewicht halten. Edwin Ritter hingegen nagelte ihn zusätzlich mit kleinen Nägeln in den *lōdn̄arm* ‘Ladenarmen’¹¹² fest.

Der Weber strich nun die Fäden zwischen Daumen und Zeigefinger glatt und hat *tšëbv̄ld* ‘gezöpfelt’, wie Erwin Frisch es nennt, das heisst er nahm ein Zettelband, teilte es und verknotete die zwei Hälften zu einer Masche. Dies machte er auf der ganze Breite und schob anschliessend durch die so entstandenen *tšëbv̄la* ‘Zöpfe’¹¹³ einen Rundstab. Daran band er die Längerschnüre (*lēn̄ašn̄ā̄īα*, *lēn̄ašn̄ā̄īα*) bzw. das *šn̄ā̄d̄saēχ* ‘Schnürzeug’ oder den *ōšn̄Ira* ‘Anschnürer’¹¹⁴ an. Dies sind drei oder fünf Schnüre an einer Leiste oder einem Stab. Wieviel genau, das sei Gefühlssache, meint Erwin Frisch. Man konnte ja bei einem breiten Stuhl nicht nur drei nehmen, weil sich dann der Stab durchgebogen hätte. Ein zweiter Stab am anderen Ende der Längerschnüre wurde in die Warenbaumnut eingelegt und lose angebunden. Diese Kettenverlängerung band jeder Handweber an,

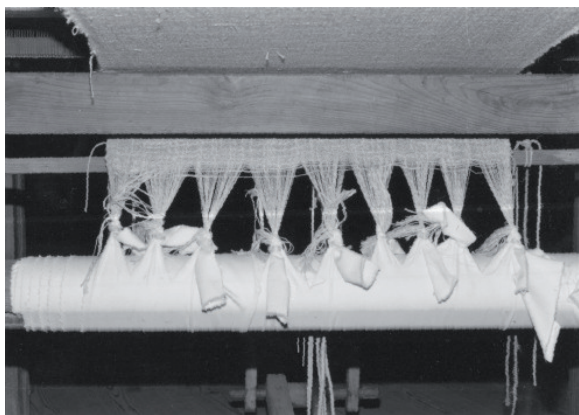


Abb. 65 Untertuch

weil sein Bestreben war, so wenig Garnverlust zu haben wie möglich. Hätte er die Kette direkt am Warenbaum befestigt, wären ihm die eineinhalb bis zwei Meter Garnmaterial von oben bis hinunter zum Warenbaum verloren gegangen; so aber nur die Fadenlänge der Zöpfe. Eine gleichermassen verbreitete Methode hierfür war jene mit dem *und̄ǣd̄ū̄χ* ‘Untertuch’. Statt der Schnüre mit den Rundstäben band der Weber die Zöpfe an dieses Tuch an, das auf dem Warenbaum aufgewickelt war. Hierfür war es am Ende zu Streifen eingeschnitten.

War die Kette fest mit dem Warenbaum verbunden, musste der Weber sie noch *šbana* ‘spannen’, das heisst er drückte mit dem rechten Fuss gegen die Hebel am Warenbaumrad, drehte damit den Warenbaum weiter, der wiederum durch die *γē̄ln* ‘Fälle’ bzw. Sperrklinke an der Warenbaumzahnscheibe am Zurückdrehen gehindert wurde (siehe Abb. 99). Die Kette durfte er jedoch nicht zu sehr spannen, sagt Alwin Wolfrum, sonst „hätte sich das Fach nicht richtig aufgetan“. Hätte er zu locker gespannt, hätten Fäden in das Fach hineingehangen.

Blatt in Ordnung halten

Anders als in anderen Handwebereigebieten hielten die Handweber im Untersuchungsgebiet ihre gesamte Ausrüstung selbst in Ordnung. Wie bereits erwähnt, stellten sie die Schäfte selbst her und selbstverständlich banden sie auch einzelne Litzen nach, wenn welche gerissen waren. Die Webblätter zu pflegen war noch wichtiger. Auch bei erfahrenen Webern kam es vor, dass der Schützen gegen die Blattstäbe schlug und diese dadurch verbogen. Sie mussten schon deshalb wieder gerade gerichtet werden, damit keine *gā̄š* ‘Gasse’ in der Ware entstand. Richard Greissinger erklärt, wie er es machte: „Da hat man das Pech warm gemacht, hat das Rohr wieder straff gezogen und hat gewartet bis das Pech wieder kalt war. Dann konnt man’s fahren lassen und es war wieder grad.“ Zur grundsätzlichen Wartung der Webblätter gehörte das Einölen, damit sie nicht rosteten.

112 Ritter sagt nicht explizit wo; Frisch nagelt sie mit L-förmigen Nägeln an den Armen fest

113 auch Ludwig Beck nennt diese Zöpfe, Bechers sprechen eher deskr. von *mēš̄la* [Mäschlein]

114 Frisch, Ritter, [Sterzik], Wolfrum

Denn an dem rauhen Blatt hätte der Faden Schaden nehmen oder sogar reißen können. Dies hätte nicht nur Garnverlust bedeutet, sondern auch Stockungen im Arbeitsfluss. Greissingers nahmen hierfür Petroleum.

Um das Rosten zu verhindern, suchte man schon früh nach technischen Lösungen. So schreibt Ellrodt in seiner Beschreibung von Gefrees aus dem Jahre 1832:

„Der geschickte Künstler Herr J. H. Götschel dahier verfertigt seit zwei Jahren vorzügliche, die Wiener an Brauchbarkeit noch übertreffende, messingene Blätter für Weber ... nach eigener Erfindung. Der polytechnische Verein zu München hat sein Verdienst öffentlich rühmlichst anerkannt und ihm eine silberne Medaille zuerkannt“ (ELLRODT 1832:15-16).

Die Handweber selbst stellten jedoch keine Blätter her. Die mussten sie sich vom *blēdabindər* ‘Blätterbinder’ binden lassen. Blätter aber waren teuer und ohnehin war es bei der grossen Zahl der verschiedenen Rietzahlen unmöglich, auch nur annähernd alle Blätter zu besitzen. Die Weber borgten sich also gegenseitig die Blätter aus. Ludwig Will sagt, dass das sogar häufig vorkam. „Da is’ sehr viel ausgetauscht worden. Sehr viel!“. Doch war der Schrecken gross, erzählt Hans Zapf, „wenn alle das gleiche Muster zu weben hatten, denn dann hat ja keiner das selbst benötigte Blatt hergeliehen“. Ausserdem konnte man beim Ausleihen gute und schlechte Erfahrungen machen. „Es hat halt solche Leut’ gegeben, wenn sie mal die Schützen rangebracht haben, haben sie das Blatt vom Blätterbinder wieder richten lassen. Und die andern haben dir’s halt wieder hingetragen und da waren die Rohr verbogen oder haben gefehlt“, weiss Ludwig Beck zu berichten.

1.1.3.4 Anschnüren

Als ich Ludwig Beck und Ernst Schramm frage, was beim Handweben das meiste Können erfordert, antworten sie fast wie aus einem Munde: das *ḡšnīʔn* ‘Anschnüren’. Und auch Hans Zapf nennt diesen Arbeitsschritt „das schwierigste Geschäft vom Weber überhaupt“.

Bevor wir uns diesem zuwenden, muss eines voraus geschickt werden. Die Verlagsweber, um die es hier geht, webten fast ausschliesslich mit Webstühlen, die mit einem Kontermarsch (*ḡḡndromaʔš*, *kḡndamāʔš*, *kḡndromaʔš*) ausgestattet waren (siehe nachstehende Skizze). Über diese Gegenzugvorrichtung schreiben Knauer und Stieger-Voelkel, dass ihre „Vorteile besonders bei der Bildung des Faches sehr wesentlich sind, weil dadurch tatsächlich ein leichteres und schnelleres Weben erzielt wird; vor allem aber“ nur mit dieser Vorrichtung Muster mit ungeraden Schaftzahlen (5, 7, 9, 13 usw.) „weben. Bei Einzügen, deren Litzenverteilung sehr verschieden ist, gibt auch nur der Kontermarsch ein brauchbares Fach“ (KNAUER/STIEGER-VOELKEL ³1937:30). Der obere Teil dieser Gegenzugvorrichtung ist die Kontermarschauflage, die oben auf dem Webstuhl aufliegt und über seine gesamte Breite geht. Sie besteht aus dem *kḡndəʔmaʔšrām* ‘Kontermarschrahmen’, in der die Wippen – *šneləʔ* ‘Schneller’ oder *gaeαlα* ‘Geierlein’ genannt – sitzen. Zum Kontermarsch gehören ausserdem die oberen und unteren *kḡwəʔšēmʔl* ‘Querschemel’. Sie sind unten in der Webstuhlseite zwischen den *šēm1ḡrəd1α* ‘Schemelbrettlein’ auf Eisenstangen befestigt.

Die Wippen, Schäfte, Trittschemel und Querschemel musste der Weber so miteinander verschnüren, dass er beim Treten eines Schemels einen oder mehrere Schäfte anhob und gleichzeitig andere nach unten zog. Beim Treten der nächsten Schemel mussten sich andere Schemel heben oder senken, und zwar in der Weise, dass das gewünschte Gewebemuster entstand. Dabei war es aber nicht so, dass die Anzahl der Schäfte gleich der Anzahl der Trittschemel sein musste. Um ein Beispiel von Emma

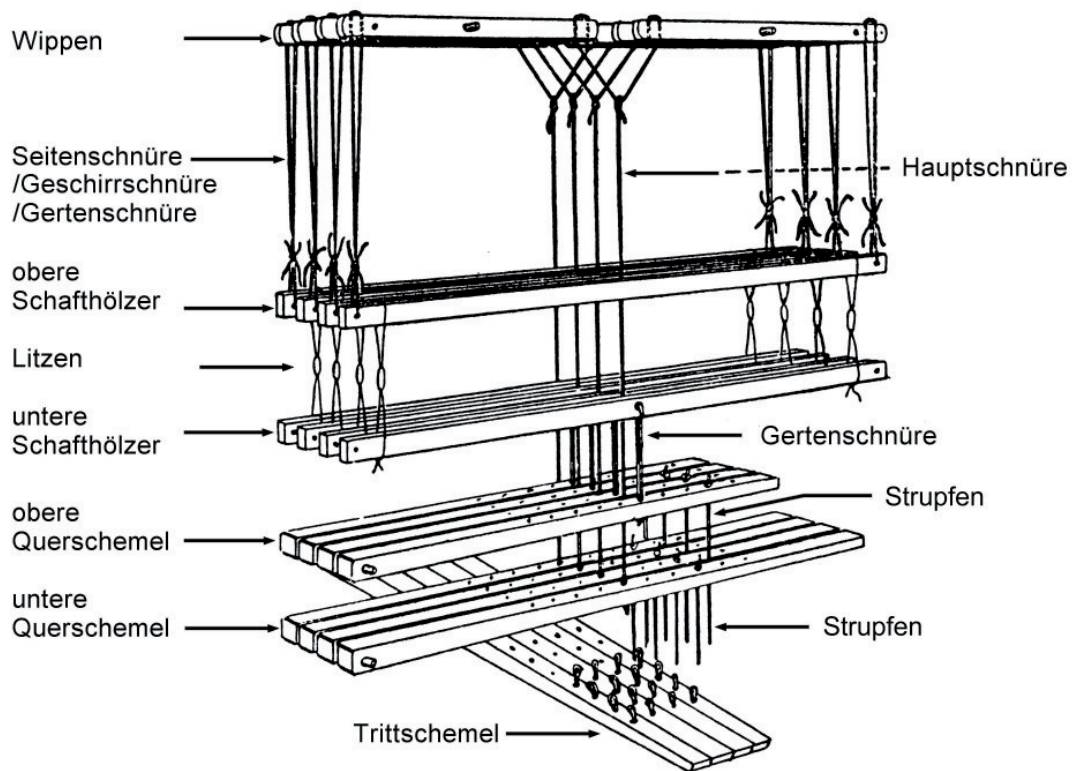


Abb. 66 Kontermarsch mit vier Schäften und Mittelzug (neu beschriftete und veränderte Skizze nach HALVORSEN 1938:29)

Sterzik zu verwenden, hatte man oft sechs Gerten (Schäfte) und vier Schemel. Ausserdem waren die Webkanten auf eigenen *laefdnšęȳd* 'Leistenschäften', weshalb immer zwei Gerten mehr im Geschirr waren. Für acht Fäden in einem Rapport brauchte man zwar acht Gerten, aber angeschnürt hat man nur vier Schemel.

Eine Ansnüranweisung bekam der Weber nur dann vom Fabrikanten, wenn der Auftrag ein besonders kompliziertes Muster hatte.¹¹⁵ In den anderen Fällen musste sich der Weber die *šnīrīŋ* 'Schnürung' selbst ausarbeiten. Oder die Schnürungspatrone wurde vererbt. So kennt es Emma Sterzik. Ihr Vater hatte ein Holzkästchen mit allen Aufzeichnungen, das der Grossvater selbst gemacht hatte. Die Blätter lagen zwischen zurechtgeschnittenem Schuhkarton, der oben mit Papier beklebt war. Auf diesen Reitern standen die einzelnen Bindungsarten. „Leinwand, Köper usw. hat er alles drüber geschrieben gehabt. Und dann hat man das nur rausziehen brauchen.“ Musste sich der Weber aber doch eine neue Schnürung ausarbeiten, ging er von der *aešdelȳŋ* 'Einstellung', also Blattdichte, Schussdichte und Gesamtfadenzahl, aus und überlegte sich, in welcher Reihenfolge er am besten trat.

Nach Ludwig Beck war es wichtig, eine übersichtliche und leicht einprägsame Trittsfolge zu finden, weil Kopf und Hände des Webers ohnehin anderweitig reichlich beschäftigt waren.

115 Ritter, Sterzik

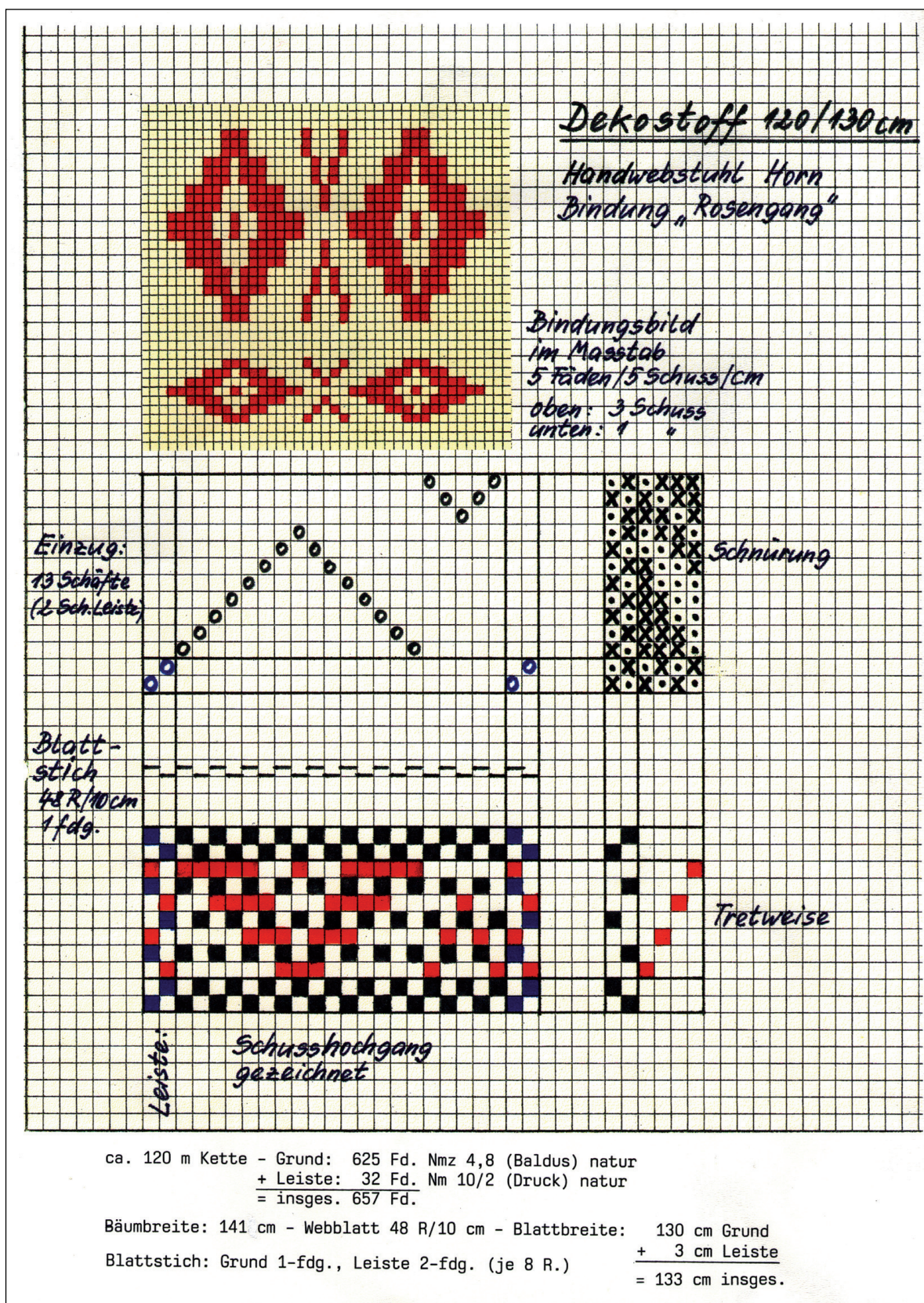


Abb. 67 Bindungspatrone. Bei der Schnürung (rechte Mitte) steht × für den Schaftthochgang (Trittschemel ist mit unterem Querschemel verbunden) und • für den Schafttiefgang (Trittschemel ist mit oberem Querschemel verbunden). Dieses Muster erfordert 11 Musterschäfte und 2 Leistenschäfte. (Privatbesitz Ludwig Beck, Eppenreuth).

Der Ablauf des Anschnürens

Zu den Vorbereitungen für das Anschnüren gehörte, dass der Weber die Kontermarschauflage soweit Richtung Brustbaum schob, dass das Geschirr möglichst nahe an der äussersten (von ihm weggewandten) Ladenstellung hing. Denn je näher das Geschirr war, desto grösser war der Winkel der Fäden im Fach. Freilich musste er darauf achten, dass der Warenbaum genügend Platz hatte, der ja später durch das entstehende Gewebe immer dicker wurde. Die Querschemelhalterung im Seitenteil verschob er ebenfalls, und zwar so, dass sich die Querschemel genau senkrecht unter der Kontermarschauflage befanden. Damit sie sich nicht gegenseitig behinderten, setzte Ludwig Beck die oberen und unteren „auf Lücke“ und hielt sie entweder mit Stücken einer alten zylindrischen Kreuzspule auf Abstand oder mit mehreren Scheiben aus Lederabfällen, die er mit einem Locheisen durchlöchert hatte. Die Abstände machte er mindestens so breit wie die Schemel selbst waren.

Beim Einziehen hatte der Weber bereits die Kontermarschwippen fixiert, in dem er unter sie hindurch Eisenstäbe durch den Kontermarschrahmen geschoben hatte. Nun musste er auch die Tritt- und die Querschemel fixieren. Dazu stellte er den Ansnürbock (*ḡāfnəḡāšḡdeḡl* ‘Ansnürstöcklein’, *bḡḡ* ‘Bock’, *ḡšnḡābḡḡl* ‘Ansnürböcklein’, *ḡšnḡḡḡdeḡl* ‘Ansnürgestell’) in den Webstuhl und brachte verstellbaren Streben auf die richtige Höhe. Er achtete darauf, dass die Querschemel fest auf den Streben des Bockes auflagen. Ludwig Beck beschwerte sie mit Gewichten, damit sie nicht nach oben gezogen wurden, wenn er sie später anband. Auch die Schäfte fixierte er. Dazu legte er eine feste Leiste zwischen Ladendeckel und Streichbaum (Streifwelle) bzw. Kettbaum, auf die er die Schäfte aufliegen liess und beschwerte auch sie mit Gewichten. Auf diese Weise konnte er exakt anschnüren und ersparte sich weitestgehend ein umständliches Nachregulieren.

Die Trittschemel stellte Herbert Goller fest, indem er die beiden Bretter nahm, die zum Ansnürbock dazu gehörten. Das erste *brḡd^h* ‘Brett’ stellte Herbert Goller hochkant unter die Schemel, das zweite legte er quer über sie. Zwischen dieses und den Warenbaum hat er dann ein Holz *nḡḡḡdeḡbḡd*,¹¹⁶ so dass sich die Schemel nicht heben und die Schnüre später beim Spannen nicht aufziehen konnten. Denn die mussten alle „schön gleichmässig“ sein. „Das Ansnürgestell, das haben sie ganz früher *k^had*“, meint Alwin Wolfrum. „Aber nach die Jahren, gell, hat man das im Griff, wie diese Querschemel und alles sein müssen. Ganz zu erst hab ich’s ein paar mal genommen, aber dann nimmer.“ Dass er darauf verzichten kann, mag damit zusammenhängen, dass er nur mit vier, höchstens sechs Schäften lediglich drei verschiedene Bindungen webte. Darunter Leinwand und *dḡḡlk^hḡbḡ* ‘Doppelköper’. „Weiter hab ich mich nicht eingelassen. Da waren noch andere Weber da, die des gemacht haben.“ So verwendet auch Ludwig Beck den Ansnürbock vor allem dann, wenn er viele Schäfte und Trittschemel hat.

Für Erwin Krögel ist das Anschnüren die Arbeit in der Handweberei, die die grösste Sorgfalt erfordert. Er erklärt, worauf es ankommt. „Es muss das Geschirr schön reingehängt werden, und zwar auf beiden Seiten, damit das Unterfach gut auf der Ladenbahn aufliegt und damit das Fach schön weit aufmacht. Dann wenn das Fach unrein ist, würde der Schützen ja nicht durchs Fach hindurchgehen und Fäden mitnehmen. Würde ein Schaft schräg hängen, dann würden Fäden vom Oberfach nach unten hängen und der Schützen würde oben anstreifen. Ausserdem muss alles fest sein und die Knoten dürfen während des Webens nicht aufgehen oder sich verlängern. Der Weber darf später nicht daran rum stellen müssen.“

116 *hinan gesteuert, geklemmt*

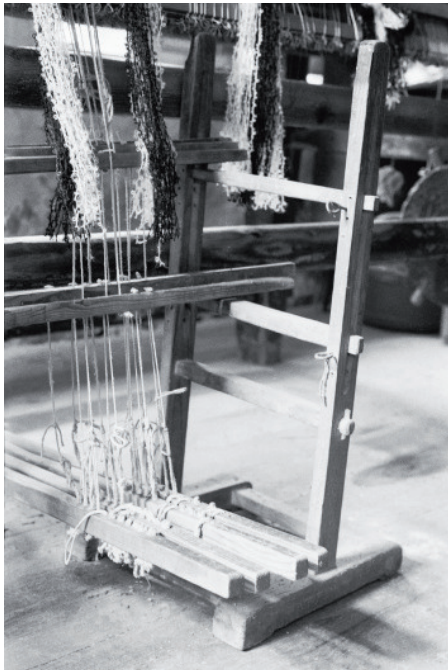


Abb. 68 Anschnürbock

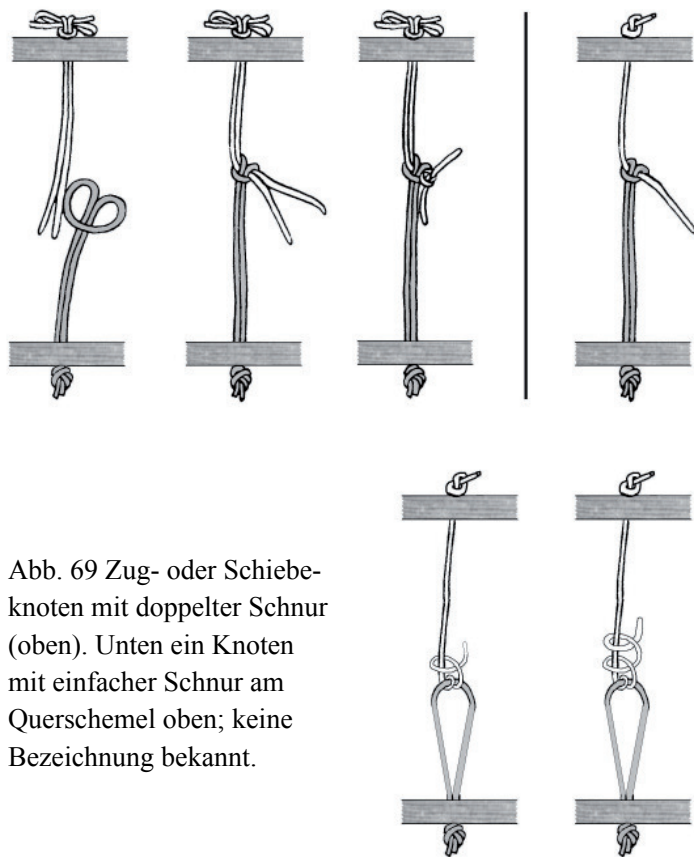


Abb. 69 Zug- oder Schiebeknoten mit doppelter Schnur (oben). Unten ein Knoten mit einfacher Schnur am Querschemel oben; keine Bezeichnung bekannt.

Vor dem Einziehen hatte der Weber die Schäfte an die Seiten- oder Geschirrschnüre gebunden, die hüben und drüben jeweils am äusseren Ende der Wippen hingen. Dabei hatte er darauf achten müssen, dass die Schnüre gleich weit von der Mitte des Schaftholzes entfernt waren. Diese wiederum musste mit der Mitte der Kette übereinstimmen. Dies hatte er genauestens auszumessen. Damit die Litzen auch wirklich auf der Höhe der Linie von oberer Kante des Kettbaumes zur oberen Kante des Brustbaumes kamen, spannte Ludwig Beck aussen neben den Leisten je eine Spannschnur, die er unter der Schwarte an einem Querriegel fastband und an deren anderes Ende er Gewichte hängte.¹¹⁷ Beim Anknüpfen der Seitenschnüre hatte der Weber einen Knoten verwendet, der jetzt beim Anschnüren ganz besonders wichtig ist: der Zug- oder Schiebeknoten. Die von unten kommende doppeltgelegte Schnur legte er dabei zu einer Schlaufe, dem *şlųj*¹¹⁸, schob die beiden von oben kommenden Schnurenden durch diesen hindurch und verknötete die Enden miteinander (siehe Abbildung). Durch diesen Zugknoten konnte der Weber die Länge der Schnüre genau regulieren. Richard Greissinger nennt ihn einen „extra Trick“, den sein Vater gehabt hätte. „Der ist da reingefahren und das ging ganz schnell. Ich hab es immer so gemacht. Hab ich halt eine Schlaufe gemacht, die Schnur durchgezogen und einen Knoten drauf. Und dann konnt man das ziehen, wie man das gebraucht hat“.

117 Bei Webstühlen, bei denen der Kettbaum nicht mittig, sondern unten oder oben gelagert ist, wird die Spannschnur um den Streichbaum herumgeführt. Bei oben gelagertem Kettbaum muss Streichbaumunterkante mit der Brustbaumoberkante in gleicher Höhe sein, bei unten gelagertem Kettbaum die Streichbaumoberkante.

118 *Schlung*

Nun kamen die *haob·dṣ̌nīəʀ* 'Hauptschnüre' dran. Zunächst teilte der Weber die Kette genau in der Mitte, die er am Webblatt ausmass. Er band die Haupt- oder Mittelschnüre oben an die Verbindungsschnüre der Wippen, führte sie durch das Geschirr und durch die Mitte der Kette nach unten und band sie dort an den unteren Querschemeln fest. Ludwig Beck nahm für die Hauptschnüre einfache aber festere Schnüre, die der Reibung beim Weben standhielten und auch die Kettfäden schonten. Damit sich das Loch in den Querschemeln auch wirklich in der Webstuhlmitte befand, hatte er sie auf ihnen markiert. Durch ein Niederdrücken des unteren Querschemels kontrollierte er nun, ob sich der Schaft über den Gegenzug hob. Damit sich derselbe Schaft senken konnte, musste er ihn an einem oberen Querschemel anbinden. Auch hier hatte er die Mitte auf dem unteren Schaftholz markiert und auch hier verwendete er einen Schiebeknoten.

Erwin Krögel fixierte die Schnüre am unteren Schaftholz mit einem zusätzlichen Knoten, „weil doch die Gefahr bestand, dass sie gewandert sind“. Andere Weber hatten die Schafthölzer senkrecht durchbohrt und die Schnüre hindurchgefädelt, um dies zu verhindern.

Sodann musste der Weber noch die Querschemel mit den Trittschemeln verbinden. Hierfür waren die Tritte durchbohrt und in diesen Löchern steckten Schlaufen, die sogenannten *šdrubfn* 'Strupfen'. Sie waren nichts anderes, als das Unterteil der Schiebeknoten, die aber fest in den Tritten verblieben. Hier gab es neben dem Schiebeknoten einen zweiten, von dem mir der Informant keinen Namen sagen konnte. Der Querschemel und die von unten kommende Doppelschnur wurden dabei nur mit einer einfachen Schnur verbunden (siehe Abbildung). Dies hatte zum einen den Vorteil, dass der Weber Schnur sparte, die er ja selbst stellen musste, zum anderen war es leichter eine einfache Schnur durch die engen Löcher in den schmalen Schafthölzern einzufädeln. Diesen Knoten gab es sonst nur noch an der langen Hauptschnur; und zwar an ihrem oberen Ende, wo sie an der Verbindungsschnur der Wippen befestigt wurde. Die Schnurenden tränkte der Weber übrigens mit Leinöl. Sie bekamen dadurch eine feste, leicht einfädelbare Spitze. Ausserdem hielten sie wesentlich länger, denn die vielen langen Schnurenden scheuerten aneinander und an den Schnüren selbst.

Die Arbeitshaltung des Webers war nun auf dem Boden kniend. Die Schnürungspatrone legte er so vor sich hin, dass der erste Schuss zur Schwarte hinwies. Das beste ist, meint Ludwig Beck, man beginnt auf der linken Seite und geht Tritt für Tritt vor, „damit man sich nicht so leicht verknüpft“. Um die Schnüre durch die Löcher in die Schemeln zu ziehen, nahm er einen Einziehhaken mit einer kleinen Krümmung. Falls die Löcher zu klein waren oder die Schnüre zu dick, musste man eben ein Stück Drahtlitze nehmen und die mit einer Flachzange anpacken. Ganz wie die Schnürungspatrone es vorschrieb, zog der Weber nun lange oder kurze Schnüre in die Querschemel ein. Die langen kamen in die oberen Querschemel, wenn der Schaft nach unten gehen musste, die kurzen in die unteren, wenn er nach oben zu gehen hatte. Dann verband er die Schemelschnüre mit den entsprechenden Strupfen an den Tritten.

Wenn es die Stärke der Holzleisten erlaubt, sollten nach Ludwig Beck die oberen Enden der Löcher in den Querschemeln und Schafthölzern trichterförmig aufgebohrt bzw. „versenkt“ sein, so dass die Knoten darin verschwinden. Auf diese Weise würde die Lebensdauer der Schnüre ganz wesentlich erhöht werden. Auch für diese hat er einen besondern „Trick“. Wenn er neu gekaufte Schaftschnur verwendete, zog er sie mehrmals kräftig über eine stumpfe Kante. Dadurch wurde sie glatt und geschmeidig und dehnte sich auf ihre maximale Länge.



Abb. 70, 71, 72 und 73 Textilien der früheren Handweberei Ludwig Beck – Graitz und Grafengehaig: Tischdeckchen (oben), Tischdecken (rechts), Rock und Tischläufer (unten) wurden alle nach der Bindungspatrone von Seite 161 gewebt.



Die Dauer des Anschnürens hing von der Anzahl der Schäfte und Schemel und von der Komplexität des Musters ab. Wenn der Weber *hūχšēvdīχ* ‘hochschäftig’ arbeiten musste, „hat die Anschnürerei schon ein paar Stunden gedauert.“¹¹⁹ Ernst Schramm weiss noch, wenn sein Vater *šēχdšəšēvdīχ* ‘sechzehnschäftig’ anschnüren musste, „da hat ein halber Tag nicht gelangt, den er da drunten gegessen war.“

Das Anschnüren scheint aber auch jener Arbeitsschritt zu sein, bei dem der Weber eine gewisse Entscheidungsfreiheit hat – zumindest was die Tretfolge anbelangt. Ich erzähle Wolfgang Rückwardt aus Auerbach, wie der Helmbrechtser Robert Schloth einen *šēχšbindīχ khēbər* ‘sechsbändigen Körper’ treten würde: von aussen nach innen und dabei – wie allgemein üblich mit dem linken Fuss beginnend – den äussersten linken Schemel zuerst, als zweites den äussersten Schemel rechts, als drittes den 2. Schemel von links, als viertes den 2. Schemel von rechts bis er in der Mitte angekommen ist und wieder links aussen beginnt. Die tritt also die Schemel in der Reihenfolge 1, 8, 3, 2, 7, 3, 6, 4, 5. So würde man normalerweise treten, entgegnet mir Wolfgang Rückwardt, doch wenn man mit vielen Schemeln arbeiten muss und die äusseren Tritte weit auseinander liegen, ginge das sehr auf die Hüften. Deswegen schnürt er so an, dass er insgesamt von links nach rechts geht: also auch hier wieder als erstes den äussersten links tritt, dann aber mit dem rechten Fuss den 2. Schemel von links, als drittes mit dem linken Fuss den 3. Schemel von links, als viertes mit dem rechten Fuss den 4. Schemel von links. Ist er rechts angekommen, beginnt er wieder links. Die Reihenfolge der Schemel ist bei ihm also: 1, 5, 2, 6, 3, 7, 4, 8. Ein relativ komplizierter Rapport, den er auf dem Stuhl hat, erklärt er weiter, „kommt ja mit nur sechs Tritten und vier Schäften zustande. Und zwar durch den Einzug, die Schnürung und die Trittfolge. Ich hab die Leinwand¹²⁰ auf den zwei linken Tritten, also machen nur die vier rechten Tritte das Muster. Die zwei linken tret ich nur mit dem linken Fuss, die vier rechten nur mit dem rechten. Andere haben die zwei in der Mitte, so dass die mustermachenden Tritte die zwei links und die zwei rechts aussen sind.“

Robert Schloths Tretfolge: von aussen nach innen – er muss breitbeinig treten

1	2	3	4	5	6	7	8	Trittschemel
1	3	5	7	8	6	4	2	Tretfolge
L	L	L	L	R	R	R	R	linker / rechter Fuss

Wolfgang Rückwardts Tretfolge: von links und von der Mitte nach rechts

1	2	3	4	5	6	7	8	Trittschemel
1	3	5	7	2	4	6	8	Tretfolge
L	L	L	L	R	R	R	R	linker / rechter Fuss

Unmögliche Tretfolge: von links nach rechts

1	2	3	4	5	6	7	8	Trittschemel
1	2	3	4	5	6	7	8	Tretfolge
L	R	L	R	L	R	L	R	linker / rechter Fuss

Ähnliches berichtet Emma Sterzik von ihrem Vater. Bei manchen Schnürungen nahm er ein oder zwei Trittschemel mehr. „Das musste er aber dann mit dem Anschnüren richten. Die Weber, die mussten

119 Beck

120 Hier ist das Grundgewebe eine Leinwandbindung, in die er die andersfarbigen, mustermachenden Fäden einträgt.

schon auch viel denken und sich ausdenken! Denn wenn man breit gewebt hat, waren manche Gerten recht schwer. Da hab ich ihn gefragt: ‚Warum machst denn du jetzt zwei Schemel mehr dran?‘ ‚Da tritt sichs leichter‘, hat er da gesagt.“ Es geht ja darum, meint Ludwig Beck, eine sinnvolle und leicht einprägsame Tretfolge zu finden. Der eine Grund sei die Ökonomie: der Bewegungsablauf muss möglichst einfach sein. Der zweite Grund sei die Vermeidung von Fehlern, – die Tretfolge darf keine erhöhte Konzentration erfordern. In Ermangelung jeglicher Handwebpraxis glaube ich, einen Informanten so verstanden zu haben, dass er mit beiden Füßen links angefangen hätte und nach rechts gegangen wäre. Dies sei nicht möglich, klärt mich Ludwig Beck auf. Dann müsste ja der linke Fuss um den rechten hinten rumgehen. Die Füße dürfen aber den Kontakt mit den Schemeln nie verlieren. „Immer Verse-Spitze“, nur so kann der Fuss weitergehen. „Es ist eine Frage des Gefühls. Die Füße müssen ja ihren Tritt suchen.“

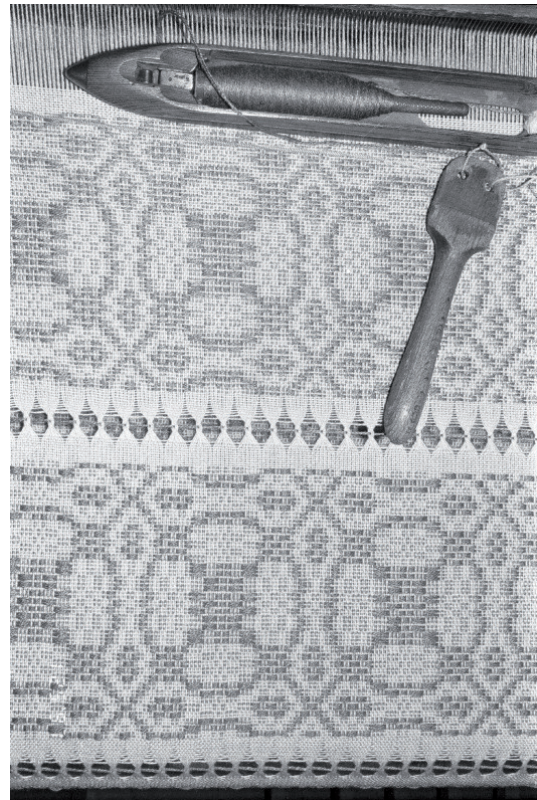


Abb. 74 Gewebe auf dem Stuhl von Wolfgang Rückwardt, Auerbach

Gleichgültig, ob der Weber freiwillig oder aus Notwendigkeit die Zahl der Trittschemel erhöhte, er musste dann den *šēm̄lbōk* ‘Schemelbock’, in dem sie gelagert waren, umbauen. Fritz Thüroff machte dies, wenn er hochschäftig zu weben hatte. Er zog die *šēm̄lbredla* ‘Schemelbrettlein’ auseinander, schob die zusätzlichen Schemel auf den Eisenstab und befestigte die Schemelbretter wieder. Bei seinem Stuhl war die *lōxŋ* ‘Lage’, wie sie zum Schemelbock auch sagten, unter einem Querriegel des Webstuhles unter der Schwarte befestigt. Die Bretter standen auf dem Boden und waren am Webstuhl angeschraubt. Teilweise nahm er auch diese Lage ab und schraubte eine andere direkt im Holzfussboden fest. „Wahrscheinlich haben die sich oft gelockert. Wenn er hochschäftig gehabt hat, waren die Schemel ja dann schwer.“ Für andere ist dies der Normalfall, so etwa für Anni Herold. Bei ihnen in Liebenstein waren die Schemelhalter in der Regel in den Dielenbrettern angeschraubt. Auf Abbildungen in der Literatur, aber auch in Museen kann man häufig Webstühle sehen, bei denen die Schemel nicht unter dem Weber, sondern auf der gegenüberliegenden Seite gelagert sind. Nach Erwin Krögel hängt dies vom Gewebe ab. Bei leichten und mittelschweren Geweben war die Schemelhalterung unter dem Sitzbrett im Webstuhl festgemacht, hatte er aber schwere Ware zu weben, musste er *aovn k̄hōbv drēdn* ‘auf dem Kopf treten’ und die Halterung war unter dem Kettbaum am Fussboden angenagelt. Ludwig Beck meint, die Trittschemel unter der Schwarte zu haben, bot sich an, wenn man viele Tritte hatte. Die seitliche Führung war dann besser und die Füße fanden leichter und schneller ihr Ziel. Allerdings war ein höherer Kraftaufwand nötig. Auf die Köpfe zu treten, sei wesentlich leichter, auch wenn jene Vorteile dann wegfallen. Deshalb empfehle sich diese Lösung bei wenigen Tritten und breiten, straffen Ketten und – in Übereinstimmung mit Erwin Krögel – bei schweren Stoffen, wie etwa Teppichen oder Mantelstoffen.

 Anschnüren beenden

Waren alle Schemel, Schäfte und die Kontermarschschneller miteinander verbunden, entfernte der Weber die Schemelbretter und den Anschnürbock wieder aus dem Stuhl. Schliesslich kontrollierte er seine Arbeit. Hierfür brauchte er nun wieder einen Familienangehörigen. Dieser musste nacheinander jeden Trittschemel niedertreten während der Weber schaute, ob überall ein sauberes und gleichmässiges Fach entstand. Eventuell musste er die Schnürung korrigieren. Denn Ziel all seiner Bemühungen war es, ein möglichst grosses und sauberes Fach zu bekommen. Aus diesem Grunde musste er auch den Raum unter den Geschirren optimal ausnützen. Er musste so anschnüren, dass die Zwischenräume zwischen den Schäften und Schemeln, zwischen den oberen und unteren Querschemeln, zwischen letzteren und den Trittschemeln und zwischen diesen und dem Fussboden gleich hoch waren.

Ausserdem musste der Weber anhand der Bindungspatrone prüfen, ob die Bindung auch stimmte. Sodann musste er die Höhe und Stellung der Weblade regulieren, damit das Unterfach, wie man die unteren Kettfäden nennt, beim Öffnen des Faches gut und im richtigen Winkel auf der Schnellbahn auflag. Andernfalls hätten Unterschüsse entstehen können. Bei dieser Gelegenheit stellte der Weber auch fest, ob das Blatt genau parallel zum Brustbaum lag. Hing die Weblade nämlich nicht gerade, hätte unter Umständen ein schiefes Gewebe entstehen können.

 Anweben

Als nächstes konnte der Weber *ṗweim* 'anweben' oder *ṗšİſn* 'anschiessen'; man sagt auch, er musste einen *vṗəʔʃuf* 'Vorschuss', *ṗšuf* 'Anschuss' oder *ṗwəbəʔ nṗwəm* 'hinanweben' oder ein *bəndla nṗšİſn* 'Bändchen hinanschiessen'. In Liebenstein hiess der Vorschuss *drīvľ-bandľ*. Es war etwa vier bis sechs Zentimeter breit bzw. webte der Weber es so lange, bis er sich davon überzeugt hat, dass wirklich alles funktionierte. Er nahm dazu irgendein verschmutztes Abfallgarn, das weder zum Weben noch zum Verstricken verwendet werden konnte. Allerdings musste es die gleiche Qualität haben, wie das Material des neuen Auftrages. Denn hätte sich der Vorschuss in der Appretur anders verhalten, wäre er mehr eingegangen als die Ware, wäre das erste Stück oder der erste Meter verdorben gewesen, erklärt mit Alwin Wolfrum. Während der ersten zwei bis zehn Schüsse musste der Weber bei einigen lockeren Kettfäden noch nachhelfen, bis sie richtig hineinliefen. Beim Anweben kontrollierte er aber vor allem, ob der Einzug stimmte, nochmals, ob der Blattstich in Ordnung war und kein leeres oder doppeltes Rohr gestochen worden war und ob es *gšaed ɣpxd* 'facht', d.h. ob es ein reines Fach ergab. Gegebenenfalls musste er die Fehler korrigieren. Manche Weber hoben auch nochmals jeden Schaft einzeln an und kontrollierten die Kettfäden, ob nicht irgendwo einer fehlte. Wichtig war auch, dass die *španuŋ* 'Spannung' stimmte, dass alle Kettfäden gleichmässig stark spannten. War alles in Ordnung, musste er eine Schneidgasse *raedreig* 'reindreihen', an der später der Vorschuss weggeschnitten wurde. Dies bedeutet, er hob die Sperrklinke am Staffelfrad auf und drehte mit dem rechten Fuss am Warenbaum die Kette soviel weiter, wie die Gasse breit sein sollte. Durfte der Weber den Vorschuss selbst vor dem Liefern wegschneiden, hob er ihn auf, um ihn als Material für Fleckenteppiche zu verwenden.

1.1.3.5 Andrehen, Anschnellen, Anbinden

Hatte der Handweber Glück, dann stimmte der neue Auftrag in Einzug und Blattstich mit einem früheren überein. Dann hatte er sich nämlich das Geschirr hierfür aufgehoben. Bevor er es aus dem Webstuhl genommen hatte, hatte er ein etwa einen Meter langes Stück der Kette, den sog.

1.2 Metzen

Beim Metzen handelt es sich nicht um einen Arbeitsschritt im eigentlichen Sinne, geschweigedenn um einen technisch erforderlichen. Doch ist das Metzen für den Handwebberuf so bezeichnend und kaum wegdenkbar, dass es in einem gesonderten Kapitel behandelt werden muss. Und so ist es auch schon mehrmals angeklungen, um was es sich hierbei handelt. Der Weber behält vom Garn soviel wie möglich für sich. Dies bedeutet, er gibt das nicht benötigte Garn nicht nur nicht zurück, sondern vergrößert diesen Anteil darüber hinaus auf verschiedene Weise. An erster Stelle ist hier ein extrem sparsamer Umgang mit dem Garn zu nennen. Die anderen Arten „Garn übrig zu behalten“ sind im Grunde illegal. So sehen es auch die Handweber selbst. Damit verstossen sie gegen das eigene Wertesystem, nach dem nicht gestohlen, betrogen oder gelogen werden darf. Dies macht das Phänomen Metzen für uns besonders interessant. Wie geht der Handweber damit um? Was sind die Inhalte dieses Teils seiner Arbeit?

Für den Teil des Untersuchungsgebietes im sächsischen Vogtland erwähnt Bein (1884:305f.) zwar, dass die sächsische Gewerbeordnung von 1861 eine wichtige, das Metzen betreffende Bestimmung aufführt, nach der die Weber verpflichtet werden, das ihnen „anvertraute Material vorschriftsmässig genau nach Maass, Gewicht und Gehalt zu verarbeiten und den unverbrauchten Restbestand, bei Strafe von entsprechendem Lohnabzug, dem Arbeitgeber zurückzuliefern. Im Falle aber, dass das ausgegebene Material zu der betreffenden Arbeit nicht ausreiche, sollte der Arbeiter nicht das Recht haben, die aufgetragene Waare um so viel geringer zu fertigen, sondern zuvor die nöthige Anzeige zu machen gehalten sein.“ Sogleich bemerkt Bein jedoch das Fehlen dieser Bestimmung in der sächsischen Gewerbeordnung von 1869 als auch im Gewerbegesetz von 1878. Offensichtlich hat die Bestimmung dem Metzen keinen Einhalt gebieten können oder man entschloss sich, das Problem anders anzugehen. Zu erkennen sind auch die Interessen der Fabrikanten für den Fall, dass das Material nicht ausreicht. Es ist ihnen lieber, sie geben nochmals Material aus, als weniger Ware zu erhalten.

PITTROFF scheint sich als Fabrikantensohn diesem Stand besonders verbunden gefühlt zu haben und urteilt in seiner Dissertation besonders negativ über das Metzen. Seine Ausführungen sind auch im Hinblick auf später noch folgende Fabrikantenäusserungen interessant. Er bezeichnet das Metzen als einen „großen Mißstand der oberfränkischen Handweberei“ (1926:64). „Die dadurch entstehenden Schäden sind keine geringen. Obwohl das Metzen der Garne als Diebstahl bewertet wird, herrscht aber in Weberkreisen die Ansicht, daß es gewissermaßen ein altes Recht ist, etwaige Ueberschüsse an Garn für sich zu behalten“ (PITTROFF 1926:48). „Dieser Mißstand besteht bis heute bei vielen Webern und ist derart eingebürgert, daß er fast nicht beseitigt werden kann. Der Schaden, der dadurch für die Unternehmer erwächst, ist kein geringer, da durch die schlechten Qualitäten die Anstände der Käufer sehr häufig sind und der Fabrikant den Schaden tragen muß, ganz abgesehen davon, daß der Besteller meint, der Fabrikant arbeite unreell. Dieser Zustand trägt nicht wenig dazu bei, das Urteil, welches über die Erzeugnisse der Hausindustrie herrscht, in der ungünstigsten Weise zu beeinflussen. Der Schaden, der entsteht, wird pro Jahr auf ca. 80–100.000 Mark geschätzt. Besonders bei Exportaufträgen ist das Metzen an der Tagesordnung, da Exportaufträge bis zu einem bestimmten Termin abgeliefert werden müssen und deshalb der Arbeiter die Gelegenheit oft benützt, die Ware leichter zu liefern als vorgeschrieben ist“ (PITTROFF 1926:65).

Die Technik des Metzens

Dem sparsamen Umgang mit dem Garn sind wir schon häufig begegnet. Angefangen beim Spulen, wo es darauf ankam, den oberen Faden des Stranges zu finden und dieser gut ausgezuckt werden musste, damit er sich nicht verwirrte. Die Reste oder Abläufer von den Zettelspulen wurden zusammengebunden, nochmals aufgespult oder zum Verweben gesammelt. Wenn den Kindern beim Schusspulen das Spillein einfiel und nicht mehr zu gebrauchen war, wurden sie ausgeschimpft oder bekamen es mitunter sogar um die Ohren. Es wurde lieber ein längerer Zettel genommen statt mehrere kleinere, um den Verlust beim Anbinden zu vermeiden. Der Zettel wurde beim Anweben und Abweben durch Längerschnüre oder ein Untertuch verlängert, damit die 1½ bis 2 m Kette zum Garn- bzw. Warenbaum nicht verloren gingen. Bei Wills in der Vollauf hielten die beiden Töchter oft sogar die Längerschnüre mit den Händen, damit ihr Vater Andreas auch wirklich bis ganz ans Geschirr hinanweben konnte, und andere webten so weit ans Geschirr, dass der Schützen kaum noch durch das Fach ging. Andreas Will war es auch, der verlangte, dass die Töchter lediglich leicht zu lösende Maschen am oberen Schränkholz machten und keine Knoten, die man hätte abschneiden müssen. Für den Anschluss wurde ein Garn verwendet, dass nicht mehr verwebt oder verstrickt werden konnte. Wer doch einen langen Triemer am Anfang und Ende der Kette machte, hob ihn auf und nahm die kurzen Fäden als Anbinder bei gerissenen Kettfäden, drehte daraus Schnüre oder – falls aus Wolle – verwendete es zum Stricken oder Flicken. Richard Greissinger bringt den sparsamen Umgang auf die Formel „die Handweber haben jeden Zentimeter zusammengenommen“ – ganz ähnlich wie Gertrud Zeitler: „Da ist jeder Zentimeter eingespart worden!“ Beide übertreiben keineswegs. Die Beispiele für den extrem sparsamen Umgang mit dem Material liessen sich noch vermehren. Doch schon die genannten zeigen, dass die Sparsamkeit nicht nur von einigen Familien gepflegt wurde, sondern von allen. Sparsamkeit ist nicht nur für diesen Berufszweig bezeichnend, sondern für die grosse Mehrheit der Bevölkerung dieses Landstriches überhaupt. Wir werden deshalb später nochmals darauf zurückkommen.¹⁷² Im Kontext *metzen* ging es darum, die legale Seite des Garn-übrig-bringens festzuhalten.

Zu dieser gehört auch, dass vom Fabrikanten ein gewisser Verlust einkalkuliert werden musste. Dieser ergab sich durch den Fadenabrieb, der als *vqusp* ‘Fasern’ unter dem Webstuhl liegt. Bei manchen Materialien wie etwa einem Reinleinen und hier insbesondere bei einem Flammengarn konnte er ganz erheblich sein, so dass er nicht nur viele Zentimeter dick auf dem Boden lag, sondern auch Kleidung und Kopf des Webers bedeckte. Der Verlust ergab sich weiterhin durch das Andrehen der neuen Kette, durch das Verknoten der Bänder beim Zetteln und all den anderen Arbeitsschritten, die eben im Zusammenhang der Sparsamkeit genannt wurden. Der Verlust wurde in der Regel mit 4 bis 5 % angesetzt.

Bei schlechtem Material war der Verlust grösser, da beim Spulen und Weben der Faden häufiger riss und durch das immer wieder Anknoten Garn verloren ging. Mitunter wurde auch ein besonders schlechtes Stück weggeworfen. So konnte der Weber behaupten, das Garn würde ihm wegen höherem Verlust nicht reichen. Der Fabrikant konnte nachverlangtes Garn aber nicht verweigern, weil der Weber sonst nicht weiterweben konnte. Ausserdem konnte das Garn auch falsch ausgesponnen sein und deshalb nicht reichen. Die Lauflänge eines Garnes wird mit Nummer metrisch (Nm) angegeben. Von einem Kilogramm eines Garnes mit Nm 20 beispielsweise beträgt sie 20.000 m. War das Garn zu stark ausgesponnen, mag es nur 19.000 oder 18.000 m gelaufen sein und war tatsächlich nur ein 19er bzw. 18er. Der Weber war dann sogar gezwungen, beim Fabrikanten

172 siehe Kapitel B 4.2.3 Lebensform

Material nachzuverlangen. Dies kam also vor, und nicht jeder, der nachverlangte, kam automatisch in den Verdacht, er wollte metzen. Es sei denn, der Fabrikant hatte die Lauflänge vor der Ausgabe überprüft.

Kommen wir zu der nichtlegalen Seite des Metzens. Ein wichtiger Begriff ist hier das *qubrey* 'Abbrechen'. Dieses Wort hat sich in der Handweberei in seiner alten Bedeutung 'wegnehmen' als Fachbegriff erhalten. Der Handweber nimmt nicht die vorgeschriebene Zahl der Kettfäden, sondern eine etwas niedrigere und hält die Ware etwas „leichter“. Bei einfarbigem Muster war dies einfach. Bei kariierter Ware konnte er es nur bei den Tafeln tun, da die Streifen – wie wir wissen – stets nur geringe Fadenzahlen haben. Sollte eine Tafel beispielsweise 50 Faden haben, zettelte er nur 48. Wiederholte sich die Tafel zehnmal, hatte er 20 Fäden abgebrochen und somit für sich. Dabei musste er sich freilich mit dem Webblatt „richten“. Statt eines 33ers nahm er ein 32er. Zwar wurde die Ware beim Liefern mit dem *qūdnt fılə* 'Fadenzähler' kontrolliert, – also jene Lupe in einem Metallständer, die einen Quadratzentimeter vergrösserte – doch soll man das ab 30 Fäden pro Zentimeter nicht mehr exakt sehen bzw. zählen können. „Wer wollte dir beweisen, dass du da abgebrochen hast. Wenn der mir sagt, du hast zwei Fäden zu wenig drin, dann sag ich zu ihm: ‚Hast dich halt verzählt‘.“ An einem Beispiel von Fritz Wunderatsch wird noch deutlicher, wieviel dem Weber blieb. Verlangte der Scherzettler ein 80er Blatt 4fädig, kamen also auf 1 cm 32 Fäden.¹⁷³ Nahm der Weber aber ein 76er – man sagt: er „stellt die Ware dünner ein“ – blieben ihm bei einer Warenbreite von 1,70 m 270 Fäden in der Kette. Auch die Beispiele anderer Informanten bewegen sich in dem Bereich von 4–6 % an gemetztem Material.

Auch im Schuss nahm der Weber Fäden weg und schoss dünner. Statt 18 Schuss pro Zentimeter beispielsweise 17. Er konnte auch „einen halben Faden weniger schiessen“. Statt 24 Faden/cm, „gab er bloss 23½ drauf“.

Des weiteren konnte der Handweber durch die Spannung manipulieren. Wie beim Berechnen der Zettellänge erwähnt, geht jede Ware in den Tagen nach der Abnahme vom Stuhl zurück. Man sagt, sie springt ein oder *t fəx d aē* 'zieht ein'. Überdehnte der Weber die Kette, brauchte er beispielsweise nur 14 Faden/cm statt der vorgeschriebenen 15 zu schiessen. Beim Liefern war sie soweit eingesprungen, dass sie die 15 Faden/cm aufwies. „Da hast du 20 m gemacht und am Ende hast du 21 m rausgebracht.“ Hatte der Weber sie am Tag nach dem Abweben geliefert, zog sie in den folgenden Tagen weiter ein – zum Nachteil des Fabrikanten. Ein Schal von 124 cm soll dann nur noch 120 cm gehabt haben können. Ein weiterer Nachteil war, dass die Qualität der Ware darunter litt, denn beim Waschen ging sie mehr ein, als weniger gedehnte.

Hatte der Weber in Kette und Schuss Fäden weggenommen, fehlte am Ende deren Gewicht. Das Material hatte er ja abgewogen erhalten. Auch wenn er nach Stücken oder nach Metern entlohnt wurde, wurde die Ware dennoch beim Liefern nachgewogen. Fehlten mehr als die vier bis fünf Prozent an einkalkuliertem Verlust, musste er dies erklären. Deshalb glich er das fehlende Gewicht mit Wasser aus. Wie er das machte, haben wir bereits erwähnt. Da war zum einen der *Katzennebel*, also das Sprühen von Wasser über die fertige Ware aus dem Mund heraus. Ausserdem konnte die

173 Wir erinnern uns: ein 80er Webblatt hat 80 Rohr auf 10 cm. Wenn jedes Rohr vierfädig gestochen wird, sind dies 320 Faden auf 10 cm bzw. 32 auf 1 cm.

fertige Ware in einen feuchten Raum wie etwa den Keller gelegt werden, damit sie Feuchtigkeit zog.

Die verschiedenen Materialien nehmen unterschiedlich viel Feuchtigkeit auf. Wolle nimmt sehr viel auf, bevor sie sich nass anfühlt. Sie muss sogar etwas feucht sein, da sie sonst spröde wird und reisst. So ist im Handelsgewicht stets 18,25 % Feuchtigkeit enthalten. Informanten gaben an, Wolle könne bis zu 30 % Feuchtigkeit aufnehmen, andere sogar bis 40 %, ohne dass man es spüren würde. Leinen nimmt nicht ganz soviel auf. Zellwolle hingegen, die in der Spätphase der Handweberei während der Kriegs- und Nachkriegsjahre ja eine grosse Rolle spielte, fühlt sich sofort feucht an. Sie hat nur 4 bis 5 % Feuchtigkeitsanteil im Handelsgewicht und reisst sogar eher, je feuchter sie wird. So war das Metzen bei Wolle besonders gut möglich, bei Zellwolle am wenigsten. Andererseits war Zellwolle für den Weber wegen ihrer minderen Qualität wenig interessant.

Trotzdem war es auch bei Wolle eine Kunst, genau die richtige Menge Wasser zuzuführen. Selbstverständlich durfte die Ware nicht zu schwer werden. Es durfte also nur ein feiner Nebel darüber kommen. Vor dem Liefern wog der Weber die Ware ohnehin nochmals nach und konnte gegebenenfalls nachbenetzen. Getrud Zeitler meint, sie wisse von Webern, die soviel Wasser hinzugesetzt hatten, dass die Ware beim Liefern im Winter gefroren war.

Nach NEFF (1912:22) soll sich das Anfeuchten negativ auf das oberfränkische Exportgeschäft ausgewirkt haben. Bis das Gewebe seinen überseeischen Abnehmer erreicht hatte, war es zum grossen Teil „angelaufen“ und somit verdorben. Des öfteren sei die Ware den Fabrikanten wieder zurückgegeben worden oder sie hätten sich „bedeutende Preisreduktionen gefallen lassen“ müssen. Nach Georg Zuber wurden bereits Mitte der 1930er Jahre Feuchtigkeitsprüfer eingeführt, die das Ausgleichen des fehlenden Gewichtes durch Wasser unmöglich machten oder zumindest sehr erschwerten. Es ist erstaunlich, dass sich das Metzen bis in die Spätphase der Handweberei erhielt und sich sogar in die Lohnweberei hinüberrettete.

Das Abrechen bei den Kettfäden und den Schussfäden sowie eine hohe Spannung waren die am häufigsten genannten Methoden des „Trickens“. Es gab sicherlich mehr und ausgeklügeltere. Ausserdem wurde beim Liefern taktiert. Bei der Weberei Fraas beispielsweise war bekannt, dass die beiden Inhaber Arthur und Kurt Fraas begeisterte Jäger waren. Also verwickelte man sie in Gespräche über die Jagd, um ihre Aufmerksamkeit bei der Warenschau von der Ware abzulenken.

Verwendung des Metzigs

Was machte der Weber nun mit dem *mɛʦfɪʒ* ‘Metzig’? Wollte er fertige Ware haben, scherte er 5 oder 10 m mehr, machte also die Kette um dieses Stück länger und schnitt dieses am Ende nach dem Abweben runter. Oder er kaufte Baumwolle hinzu, zettelte aus ihr eine Kette und schoss die gemetzte Wolle drauf, um Handtücher zu weben. Oder er sammelte das Garn. Hatte er genügend zusammen, konnte er ein Muster zusammenstellen. „Da ist mal ein Stück Kleiderstoff angerichtet worden, dass die Kinder wieder Anziehsachen gekriegt haben. Musste halt nicht gekauft und bezahlt werden. Oder wenn man ein etwas härteres Material hatte, hat man ein Stück Hosenstoff angerichtet.“ So trugen die Kinder von Handwebern nur selbstgewebte Kleidung. Auch die Töchter von Wollwebern bekamen Kleider aus Metzig. „Wenn der Grossvater mal recht viel über hatte, dann haben wir schon mal Kleider gekriegt. Die haben gekratzt auf der Haut. Aber was wollten wir machen? Haben ja nichts gehabt.“ Besonders gekratzt haben die Kleider, die Anna Thoma hatte, weil ihr Vater *ʃdɪx1hɔ̃α* ‘Stichelhaar’ verwebte. „Das hab ich nicht gern angezogen. Da hat man

oft einmal ein Trumm gekriegt. Hat man doch nichts gekauft. Da war ja auch das Geld nicht da. Ist halt mal so ein *kloedel*¹⁷⁴ angefallen.“ NEFF (1912:29-30) schildert den Fall eines Handwebers und Vaters von vier kleinen Kindern, der vorübergehend als Fabrikarbeiter in einer kleinen mechanischen ländlichen Weberei gearbeitet hatte und wegen des Metzens zur Handweberei zurückkehrte. Die Löhne in der Textilindustrie Oberfrankens waren damals derart niedrig, dass er seine Familie kaum ernähren konnte und dies, obwohl seine Frau als Tagelöhnerin arbeitete. Trotz der Tatsache, dass er als Handweber kaum mehr verdiente und seine Frau ihm wieder spulen musste, entschlossen sie sich für das Handweben, da sie aus dem Metzsig die Kleidungsstoffe für ihre Kinder weben konnten.

Viel verbreitet war auch das Verstricken der Wolle. Mehrere Fäden wurden verzwirnt – auf dem Gagelstock etwa, wie wir gehört haben – und entweder selbst verstrickt oder zum Stricken fortgegeben. Marianne Schramm bringt es auf die kurze Formel: „Wer kein Weber war, der konnte sich keine Strümpf“ stricken“. Noch deutlich sieht sie das Bild von ihrer Grossmutter vor sich, wie sie eines Tages ganz dick zu ihnen kam. Unter ihrem Rock hatte sie mehrere Stränge versteckt, die sie ihren Verwandten zum Stricken brachte. Die Weber verbrauchten es also nicht allein unmittelbar für sich selbst, sondern gaben auch den Verwandten ab. Man sieht aber auch, dass das Metzsig nicht offen transportiert wurde. Karl Schramm berichtet davon, dass es viele gab, die sich – zumindest zum Teil – davon ernährten. Drei bis vier gab es allein in seiner Umgebung. Gertrud Zeitler sparte sogar auf eine Strickmaschine. „Das war eine Automatik. Meistens war es für Weber, die mir ihr *madfiz* gebracht haben. Die dünne Wolle hab ich zusammengewickelt und Pullover, Jacken und alles mögliche gestrickt. Für einen Kinderpullover hab ich drei Mark verlangt und für an Erwachsenenpullover fünf Mark. Das musste ich immer Sonntags machen; ich musst ja daheim mitarbeiten. Und für des Geld hab ich mir dann einen Kanonenstaubsauger gekauft. Früher man hat sich halt Wäsche gekauft.“

Der gewebte Stoff wurde auch verkauft oder in der Kriegs- und Nachkriegszeit getauscht, wie mir mehrere erzählten, die um 1930 geboren wurden. Waltraut Bayreuther sagt zum tauschen auf dem Schwarzmarkt, es wurde *gabqšd*¹⁷⁵, Lotte Schramm und andere nennen es *schäckern*. Auf diese Weise konnte sie zur ihrer Konfirmation alles nötige bekommen, „die schönsten Schuhe, das schönste Gesangbuch“. Während des letzten Krieges ging sie im Herbst mit ihrem Grossvater bis nach Förstenreuth, Ludwigschorgast und Zapfendorf, um das Metzsig gegen Äpfel einzutauschen. Die Bauern kamen aber auch umgekehrt zu den Webern, wenn sie Anzugstoff, Kleiderstoff, Schals, Umschlagtücher oder Wolle benötigten. So erhielten die Weber Butter und andere Lebensmittel oder Futtergetreide für ihre Hühner.

Verkauft wurde auch das Garn direkt. Der Vorteil für den Weber war, er musste nicht erst anrichten, weben und die Ware an den Mann bringen. „Und für das Geld konnten halt die Kinder ein paar Schuhe kriegen.“ Nach Fritz Wunderatsch hätte das Metzen und der Garnhandel in der Nachkriegszeit aufgehört, als es wieder alles zu kaufen gab und in den Textilläden weit bessere Qualitäten angeboten wurden, als es die Handweber konnten. Zudem muss jede Ware durch Appretieren in einen gebrauchsfähigen Zustand versetzt werden. Die Handweber nennen dies

174 *Kleid* dim.

175 *geboscht*

tʃamriχdn ‘zusammenrichten’ lassen. Immer weniger Appreturanstalten seien bereit gewesen, die kleinen Mengen der Handweber anzunehmen. Entgegen dieser Anschauung berichten mehrere Informanten von Aufkäufern, die von Dorf zu Dorf gingen. Bereits PITTROFF (1926:65) prangert die Existenz dieses Berufszweiges an. „Die Aufkäufer dieser gemetzten Garne zahlen ungefähr $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ der eigentlichen Preise. Diese Aufkäufer wohnen besonders in Traindorf, Tannenwirthshaus, Marktlegast, Neusorg, Presseck und Helmbrechts. Verschiedentlich wurde gegen dieselben vorgegangen, aber leider nur mit teilweisem Erfolg. Leider kaufen auch manche kleine Fabrikanten von solchen Aufkäufern Garne und unterstützen diese Leute, anstatt gegen dieselben vorzugehen.“ Ernst Schramm ist ein gewisser Glaser in Erinnerung, der alle 14 Tage kam und fragte „Nq, *kʰa bq̄α šdrēlα*?¹⁷⁶ Ich brauch ein paar *šdrēlα*.“ Auch Schals hätte er aufgekauft. Hans Zapf zeichnet ein plastisches Bild der Aufkäufer, die es in Presseck gab. Einer wurde *Buzenmüller* genannt. Denn als *būdʃn* ‘Buzen’ bezeichnet man alle noch irgendwie verwertbaren Abfälle aus der Handweberei. Daneben gab es einen Garnhändler Degelmann, der die ganze Umgebung bis Bernstein am Wald aufsuchte. „Das war ein Original, der hat hochdeutsch gesprochen. ‚Ich bin der Degelmann, wo ist mein Garn?‘, hat der gesagt“. Sein Nachfolger in den frühen 1930er Jahren war als der Papiermacher bekannt, da er aus der Papiermühle bei Presseck rausstammte. Stets war er in Bekleidung seines grossen Hundes, den er vor ein grösseres Wägelchen gespannt hatte. In diesem transportierte er das aufgekaufte Garn. Bei schlechter Witterung steckte er es jedoch in einen Sack und trug es an seinem Gehstecken hängend über der Schulter; nicht aber das letzte lange, steile Stück vom Tal hinauf nach Presseck. Er deponierte das Garn irgendwo und zu Hause angelangt schickte er seine Frau hinunter, es zu holen.

Dass Fabrikanten Garn von solchen Aufkäufern erwarben, wie von Pittroff bemängelt, kam auch noch in der Endphase der Handweberei vor. So berichtet Georg Zuber, dass während seiner 32-jährigen Tätigkeit bei der Wollweberei Fraas in Wüstenselbitz der Aufkäufer Georg Popp aus Rappetenreuth dem Firmeninhaber häufig Reste anbot.

Schliesslich benötigte der Handweber gemetztes Garn zum Anlernen des Nachwuchses. Auch hier wurde die Kette um einige Meter länger gezettelt. An diesem Stück konnte dann der Neuling seine ersten Webversuche machen. Andere haben einige Meter als extra Zettel aufgebäumt, den das Kind oder der Jugendliche am Sonntag abweben musste. Denn am Montag musste die reguläre Weberei weitergehen. Wir werden dies in einem gesonderten Kapitel über Lehren und Lernen vertiefen (siehe Kap. B 2.1 *Kentnisse*).

Beurteilung des Metzens

Wie das Metzen beurteilt wird, lässt sich schon daraus erkennen, wie es benannt wird. Als *bescheissen* bezeichnen es in eindeutiger Weise mehrere Informanten, wobei zu berücksichtigen ist, wer es sagt und in welchem Kontext. Hans Zapf, als Handwebersohn definiert: „metzen heisst durch Ersparnis und durch Beschiss etwas Garn übrig zu halten“. Bei den weiteren Ausführungen allerdings weist er darauf hin, dass es auch stark von der Sparsamkeit und dem Umgang mit dem Garn abhing. Ein Hand- und späterer Lohnweber verwendet das Wort *bescheissen* in einem ablehnenden Statement. „Ich hab keinen Fabrikanten beschissen. Ich hab immer alles zurückgegeben.“ Ein anderer Handweber verwendet ebenfalls dieses Wort, spricht aber allgemein von den „alten Webern“, die sich da schon ausgekannt haben oder – ebenso abstrakt – vom „Weber, der mehr

176 *Nα, nicht ein paar Stränge?*

gespannt hat” oder „Da hat ein jeder Weber ein wenig ...” und vervollständigt diesen Satz mit einer Handbewegung des unrechten Wegnehmens. Und schliesslich sagt er „Ein wenig ist immer – wir sagen ‚beschissen’ worden” und lacht. Als Angestellter einer Weberei und somit als Vertreter eines Fabrikanten ist es nicht verwunderlich, wenn Fritz Bayer ebenfalls von *bescheissen* spricht. Der Zusammenhang ist eine Anerkennung der Leistung eines Webers bei Bad Steben. „Der hat ja wunderbare Sachen gemacht. Aber beschissen hat er uns auch.” Angesichts der guten Qualität scheint man das Metzen bei diesem Weber noch eher toleriert zu haben.

Meist aber wird euphemistisch vom Metzen gesprochen. Ein Hand- und späterer Lohnweber definiert es als „einen kleinen Teil abzwacken, ohne dabei den Fabrikanten zu sehr zu schädigen, aber eben so, dass man für sich was raus holen konnte; dass man ein paar Pfennig verdient hat”. Ein Fabrikantenvertreter und Schwiegersohn von Handwebern nennt es „etwas beschummeln”. Von Handweberseite spricht man von „ein wenig übrig haben; ein kleines bischen ist übrig geblieben; [die Firmen wussten, dass da] auf die Seite kommt”, „ein wenig was übrig bringen, ein wenig was rausbringen”, „das ist nicht gestohlen gewesen, das war ein wenig was andres; *geklaut* ist ein wenig scharf gesagt; was wegbringen”. Das häufige Auftauchen des Wortes *ein wenig* darf jedoch nicht allein als Teil des Euphemisierens interpretiert werden. Es ist eine wörtliche Übersetzung des dialektalen *aweng*, das gleichzeitig ein im Untersuchungsgebiet allgegenwärtiges Füllwort ist. Die zu letzt genannten Umschreibungen sind wenig entfernt von der Formulierung „was für sich herauswirtschaften”, die ein Fabrikant verwendete. Ein Fabrikantenvertreter (und Sohn eines Handwebers) ist sogar der Auffassung „das stand ihnen ja auch zu”. Damit ist bereits angedeutet, dass die Auftraggeberseite das Metzen nicht so verdammenswert erachtet wie Pittroff in seiner Dissertation.

Umschreibungen für <i>metzen</i>	Bemerkung zum Sprecher
bescheissen	Fabrikantenvertreter
bescheissen	Handweber im ablehnenden Statement (hat es nicht getan)
bescheissen	Handweber spricht allgemein von den alten Webern
bescheissen	Handwebersohn
unterschlagen	Nichtweber
Das stand ihnen ja auch zu	Fabrikantenvertreter, Handwebersohn
Des ist nicht gestohlen gewesen, das war ein wenig was andres	Handweberin
<i>geklaut</i> ist ein wenig scharf gesagt	
was wegbringen	
ein wenig was übrig bringen, aweng was rausbringen	Enkelin eines Handwebers

Umschreibungen für <i>metzen</i>	Bemerkung zum Sprecher
einen kleinen Teil abzwacken ohne dabei den Fabrikanten zu sehr zu schädigen, aber eben so, dass man für sich was raus holen konnte; dass man ein paar Pfennig verdient hat	Hand- und späterer Lohnweber
ein wenig übrig haben ein kleines bisschen ist übrig geblieben [Firmen wussten, dass da] auf die Seiten kommt	Handweber, Schwiegersohn von Handwebern
etwas beschummeln	Fabrikantenvertreter, Schwiegersohn von Handwebern
was für sich herauswirtschaften	Fabrikant

Max Schödel vergleicht den metzenden Weber mit dem Müller, dem nachgesagt wird, er unterschlage Korn seiner Kunden. „Das war beim Weber gerade so wie beim Müller. Wenn der gemahlt hat, hat der bei jedem Zentner Korn zwei, drei Pfund übrig gebracht.“

Der Vergleich zwischen Weber und Müller ist in mehrerer Hinsicht interessant. Auch beim Müller gibt es das Verb *metzen*. Bevor der Mahllohn mit Geld bezahlt wurde, war es allgemein üblich, dass der Müller in Naturalien entlohnt wurde. Dies war im Untersuchungsgebiet vor nicht allzu langer Zeit noch üblich. So berichtete mir der frühere Müller Hans Fraaß aus Gefrees-Grünstein, dass ihm die Bauern auf seine Frage nach dem Bezahlen noch häufig antworteten „Tust halt metzen“. Der Müller nahm sich also vor dem Mahlen von dem angelieferten Getreide den (ausgehandelten) Anteil mit einem Scheffel, also einem zylindrischen Mass aus Spanholz, dem sogenannten *Metzen*, von dem das Verb abgeleitet wurde.¹⁷⁷

Tatsächlich war das Metzen der Müller im deutschen Sprachgebiet weit verbreitet. Dies belegen verschiedene Dialektwörterbücher. Schmeller führt in seinem Bayerischen Wörterbuch (I:1705) die „Metz, Mitz, Mülmetz oder Mülmitz“ für Franken und die Oberpfalz als denjenigen „Theil des zu mahlenden Getreides“ auf, „den der Müller als Mahl-Lohn für sich nimmt“. Ebenso kennt das Thüringische Wörterbuch (IV:621) die Metze als ‘Naturrallohn des Müllers’, der mit der *Metze* abgemessen wurde; „*frieher nohm dr Miller ken Luhn, dar zog gleich de Matze ob*“. Und auch das Schlesische Wörterbuch von Mitzka führt neben dem Hohlmass Metze die *Metze* als ‘ein Teil des Getreides, das der Müller als Mahllohn für sich nimmt’ auf. Metze bzw. Metzen haben also sowohl die Bedeutung des Gefäßes, als auch der damit weggenommenen Menge. Das Grimm’sche Wörterbuch führt unter anderem auch die Begriffe *Metzkasten* und *Metzengeld* auf. Das erste ist nach JACOBSSON „*der kasten in der mühle, worein der müller seine metzen, die er von mahlgästen nimmt, einschüttet*“ (1775, III:63). Das Metzengeld erinnert daran, was zuerst existierte,

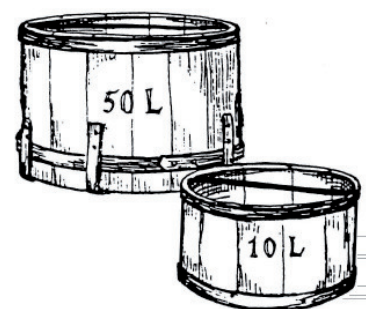


Abb. 126 Zwei Metzen für 50 bzw. 10 Pfund (Zeichnung Margarete Hein in GEBHARD/SPERBER 1978:61)

177 Nebenbei sei auf zwei Redewendungen hingewiesen, die hier ihren Ursprung haben. Der Müller konnte nämlich das Mass schütteln, denn in ein gerüttelt Mass passte mehr hinein, als in ein gestrichen’ Mass, also wenn er es oben nur glatt gestrichen hätte.

denn es ist „*das das dem müller statt* [Hervorhebung vom Verf.] *der mahlmetze gegeben wird, mahlgeld*“.

Die dem Müller nachgesagte Unredlichkeit, die in Max Schödel's Vergleich ihren Ausdruck findet, scheint von jeher ein Problem gewesen zu sein. Schmeller zitiert eine Würzburger Verordnung von 1655 und 1766, nach der „die Müller sich an der jedes Ortes herkömmlichen Metze vergnügen und sich des übermässigen Metzens [sic!] enthalten“ sollen (I:1705). Das Schlesische Wörterbuch kennt nicht nur die *Metze* als Hohlmass und Mahllohn, sondern auch das Verb *metzen* in der Bedeutung ‘Mehl unterschlagen’.

Erwin Krögel aus Neudorf nach dem Metzen befragt, antwortet lachend, dass er das für Märchen halte. Jedoch zitiert er den folgenden Vers.

<i>da mīlα mīdn mēdʃn</i>	Der Müller mit dem Metzen
<i>da wēbα mīdα kreʦʃn</i>	der Weber mit der Kretzen
<i>dα šnaeda mīdα šɛα</i>	der Schneider mit der Scher’
<i>do^u kōmα di drae grēsdn</i>	da kommen die grössten
<i>šbīdsbūm hēα</i>	Spitzbuben her

Zum Weber und Müller kommt noch der Schneider hinzu, dem Unredlichkeit nachgesagt und unterstellt wird, er behalte Stoff seiner Kunden für sich. Auch dieser Vers ist offensichtlich überregional bekannt. So findet sich im Thüringischen Wörterbuch eine thüringische Version.¹⁷⁸ Das Schlesische Wörterbuch kennt das Verb *metzen* in seiner negativen Konnotation auch beim Schneider: „nicht nur Müller, sondern auch Schneider *metzen*, letztere unberechtigtweise, indem sie ein Stück Tuch für sich behalten und auch noch Macherlohn verlangen. Daher hat *metzen* auch die Bedeutung ‘stehlen’” (MITZKA 1964:873). Wir sehen also, dass sich das Verb *metzen* bereits mit der negativen Konnotation auf die anderen Berufe übertragen hat.

Eine strukturelle Ähnlichkeit im Vergleich Müller-Weber ist, dass der Müller einen gewissen Prozentsatz an Mehl wegrechnet, der durch „Verstaubung“ verloren gehen würde. Dieser entspricht dem einkalkulierten Verlust durch andrehen usw. in der Handweberei.

Lediglich das Verhältnis der Parteien ist nicht parallel. Der Fabrikant ist vermögend, wenn nicht sogar reich, der Weber hingegen arm; bei Bauer und Müller ist das Gefälle – zumindest im Untersuchungsgebiet – weniger steil oder kaum vorhanden. Ein Unterschied existiert ausserdem bezüglich der metzenden Person. Im Falle des Müllers ist man auf ihn neidisch, beim Weber nicht.

Es gibt noch andere Verse, die dem Handweber Unredlichkeit unterstellen, um nicht zu sagen, eine kriminelle Energie. So etwa:

„Der Weber schlachtet jedes Jahr zwei Schwein’, das eine ist gestohlen, das andere ist nicht sein”.

Dass mir Handweber selbst diesen Vers rezitierten, zeigt, dass mit diesen allgemeinen Anschuldigungen offen umgegangen wird, zumindest traf ich nirgends Groll gegen derlei Verse an.

178 der Müller mit der Matz,
der Leinwawer mit der Kratz,
der Schneider mit der Schar,
wo kumma di drei Spitzbuum har? (Sonnbn, °Hildb Ade) (Thür. Wörtebuch, Artikel *Schere*, Bd. V:540)

Auffallend ist das häufige Lachen, wenn über das Metzen gesprochen wird. Wenn ich auf 36 Seiten Interviewmaterial zu diesem Thema siebzimal „lacht“ notierte, gibt dies eine erste Vorstellung davon. Natürlich wird auch gelacht, wenn man erzählt, was andere für Tricks anwendeten oder wenn Geschichten über das Metzen erzählt werden. Allein die Existenz dieser Geschichten deutet von der Sonderstellung des „Garn-übrig-bringens“. Gelacht wird aber auch beschönigend, um unrechtes Handeln ins Lustige zu ziehen. Jede Erläuterung der angewendeten Tricks wird von einem Lachen begleitet. Tatsächlich ist es eine ausgesprochene Seltenheit, wenn nicht gelacht und beschönigt wird. In einem (nicht vom Verfasser durchgeführten) Gespräch vergewissert sich die Interviewerin, ob sie schreiben dürfe, dass die Informantin eine Jacke aus Metzig trägt. „Stört Sie nicht, wenn ich das schreib?“ Die Antwort „Nein, überhaupt nicht. Des war doch so!“ zeigt keineswegs mangelndes Unrechtsbewusstsein, sondern vielmehr ein Stehen zum eigenen Handeln. Eine Haltung, die Beschönigungen überflüssig macht, allerdings auch all die lustigen Geschichten gar nicht erst entstehen liesse. – Eine dieser vielen Geschichten ist die folgende, die mir der Handweber W. erzählt.

Einmal wurde Wolle in solch schönen Farben ausgegeben, dass jeder Weber davon haben wollte. Der eine hatte ein taubenblau bekommen, der andere eine schöne beige Farbe und noch ein anderer ein hyazint. „Und jeder war da drauf: ‚Ach is das schöne Wolle, ist das schöne Wolle!‘ Wir haben auch ein wenig gemetzt und meine Mutter hat sich so eine schöne Jacke stricken lassen. Und da ist sie mal mit dem Fuhrmann rein zum Liefern gefahren und hat die Jacke angezogen. Drinnen hat sie die Ware auf den Tisch gelegt und der, der die Ware abnahm, hat die Wolle gleich erkannt. Hat er gesagt: ‚Na, Frau Wolfrum, Ihre Jacke, die steht Ihnen aber gut.‘ Der hat das gewusst, dass wir die Farben gewebt haben. Mit einem Lächeln hat der das gesagt. Unternommen hat er nichts. Er hat es eben gewusst und musst’ es eben bereden.“

Ganz ähnlich ist die Geschichte, die der Fabrikant Gottfried Hohenberger wiedergibt. Als er mit seinem Angestellten zu Handwebern nach Hause kommt, erkennt dieser das zuvor selbst ausgegebene Material. Auch er kann sich eine Anspielung nicht verkneifen. „Sie“, sagt er zur Frau des Webers, „den Pullover, den Sie da dran haben, der ist doch bestimmt gut?“ – „Jaja, Herr Goller, ganz gut.“ „Das glaub ich. Wir geben ja auch immer gutes Garn aus“.

Einige wenige Male passierte es, dass Informanten auf meine Fragen nach dem Metzen entweder gar nicht eingingen oder ausweichend antworteten, wie etwa: „Naja, die werden schon immer ein wenig gemetzt haben“ oder „des Garn durften sie schon behalten“. Der christlich motivierte Hand- und spätere Lohnweber E. gehört zu jenen Informanten. Erst als wir uns näher kennengelernt hatten, erklärte er, wie andere das Metzen bewerkstelligten. Als in einer Gesprächsrunde andere mit diesem Thema beginnen, erinnert er sich zwar an den Aufkäufer Hans Ehrhard von Eppenreuth („Der Hans hat immer α weng aufkauft und wenn er niks krigd hat, hat er sich α weng geärgert auch noch. Der wollt was haben.“), ist dann aber nicht bereit, es vor laufender Kamera zu wiederholen. Schliesslich erzählt er, dass er selbst am Anfang seiner Weberlaufbahn Fäden abgebrochen hatte. Beim Liefern wurde er drauf angesprochen „Hat der Hohberger zu mir gesagt ‚Gell, $\bar{o}bre\chi\eta$ brauchst fai nichts. Tu dein α Fäden nae.‘ Und seitdem hab ich nie mehr einen Faden weg. Hab sie immer treu und brav nach dem Muster rein. Der hat mich mal beredet, hab ich gedacht ‚Sehen sie. Machst du nimmer.‘“. Auch er lacht bei dieser Schilderung.

Für Leonhard Spindler kam metzen nicht in Frage. „Der Grossvater war sehr christlich und der hat immer gesagt, das sollte man nicht machen, das ist gestohlen“, berichtet seine Enkelin Emma Sterzik. Er zog es vor, bei den Webereien nach Resten zu fragen, wenn er etwas für sich weben

wollte. Ihr Vater hingegen sah es anders. „Der hat gesagt: ‚Ja, ich werd das Metzig noch hergeben! Wir kriegen sowieso so wenig und das Metzig gehört mir!‘” Darauf angelegt, das Metzig zu vermehren, hätte er es aber nicht. Emma Sterzik versteht also unter *Metzig* ausschliesslich das durch Sparsamkeit oder von allein übrig gebliebene Garn. Anregungen der Tochter in diese Richtung quittierte ihr Vater mit der Aufforderung, sie solle die Buzen andrehen (aneinanderknoten), dann habe sie genügend Metzig. Es soll auch vorgekommen sein, dass er ein bis zwei Meter mehr herausbrachte als verlangt. Wenn sie diese für sich erbat, um sich einen Rock nähen zu können, hätte er ebenfalls abgelehnt. „Da hat vielleicht der Meter so 36 bis 40 Pfennig gelohnt, wie wir nach Hof geliefert haben. ‚Da krieg ich 80 Pfennig mehr. Du hast genug andre Sachen da‘.” Allerdings frage ich mich, wie Fritz Thüroff überhaupt zwei Meter mehr herausbringen konnte, wenn er beim Zetteln die Meter vorschriftsmässig angelegt hatte.

Eine nicht seltene Art und Weisem, auf das Metzen zu sprechen zu kommen, ist die folgende. Der ehemalige Hand- und spätere Lohnweber H. erklärt das Berechnen der Zettellänge. „Der Weber musst‘ seine Kette ausrechnen, der musst‘ schauen ‚Wieviel brech ich ab?‘, weil ich möcht ja *awēŋ* metzen auch. Das geht ja nicht ohne”. Es folgt das obligatorische Lachen. „Weil *awēŋ* musst‘ ja übrig bleiben, dass man mal daheim sich selber *awēŋ* Kleiderstoff oder was machen kann.” Im weiteren Verlauf erzählt er freimütig, dass sie dies auch noch als mechanische Lohnweber getan hätten, wenn sie einmal einen Vorhang oder ähnliches gebraucht hätten. „Da hat man halt mal 5 m mehr geschert und hat das ein kleines bislein leichter gehalten und hat das nachher für sich runtergeschnitten. Man darf es ja nicht sagen, aber so war’s halt.” Bei Filmaufnahmen ist es üblich, manche Einstellungen mehrmals reinzudrehen. So liegen von H. mehrere Versionen über das Metzen vor. Eine spätere endet mit dem obligatorischen Lachen und dem Nachsatz „Das wär ja noch schöner.” In seiner letzten Version erklärt er, dass das Metzen in seiner 2½-jährigen Handwebphase bis 1952 nicht mehr sehr üblich war, weil es damals meistens nur Streichgarn und halbwollenes Material gab, was nur schlecht verstrickt werden konnte. Wenn man eine bessere Qualität, wie etwa ein Zephir gehabt hätte, wäre das schon eher interessant gewesen.

Rechtfertigungen

Unrecht bzw. gegen die eigenen Normen zu handeln, erfordert Intellektualisierungen, um den Widerspruch zwischen Norm und Handeln aufzulösen oder zumindest zu verdecken. Das eben vernommene „wir bekommen sowieso schon so wenig” gehört hierher. Andere Formeln, die mir begegneten, waren: „eigentlich war das schon mit einkalkuliert”, „beim Weben hat das mit dazu gehört”, „die anderen haben es ja auch gemacht”, „das haben die Fabrikanten ja gewusst”, „Von einem Heimweber is das nicht wegzudenken”.

Der frühere Lohnweber F. erzählt mir, dass er anfangs nicht metzen wollte. Doch erklärte ihm seine Schwiegermutter, er mache dann aber die anderen Weber schlecht. Er fügt hinzu, das seien „halt solche Überlieferungen” gewesen. „Die Handweber haben sich ja gegenseitig aufgeklärt. Wie es halt überall so war.” Sein Zusatz wirkt, als hätte er aus normativen Gründen das Metzen akzeptiert, als wolle er sich nicht ausserhalb der Tradition („Überlieferung”) stellen. Tatsächlich ist auch eine Solidarität unter den Webern gefragt. Denn ein nichtmetzender Weber zeigt dem Fabrikanten, wieviel Meter aus dem ausgegebenen Material gewebt werden könnte.

Das ebenfalls schon zitierte „das übrige Garn durfte man schon behalten” ist allerdings differenzierter zu betrachten. Denn es mag tatsächlich häufig der Fall gewesen sein, dass das Garn vom Fabrikanten nicht zurückverlangt wurde. Wenn die Handweberin S. darauf aufmerksam macht, dass jede Färbung eine Nuance anders ist, als die andere und schon deshalb die Fabrikanten mit den

Restgarnen nichts mehr anfangen konnten, so klingt dies plausibel. Allerdings ist es auch heute noch üblich, die verschiedenen Partien abwechselnd zu schiessen. Werden zwei oder gar vier Partien auf diese Weise gemischt, fallen Farbunterschiede nicht mehr auf.

Der Handweber W. berichtet, dass die Webereien verlangten, alles Garn aufzubrauchen und das Mehr an Gewebe mit abzuliefern. Ihnen ging es darum, dass ihre firmeneigenen Muster nicht auf anderen Wegen vorzeitig öffentlich wurden. Verkaufte der Weber aber die zusätzlichen Meter oder Stücke an einen Aufkäufer, konnte er – so W. – das doppelte an Geld erzielen. Von der Weberei hingegen bekam er nur den Weblohn. Und er endet mit „Und wer hat das nicht gemacht? Das haben ja die meisten gemacht.“

Metzen aus Fabrikantensicht

Kommen wir noch einmal auf die Bewertung des Metzens durch die Fabrikanten zurück. Wie gesagt, ist der langjährige Angestellte einer Wüstenselbitzer Weberei der Ansicht, dass es den Handwebern Zustand zu metzen. „Aber“, so fährt er fort, „man musste eben kontrollieren, dass das nicht über die Massen gewesen ist“. Aus den Schilderungen seines Kollegen Fritz Wunderatsch schwingt Stolz mit, dass er alle Tricks kannte und man ihm nichts vormachen konnte, aber auch Verständnis für die Weber. So spricht er davon, es sei immer ein Kampf gewesen, zwischen ihnen, die für die Ware verantwortlich waren und der Armut der Weber. „Arm“, meint der frühere Fabrikant Herbert Wolfrum, sei nicht der richtige Ausdruck, „aber sie mussten doch jeden Pfennig umdrehen, den sie ausgegeben haben. Sie waren gute Menschen. Also nicht gehässig, so wie es heute zum Teil ist, und sie waren auch ehrliche Menschen. Gut, dass sie ein wenig gemetzt haben, das hat dazu gehört, da wären's keine Handweber gewesen. Das musst man ja mit einrechnen. Die Handweber waren ganz prima Kerle. Ich kann nur lobend über sie sprechen. Baatsi hat es überall gegeben.“ Abmahnen musste er sie nicht. Denn das Metzen hätten sie „so gut gekonnt, dass es nicht aufgefallen ist. Da war halt ein bisschen mehr Wasser drin, aber das haben wir ja gewusst. Solang die Fadenzahl gestimmt hat, und die Masse gestimmt hat, war nichts einzuwenden. Die waren so bescheiden, wenn die mal ein paar Schal übrig gehabt haben, das war für die schon eine grosse Sache.“

Der Hofer Fabrikant Gottfried Hohenberger sieht es fast ebenso moderat. Solang das Metzen in Grenzen geschah, hätte man es toleriert. Wurden sie überschritten, wurde moniert. „Das ist ab und zu vorgekommen. Das ist halt wie allgemein: wenn nie was gesagt wird, dann wird es gemacht. Und wenn einer erwischt wird, dann ist er doch ein bisschen vorsichtiger. Und so ist immer mal eine Karte geschrieben worden: ‚Haben Sie anstatt 11 Schuss wieder bloss 9 geschossen. Wir ermahnen Sie, das nicht mehr zu machen. Sonst ...‘ usw.“ Solche Bemerkungen wurden auch direkt ins Lieferbüchlein geschrieben, was dann weniger den Charakter einer Abmahnung hatte als ein per Post zugestelltes Schreiben. Im Lieferbuch von Georg Fischer aus Neudorf aus den Jahren 1906–10 ist beispielsweise zu lesen: „Die vorgeschriebenen Meter & Schuß genau liefern, sonst Abzug!“, „Zettelfransen größtenteils 1 cm zukurz“ und „16 Faden abgebrochen!“. Die Seltenheit solcher Warnungen und Ermahnungen zeigt ihre grosse Effektivität. Gottfried Hohenberger erklärt weiter, dass sie sich eines Tages gesagt hätten, „So geht es nimmer. Der eine macht soviel Fäden rein, der andere soviel.“ Dann haben wir draufgeschrieben: ‚Genau zetteln und schiessen! Nichts abbrehen!‘“



Abb. 127 Aufdruck auf den Zettelmustern der Fa. Heinrich Hohenberger Nachf., Hof/Saale

2.0 Einführung zum kommentierten Fachausdruck-Verzeichnis

Das nachfolgende Verzeichnis der Fachausdrücke umfasst nicht alle bei der Erhebungs- und der Auswertungsphase gefundenen Termini Technici der dialektalen Handwebereifachsprache im Untersuchungsgebiet. Es führt vielmehr nur jene Ausdrücke auf, die im Kapitel 1.1 als dem onomasiologischen Teil der Untersuchung verwendet wurden. Ein Grossteil des eruierten Gesamtkorpus konnte in diesem Kapitel nicht untergebracht werden, weil dies nochmals eine grössere Menge an Text erfordert hätte – ohne aber neue Erkenntnisse für das arbeitsethnologische Ziel der Untersuchung zu erbringen.

Ursprünglich sollte das Verzeichnis zwei Dinge verfolgen. Zum einen sollte es ein Register mit folgenden Angaben darstellen: dem Lemma bzw. dem lemmatisierte Fachausdruck, dessen dialektale Originalform(en) und die Seitenzahl (z.B. **Teppichkamm** $\text{d}^h\text{e}b\dot{\text{t}}\chi k^h\text{a}m$ 214).

Zum anderen sollte ein Teil der Fachbegriffe exemplarisch in mehr oder weniger ausführlichen Wortartikeln behandelt werden, und zwar als Beitrag zu einer Diskussion um Dialekt-Fach-Wörterbüchern. Die exemplarischen Wortartikel haben dann aber einen Umfang angenommen, der das Verzeichnis als ein Wörterbuch erscheinen lässt, während viele Einträge noch immer eben diesen reinen Registercharakter haben. Es wird mit diesem kommentierten Verzeichnis also weder der Anspruch auf eine vollständige Bearbeitung erhoben, geschweigedenn auf eine vollständige Wiedergabe des dialektalen Fachwortschatzes der Handweberei im Untersuchungsgebiet. Dies bliebe einer kommenden Publikation vorbehalten.

Tatsächlich weist das Verzeichnis nun drei verschiedene Typen von Einträgen auf. Nebem dem ersten des reinen Registers sollte bei einem zweiten Eintragstyp dem Leser eine kurze Bedeutungserklärung gegeben und ihm dadurch ein häufiges Vor- und Zurückblättern erspart werden. Diese Einträge folgen dem Schema des Beispiels: **Schlauch** ‘ $\text{z}Kettspule$ ’ $\text{š}l\hat{a}ox$ 124. Mit der Bedeutungserklärung wird gleichzeitig auf das Grundwort (Hauptlemma oder Leitform) verwiesen, unter dem alle Heteronyme vereinigt behandelt werden (s.u. die Synonymzentrale).

Beim dritten Eintragstyp handelt es sich um den Wortartikel eines Wörterbuches: nach dem Lexem und der Kurzbedeutung werden hier dialektale Belege in ihren lautlichen und morphologischen Varianten und in ihrer geografischen Verteilung wiedergegeben. Ihnen folgen die Belegquellen in Form von (in Kapitälchen gesetzten) Abkürzungen des Ortsnamens. Wurden in einem Ort mehrere Informanten befragt, folgt diesem Sigel eine durchnummerierte Ziffer (GRÜNL1 beispielsweise steht für den im Hauptteil mehrfach vorkommenden Ernst Schramm aus Grünlas). Eine Konkordanz der Siglen und die dazugehörigen Ortschaften befindet sich am Ende dieser Einführung. Die Belege werden ausserdem begleitet von grammatikalischen Angaben (Genus, Casus etc.) und häufig auch von Kürzeln, die der Beurteilung der Belege dienen – etwa *spont.* für ‘spontan geäussert’ (hoher Wert des Beleges), *emph.* für ‘emphatisch’ ausgesprochen (wirkt sich auf die Lautung aus) oder *sug.* für ‘suggestiert’ (der Explorator hat das Wort nachgefragt oder vorgesprochen). Beispielsätze, die den Gebrauch eines Wortes semantisch verdeutlichen, oder metasprachliche Ausführungen der Informanten werden in » « gesetzt.

Die Seitenzahlen sind durch eine serifenlose Schrift typologisch hervorgehoben. Ist die Seitenangabe kursiv gesetzt, ist im onomasiologischen Teil (Kap. 1.1) eine dialektale Form angegeben und gleichzeitig wird dort die Sache (Ding, Person, Tätigkeit) vorgestellt und erklärt. Ist eine Abbildung vorhanden, wird deren Nummer die Seitenzahl in Klammern. Unterstrichene

Seitenzahlangaben bedeuten, dass für die Sache ein eigener Artikel vorhanden ist (z.B. 218–219 für das Kap. 1.1.5.13 Abweben). Polysemen geht ein Gedankenstrich und eine fett gesetzte Ziffer voraus. Reguläre Polyseme werden mit kleinen Buchstaben numeriert (z.B. 1a., 1b.). Die Heteronyme (Synonyme) sind fett und kursiv gesetzt und werden jeweils von einem • abgesetzt. Ausserdem können die Wortartikel auch Angaben zur Wortgeschichte und Etymologie unter Heranziehung der Literatur enthalten sowie zur Wortgeografie.

In den Grundzügen folgen die Wortartikel dem Vorbild des Thüringischen Wörterbuchs (siehe dessen Darstellung im Kap. 3.2 Dialektologische Methode, S. 50). Vorallem wurde von dort das Verweissystem übernommen. Neben den gewöhnlichen Querverweisen, die durch einen waagrechten Pfeil (⇒) gekennzeichnet sind, wird mit den diagonalen Pfeilen (↗) auf die Zentralartikel und die dortigen Synonymzentralen verwiesen.

Bei schwierigen Lemmatisierungen wird der Leser von verschiedenen Verschriftlichungsmöglichkeiten zum Zentralartikel gelenkt. So wird beispielsweise ein Leser, der das Wort *røedlkʰəb* sucht, von *Räudelkorb*, *Reudelkorb* und *Roidelkorb* zu ↗Reihkamm verwiesen. Dort wird er die Heteronyme Raidelkamm (für *rād1kʰam*), Kamm, Raidelkorb/-komb, Roidelkamm, Roidelkorb/-komb und Scherkamm behandelt finden.

Ebenso wird das Wort *šbīla* auch von jenen gefunden, die es zu *Spillein* verschriftlichen. Unter diesem Lemma erfahren sie, warum *Spillein* die korrekte Lemmatisierung sein muss. Ausserdem werden sie von dort auf den Zentralartikel *Schußspule* weiterverwiesen.

Konkordanz der Belegquellenkürzel und Ortschaften

Die während der Untersuchungszeitraum gültigen Landkreise (AltLk) geben eine bessere Vorstellung von der ungefähren Lage der Orte als die heutigen Kreise. Die letzte Spalte gibt die Zuordnung zum westlichen, mittleren oder östlichen Teil des Untersuchungsgebietes an.

Sigel	Ortschaft	AltLk	UG	Sigel	Ortschaft	AltLk	UG
AHORN	Ahornis	MÜB	m	LUDWB	Ludwigsbrunn	REH	ö
BERNS	Bernstein am Wald	NAI	w	MARLE	Marlesreuth	NAI	w
BISCH	Bischofsgrün	BT	m	MLEUG	Marktleugast	SAN	w
EPPEN	Eppenreuth	SAN	w	MLEUTH	Marktleuthen	WUN	ö
FÖRST	Förstenreuth	MÜB	m	MÜB	Münchberg	MÜB	m
GATTD	Gattendorf	HO	m	NEUDF	Neudorf	NAI	w
GEFRE	Gefrees	MÜB	m	PAPST	Papstleithen	sä.Vgtl.	ö
GETTG	Gettengrün	sä.Vgtl.	ö	PRESS	Presseck	SAN	w
GÖSME	Gösmes	SAN	w	RAPPR	Rappetenreuth	SAN	w
GOTTM	Gottmannsgrün	Böhm.	ö	REGLO	Regnitzlosau	REH	m
GRÜNL	Grünlas	SAN	w	ROSSB	Roßbach (Hranice)	Böhm.	ö
GUNDL	Gundlitz	MÜB	m	SAUER	Sauerhof	MÜB	m
HAUEI	Haueisen	NAI	w	SCHAU	Schauenstein	NAI	w
HELMB	Helmbrechts	MÜB	w	SCHNE	Schnebes	SAN	w
HÖCHS	Höchstädt	WUN	ö	SPARN	Sparneck	MÜB	m
HOHBG	Hohberg	MÜB	w	STAMM	Stammbach	MÜB	m
KLEIN	Kleinschwarzenbach	MÜB	w	VOLLF	Vollauf	SAN	w
LANGB	Langenbach	NAI	w	WARTF	Wartenfels	SAN	w
LEHST	Lehsten	MÜB	w	WEIDF	Weißdorf	MÜB	m
LEUPG	Leupoldsgrün	HO	m	WITZH	Witzleshofen	MÜB	m
LÍBA	Liebenstein (Líba)	Böhm.	ö	ZETTL	Zettlitz	MÜB	m
LIPPS	Lipperts	HO	m				

3.0 Kommentiertes Verzeichnis der Fachausdrücke

abbäumen ôubāmα 1. 'abzetteln, fertige Kette vom ⇒Schärrahmen nehmen' 139 – 2. '⇒rausziehen, fertige Ware vom Webstuhl nehmen' 218

Abbäumentuch '⇒Untertuch, eine ↗Zettelverlängerung' ôubāmdûx GÖSME 218

abbrechen 'reduzieren der vorgeschriebenen Fadenzahl' ôubrexη LEHST2 GRÜNLI 224, 233, 274 ⇒metzen

abweben ôuwêim LEHST2, auch abwirken, als *Part.*: ôugewêrgd LEUPG, ôgwîrg·d GOTTM, ôgwîergd GETTG 114, 218–219

abzetteln 'die fertige Kette vom ⇒Schärrahmen nehmen' 139–140

Abzug 'Lohnabzug' qbdjûx 219

anbinden 'Fäden mittels ⇒Knoten verbinden' ôbindn, ↗andrehen, ⇒anschnellen 137, 169, 172–173

Andrehböck 'Hocker oder Stuhl beim Andrehen' ôdrêbegla *Dim.* FÖRST familiär auch haegāeη 'Heugeige' FÖRST 170

Andrehbrettchen 'beim ⇒Andrehen verwendete ↗Kreuzstäbehalter' 169

andrehen 'die Fäden der neuen ⇒Kette mit denen der alten verbinden' 112, 168–174, 169 Abb. 78, 79, 81 (171) ôadrān GOTTM, ôdrêiα EPPEN3, ôdrêα GETTG, ôadrān HÖCH2, ôdreia NEUDF1, ôndrêα EPPEN1, ôdrêα LANGB, ôdrêα FÖRST, ôdrêa WEIDF; ⇒anbinden, ⇒anschnellen

Andreher 1. 'Fadenverbindung beim ↗Andrehen' ôdrêα GRÜNLI adrêα GUNDL, ôadreia GETTG • **Andrehknoten** ôdrêgñūdη FÖRST • **Schnorren** ſnqørn, *Pl.* GRÜNLI 171 – 2. 'in der mechan. Weberei eine männl. Person bzw. ein Beruf' ôdrêiα LEHST2, weibl. Form ôdrêαra KLEIN – **Andreherenden** ſwēndſlα Schwänzlein GRÜNLI 171

Andrehhaken 'beim ↗Andrehen verwendetes Instrument' Abb. 80 (171), ôdrêhōgη FÖRST, odrêhōgη GUNDL 170 • **Andrehzeug** qαdrätjaex ROSSB2 172

Anlegelänge 'Länge der Kette in Abhängigkeit zur Länge der fertigen Ware' 114

anlegen 'bestimmen der Kettenlänge, um die vorgeschriebene Warenlänge zu erhalten' ôlêη NEUDF2, nα îs dî mēdαdſq̄l ôgleg·d

woən LÍBA 114

annetzen '↗benetzen' oαnedſn 202

anrichten ôriχdn HAUEI ôriχdn GRÜNLI 1. 'den Webstuhl für das Weben vorbereiten (⇒aufbäumen, ⇒einziehen, ⇒Blatt stechen)' nα ſdul ôriχdn MLEUG1; nα dſedl qriχdn 'den Zettel ~' GUNDL, »breit weben ist anstrengender, du mußt kräftiger ziehen, wie wennst schmaler angerichtet hast« GRÜNLI – 2. mehrere Schals nebeneinander auf dem Webstuhl ~ »die ſq̄l ['Schals'] waren vierfach ôgørîχd« LEHST2 – 3. 'Garn oder ⇒Metzig auf den Stuhl bringen und verweben / den Stuhl für ein Gewebe ~' »dass man mal metzig anrichten konnt« LEHST2; »dann ist mal ein wenig kleiderstoff angerichtet worden« GRÜNLI; in einer Verkürzung: »vom metzig haben sie dann mal einen [Zettel] angerichtet und verkauft« GRÜNLI2; »da hat mein Vater mir mal was angerichtet und dann sollt ich das weben lernen« BERNs • vgl. ⇒vorrichten 'die Vor- und Parallelarbeiten (zetteln, spulen usw.) durchführen' 118, 174, 142–176

anschiessen '↗anweben' ôſîſn KLEIN GUNDL, ôſîſn GETTG 168

anschlagen '⇒Schussfaden mit der Lade an das Gewebe andrücken'; die Syn. **hinanschlagen** oder **ranschlagen** sind eher deskriptiv: ôſlōη *sug./korr.* ôſlō KLEIN, nōſlōη GUNDL, rōhaoα MARLE, ôſlōη, ôſlōη MÜB, ôſlōη NEUDF2, rōhaoa MLEUG1, »du kannst hart oder weich ānſlāη« GOTTM, āſlāη LUDWB, dî lōudn nōhaoα MLEUG2, ôſlōη GRÜNLI, ônſlōη RAPPR, ānſlāη, ôſlōη HELMB1, *desk.* midα lōudn rōdrîgη, rōhaoα NEUDF1, ôhaoα GÖSME, *Part.* nōgſlōη LEUPG, ôgſlōη NEUDF2, rōgſlōη BISCH2, rōgſlōη GETTG, ôgſlōη HELMB1, rōgſlōη HELMB2, ôgſlōη, nōgſlōη BISCH1, āſlāη EPPEN3 155, 185–186

Anschlagpunkt 'Stelle, wo das Gewebe entsteht, der Weber den Schuss anschlägt' ⇒anschlagen

anschnellen 'verbinden zweier Fadenenden', ↗andrehen, ⇒anbinden ôαſnêln GOTTM Syn. **schnellen**², **schnorren**: ſnôl̄n BERNs Lautung wohl ideolektisch, ôſneln EPPEN2, ſneln FÖRST, ôαſnêln GOTTM, ônſnêln

aovgšdeg·d^h *Part.* HOHBG, s. mʉsdəʳ aov-
šdegŋ KLEIN, ʁšdegŋ, *span.* aovšdegŋ, *span.*
naešedʃn LEHST1, aešedʃn, *Part.* aegšedʃd
LEHST2, naovgšdeg·d^h *Part.* MARLEI, ae-
šdegŋ MLEUG1, ʁšdegŋ MLEUG2, aovšdegŋ
MÜB, ʁšdegŋ, naov šdegŋ NEUDF1, aešedʃn,
Part. da wird dα dšedlgadα aegsedʃd
NEUDF2, nʁšdegŋ, bin Ibαn ʁšdegŋ, *Part.*
ʁgšdeg·d PRESS, aovšdegŋ, *Part.* naov-
gšdeg·d REGLO, naovgšdegd *Part.* SAUER,
aešdegŋ SCHAU, aovgšdeg·d aovn gadαn,
oder naovgšdegd *Part.* SPARN, [es sind] dî
šbʉln nʁ nα dšedlgadα khʉmα *deskr.*
'die Spuln an den Zettelgatter gekommen', nʁ-
gšdeg·d *Part.* STAMM, dî šbʉln aenʃdegŋ,
nʁšdegŋ VOLLF, aovgšdeg·d *Part.* WEIDF

Spulen aufstecken '∅Spulen anstecken' šbʉln
aovšdegŋ 133

Spulen machen '∅Schuss spulen' šbʉln mαxŋ
112, 252, 263

spulen šbʉln 112–131, Abb. 19 (123)

Spulerin 'eine Frau, die die Schußspulen spult'
šbʉlαα 122, Abb. 19, 29 (129)

Spulkasten '∅Spulradkasten' šbʉlkhaʃdn,
šbʉlkhaʃdn 123

Spulkästlein '∅Spulradkasten' šbʉlkaʃdl 123

Spüllein '∅Schußspule' šbiłα

Spüllein machen / Spülchen machen šbiłα
maxŋ '∅Schuss spulen' 112, 128, 131

Spüllein, Spülein '∅Schußspule' šbiłα 128, 183,
194, 223

Spülleinkasten '∅Spulradkasten' šbiłαkhʃdn,
Dim. šbiłαkhʃdla 128

Spulrad 'Gerät zum Erzeugen der ∅Schuss-
und ∅Kettspulen' šbʉlrʁud 125, 125–126,
Abb. 23–25 (126) – **Spulradkasten** 'oben offener
Kasten am Spulrad beim Spulen der ∅Kettspu-
len' šbʉlrʁudkhasdn 123, 127 • **Spulradkäst-
lein** šbʉlrʁudkhasdl 123 – **Spulradschnur**
šbʉlrʁodšnʉ 127 – **Spulradspindel** 'Spindel
im ∅Spulradkasten zum ∅Schuss spulen' šbinł
128 Abb. 27 (127)

Spulrecklein '∅Sternhaspel' šbʉlrʁegl 123

Stab '∅Schaftholz' šdēb *Pl.* 152

Stäblein '∅Rohr², Webblattlücke' šdēblα 155,
157

Staffelrad 'Holzrad mit Zacken (Stufen) am Ende
des Kettbaums zu dessen Fixierung' šdavlrʁud
148, 199, Abb. 54 (149), Abb. 99 (197)

stärken 'das Garn im Strang in einem Tauchbad
mit einer sämigen Flüssigkeit behandeln, um es
zu glätten, zu kräftigen und geschmeidiger zu ma-
chen' šdeαgŋ 176, 176–180 – vgl. ∅schlichten,
leimen, wachsen

stechen ∅Blatt stechen 154, 156–158

Steckbrett, Steckschützen 'Brettchen für sehr
groben ∅Schuss, das durch das ∅Fach durchge-
reicht wird' ∅Schützen šdekbrēdl *Dim.* 212,
214 • **Brett** brēdl *Dim.* 215 • **Schiene** šīnα *f.*
BISCH2 215

Steg 'Teil des ∅Spulrades' šdēiχlα *Dim.* GÖSME
126

Steigkasten 'Teil der ∅Wechselade' šdaex-
khēʃdn *Pl.* 189

Sternhaspel *m./f.* 122–125 'Garnwinde, Gerät
beim ∅Spulen der ∅Kettspulen, von dem das
∅Garn vom ∅Strang abgezogen wird' Abb. 18
(122). Im Frankenwald: **Gagel** 121, 122, 123,
gāgl *m.* GÖSME LANGB MLEUG1 MLEUG2 NEUDF1,
fem. bei GUNDL HOHBG LIPPS2, häufig diminuiert
gāglα GUNDL KLEIN LEHST2 LEUPG MARLEI
VOLLF • **Schie, Schiene** im mUG – von einem Teil
der Sache, dem Wort für Holzleiste šī *f./m.* ab-
geleitet: šīlα SPARN, STAMM, ZETTL, šīnla
GATTD, WITZH, WEIDF, sowie im öUG: šīnł, *Pl.*
šīnłα ROSSB GOTTM, šīnł GETTG • **Reck, Reck-
lein, Rocken** rēgl, šbʉlrēgl GETTG, gʁən-
rʉgŋ BISCH. – Etym. von Gagel: Das DWB
leitet den Wortartikel zum Verb *gageln* ein mit:
„gaukelnde bewegungen machen, schriftlich sel-
ten, der neuern schriftsprache ganz fremd geblie-
ben, aber weit verbreitet, alt und wichtig” (GRIMM
Bd.4:1142) und führt neben wenigen schrift-
lichen zeugnissen zahlreiche Belege aus vor allem
ober- und mitteldeutschen Mundarten auf. Die-
se sind meist auf Menschen bezogen und treffen
die Kernbedeutung am ehesten mit 'mit armen
und beinen zwecklos herumfahren (eben wie der
gaukler)'. Unter *gaukel* m. zitiert das DWB aus-
serdem Schmeller „in Baiern heisst ein gauggel
ein langbeiniger mensch, der gleichsam sich ohne
gaukeln nicht bewegen kann, aber auch das reff an
der sense das beim mähen die halme zur seite legt
(dasz sie umgaukeln), s. SCHM. 2, 24” (GRIMM
Bd.4: 1549). Ebenso ist *gageln* in den Gemein-
dialekten des UG.es gebracht als »was sperriges,
z.B. was bei der holzfuhre raussteht, oder wenn
einer mit seinen langen armen rumfuchelt, ein
besonders langer mann ist ein gāglmʁ 'Gagel-

mann'« PRESSI oder »von einem weisbild, das ein altes gestell war, sagte man ,die macht ein altes gəgāgl tʃam [zusammen]', ist also šbariχ [sperrig]« LEUPG; bei der Haspel haben wir also an die langen dünnen nach aussen stehenden und beim Abspulen sich bewegenden Schienen (Holzleisten) zu denken. – Zur Etym. von Reck: im mittelneudt. hatte *rick*, *reck* die Bedeutung 'lange, dünne Stange', mhd. *ric* 'waagrechtes Gestell oder Latte, um etwas daranzuhängen' (Wörterbuch der obersächs. Mundarten, Berlin 1994 Bd.3:468). Zu zahlreichen Verwendungen von Holzstangen unter dem Begriff *Räck*, *Reck* usw. siehe auch das Mecklenburgische Wörterbuch unter *Rick* n. (Bd.5:888-90) und das Thüring. Wörterbuch unter *Rick*¹ m. n. (Bd.5:168). Wie bei Schien(lein) hat sich also das Wort für die verwendeten einzelnen Holzleisten auf die gesamte Sache übertragen. – **Sternhaspelleisten** 'Holzleisten als die Hauptbestandteile der Haspel' im Frankenwald: **Gagelschienen** ʃɪ, gāglʃɪ Pl. GÖSME, ʃɪnlα Dim. NEUDF2 – **Sternhaspelschnur** **Gagelschnur** gāglʃnɪə Pl. GÖSME – **Sternhaspelachse** əkʃ LANGB ROSSB2 • **Gagelwelle** gāglwɛln GÖSME – **Sternhaspelständer** im Frankenwald **Gagelstock** 125, 226 gāglʃsdūg m. GRÜNLI KLEIN NEUDF1 NEUDF1, mit fallendem Diphthong gāglʃsdūəg m. GÖSME MLEUG1 MLEUG2 PRESS, gāglʃsdqk m. BERNs LANGB LIPPS2 und Dim. gāglʃʃdegla AHORN2 GUNDL HAUEI NEUDF2 STAMM; mit AHORN, STAMM und GUNDL wird also die Frankenwaldgrenze überschritten • **Garnreck**, **-rick** im Dreiländereck von Franken/Böhmen/sächs. Vogtland gqənɾɛgl n. Dim. GETTG GOTTM LUDWB ROSSB2 125. Zur Etym. von **-reck**/**-rick** s.o. – Vom Nomen **Gagel** bzw. von der Verwendung der Sache abgeleitet ist das Verb **runtergageln** »von der Sternhaspel *ɾundəɾgəgāglɔ* 'abspulen'« Part. AHORN2

Steuper 'Webstuhlstütze' ʃdaebəɾn Pl. 203 ⇒ Stützel

Stichelhaar 'Garnart' ʃdɪxlhəα 225

Stoff ʃdqv 147, 145, 155, 178, 184, 196, 239

Stollen ʃdqln 'Teil des ʌSchärrahmens' 138

Stopfnadel ʃdqbynqdl 220

Stör ʃdēəɾ 174, **Störfaden** ʃdēəvɛidn Pl. 174 'ʌSchlingfaden'

Strähn, **Strähnlein** 'ʌStrang'¹

Strang 1. 'auf der ⇒ Waife erzeugte Aufmachung von Garn (Baumwolle, Wolle, Leinen, Hanf) zu

10 oder 12 ʌGebinden' 112, 116, 120–123, 131, 179, 186 – Vorkommen und Lautung: **Strang** ʃdrɔŋ, Pl. ʃdrɛŋ, Dim. ʃdrɛŋlα BERNs EPPEN1 LEHST2 LIPPS2 MLEUTH MÜB WEIDF, ʃdrɔŋ, Pl. ʃdrɛŋ PAPST3 • **Gad**, **Gaid**(?) gādɪ Dim., Pl. gādla, ʃdrēnlα Dim.Pl. LÍBA • **Sträh** ʃdrē m., Pl. ʃdrē BERNs EPPEN2 EPPEN3 GÖSME GUNDL HOHBG MARLEI MLEUG1 MLEUG2 PRESS, ʃdrēi SAUER, »ʃdrē haben sie früher gesagt« VOLLF • **Strählein** ʃdrēlα Sg./Pl. BERNs FÖRST GEFRE GÖSME GRÜNLI GUNDL HAUEI HOHBG KLEIN LEHST1 LEHST2 LEUPG LIPPS2 MÜB NEUDF1 NEUDF2 RAPPR SPARN WEIDF ZETTL • **Strähn** ʃdrɛŋ PRESS, ʃdrɛxanx Dat. Pl. ROSSB2 • **Strähnlein** ʃdrɛnlα Sg./Pl. AHORN1 AHORN2 BISCH1 BISCH2 GATTDI LANGB REGLO WITZH, ʃdrɛnlα LANGB2, öUG: ʃdrɛnl rep. ɾ- PAPST1, ʃdrēnl, Pl. ʃdrēnlα GETTG, ʃdrēnl n., ʃdrɛnl, Pl. ʃdrēnlα ROSSB2, ʃdrɛnl, Pl. ʃdrɛnlα emph. ʃdrɛnlα GOTTM, ʃdrēnlα, ʃdrɛnlα LUDWB, ʃdrɛnl, Pl. HÖCHS2, ʃdrɛnlα, ʃdrɛnlα HÖCHS2; somit ist **Strählein** die mit Abstand häufigste Form, **Sträh** kommt nur im Frankenwald und in Gundlitz vor, beide Formen kommen hingegen im öUG nicht vor, sondern nur jene mit -n-, **Strang** dürfte einem neueren Stratum angehören. – Siehe unter ⇒ Gebinde die Ausführungen zur Normierung der Stranglängen, wie etwa die Verwendung von **Strähnlein** (**Strennlein**) (aber nicht von **Strang**) im Spinnreglement des Markgrafentums Bayreuth von 1760/76. Bei Adelung wird **Strähne** f. als 'ein Strang gesponnenen Garnes von einer bestimmten Anzahl Fäden' erwähnt (Bd.4:420); das DWB behandelt **Strähne** und **Strähnlein** ausführlich, siehe Bd. 19: 812-13. – 2. 'die fertig gezettelte Kette vor dem ʌAufbäumen (Zettelstrang), Zopf' 139, 140 ʃdrɔŋ m., dʃɛdlʃdrɔŋ PRESS – 3. 'gedämpftes Band in der Axminsterweberei' 214 ʃdrɔŋ m., Pl. ʃdrɛŋ, descr. bɛndα^R Pl. PAPST1, ʃdrɔŋ m., ʃdrɔŋ nqkɛmqh 'den S. hinangekemmt', Dim. ʃdrɛnl, Pl. ʃdrɛŋ PAPST2 – **Docke** f. 'zusammengedrehter, verschlungener Garnstrang' siehe ⇒ **Docke**⁴ – **Strangbündel** buʃn 'Buschen' MLEUTH

Strasse 'ein ʌWebfehler' ʃdrɔus 201; ⇒ Gasse

Streh ʃdrē 121, 122 ʌStrang¹ – **Strehlein** ʃdrēlα 'ʌStrang'¹ 116, 121, 129, 177

Strehnlein, **Strähnlein** 'ʌStrang'¹ ʃdrɛnlα,

durch die Isoglosse zwischen einer Synkopierung des e-Lautes im Präfix *ge-* vor *w* und einem Erhalt des Präfixes durchzogen; entsprechend lautet das *Part.* von *wêim* stets *gəwêim* (alleinige Ausnahme: *gweim* NEUDF1) und von *wirken* stets *gwiṛgt*. • **werken** verwendet man in einem Gebiet um Hof (sog. Bayerisches Vogtland); und zwar von Leupoldgrün im Westen bis Ludwigsbrunn an der böhmischen Grenze im Osten, von Münchenreuth im Norden (einem Ort, der bis 1945 zum sächs.-vogtländischen Dialektraum gehörte) bis nach Weißenstadt an der Hauptgrenze zum Nordbairischen im Süden; z.B. *węrgŋ*, *Part.* *gweṛgd*, *iḫ* *węrg*, *dü* *węrgsd*, *eα* *węrgd*, *iα* *węrgd*, zu *wirken* im Unterschied zu *werken* 'weben': »*wiṛgŋ is ja dəs anər dsaey*« LUDWB. Im SNOB-Material ist belegt: Feilitzsch *węrgŋ* *Part.* *gəwęrgd*, *gəwēbd*, Leupoldgrün-Lipperts *węrgŋ*, *Part.* *gəwęrgd*, Konradsreuth *węrgŋ*, *Part.* *gəwęrgd*, Hallerstein *węrgŋ*, *Part.* *gweṛgd*, Weißenstadt *węrgŋ*, *Part.* *gweṛgd*, *gwebd* und Vordorfermühle (WUN) *wiṛgŋ*, *Part.* *gweṛgd*. Die eben erwähnte Synkope-Isoglosse geht somit auch durch dieses Gebiet. • **wirken** stellt das ältere Stratum im gesamten nordbairischen Gebiet dar. Anders als etwa bei zetteln-schweifen (siehe ʒschären) folgt die Grenze zu *weben* und *werken* recht genau der Hauptgrenze des Nordbairischen im UG (siehe die Karte auf S. 41), nur in Kirchenlamitz sagt man bereits *wirken* (nicht *werken*). Im sächs. Vogtland gehört Gettengrün zum *wirken*-Gebiet, während Papstleiten und wohl auch Gottmannsgrün/Böhm. Übergangsorte zum *werken*-Gebiet sind: *wiṛgŋ*, *wēm*, *wēban*, *Part.* *gwṛrgd*, *gweṛbd* GETTG, *wiṛgŋ*, *Part.* *gwṛrgd* PAPST1, *wēbm* *hd.*, *węrgŋ*, *Part.* *gəwēbd*, *gweṛgd* PAPST3, *wiṛgŋ*, *węrgŋ*, *Part.* *gwṛrgd*, *gweṛgd*, *iḫ* *wiṛg*, *dü* *wiṛgsd*, *eα* *wiṛgd*, *miα* *wiṛgŋ*, *iα* *wiṛgd* GOTTM.

Weberkamm *weibakəmlα* 221, Abb. 125 (220); **Putzkamm** *budfkhəm* *m.* NEUDF2

Weberknoten *wēbašgŋūədn*, *wēbašgŋōdn* 137, 141, Abb. 44 (141)

Webersfrau *wēibašvrā* 145

Webfehler 203–205, siehe Farbe, Gasse, Hummel, Laterne, Nest, Schützenschlag, Strasse, Überschuss, Unterschuss; vgl. ʒausnāhen, ʒtrennen

Weblade 'vor- und zurückschwingendes Teil des

Webstuhls, mit dem der ʒSchuss ʒangeschlagen wird' *wēblōn*, *wīblōdn* 143, 155, 156

Webstuhl 'Gerät zum Erzeugen von Geweben' 213, Abb. 9, 10 (110/111) und 106 (200) *wēbšdül*, *Pl.* *wēbšdīl* BISCH EPPEN GEFRE GRÜNL HÖCHS LÍBA MLEUG NEUDF PAPST PRESS RAPPR REGLO VOLLF WEIDF WITZH, mit geringen lautlichen Variationen: *wēbšdül* *Pl.* MLEUG2, *Pl.* *wēbšdīl*, *wēbšdī*¹ *rep.* -šdēj LÍBA. Diese grosse Übereinstimmung in den verschiedenen Dialektgebieten dürfte für ein moderneres Stratum sprechen, so ist auch im Frankenwald, wo der Diphthong *ei* zu erwarten wäre, *weibšdul* selten und wird nur als Nebenform genannt – als alleinige Form nur von LEHST2: *wēibšdül* *m.*; vgl. ʒWieb. • **Wieb** *n.* *wīb* *n.* im Frankenwald: GÖSME HOHBG KLEIN LANGB LEHSTI MARLEI NEUDF2, sowie im Münchberger Raum: AHORN2 FÖRST GUNDL SPARN STAMM WEIDF ZETTL mit geringen lautlichen Abweichungen; mit zwei Einschränkungen oder zusätzlichen Informationen: *wīəb* *n.*, *wēibšdül* GÖSME, »*wīb* *n.* ist der Handwebstuhl, in der Fabrik sagt man: *wēibšdül*« MARLEI, *wīb* *n.*, *wēbšdül*, *wēb* GUNDL, *wīb*, *wēibšdül* *m.* HOHBG, *wēibšdül*, *wīp*^h *n.* *emph.*, *wīb* *n.* LANGB, *wīb* *n.*, *weib-šdül*, *a* *naef* *wīb* LEHSTI, zum Plural: *wīb* *mechan.*: *wēbšdīl* *m.* FÖRST, *wīp*^h *emph.*, *wīb* LANGB, *Pl.* »*wībər* kann man nicht sagen«, *weibšdīl* LEHSTI, jedoch: *wībər* KLEIN, *hoṇdwēbšdīl*, *wībšdīl*, *wībər* GUNDL; einschränkend sind die Angaben: *wēbšdül*, selten: *wīb* *n.* WEIDF, *wīb* *sug.* »schon öfter gehört« ZETTL und *wīb-šdül*, »grossmutter [MuMu] aus Wilfersreuth sagte: *wīb*, *wīb*« GEFRE; vgl. hierzu die Wortgeografie von ʒweben, werken, wirken. • **Wiebstuhl** gehört einem älteren Stratum im Frankenwald an: »*wībšdül*, *wībšdül* sagte die Grossmutter früher, heute sagen wir *wēibšdül*« BERNs, *wēibšdül*, *wēbšdül*, *wībšdül* HAUEI, *wībšdül* MLEUG1 • **Werkstuhl** *węrgšdül*, *wīb* *n.* SCHAU, *węrgšdül* GATTDI, *węrgšdül* *m.*, auf *sug.* »die wieb«: »ist auch gesagt worden, der *wībšdül*, die alten ham es schon gesagt«, *węrgšdül* oder *dα* *wībšdül*, (*spon. im Redefluss*): *wēibšdül* LIPPSI, *węrg-šdül* LEUPG, *węrgšdül*, *węrgšdō*¹ LUDWB, *węrgšdül*, *węrgšdül* *f.* REGLO, Hallerstein: *węrgšdül* (SNOB) • **Wirkstuhl** *wiṛgšdül*, *wiṛgšdül*

GETTG, wīrkšdūl PAPST², wīrgšdūl, wīrg-
šdūl ROSSB², wīrgšdūl, *emph.* wīrgšdūl,
wīrgšdōul, *Pl.* wīrg-šdeēl »und die lud-
wigsbrunner sagen wergšdōu¹«, GOTTM,
wīrgšdūl, wēbšdūl HÖCHS², *Pl.* wīrgšdūl,
emph. wīrgšdūl HÖCHS¹ – **Webstuhlseite**
153 • **Seitenteil, Seite, Wand, Webseite, Wiebseite**
wēbšâedn *Pl.*, šâedn *Pl.* BERNS, sâedn-
dālæ *Pl.* EPPEN², wēndn *Pl.*, *Dat.Pl.* a°vn
wēndnα GETTG, wībšâedn, šâedn, *Pl.*,
šâedndālæ *sug.* GÖSME, šâedndāl, rāmæ
n. HÖCHS², šâedndālα *Pl.* LANGB, wēnd *f.*,
s līngα oder rexdα šâedndāl NEUDF²,
wēnd *f.*, *Pl.* wēndn ROSSB² – **Webstuhlstütz-**
strebe • **Steuper** šdaebæ *n.* *Pl.* HOHBG 203 •
Stützel šdīdšl BERNS 203 – **Webstuhl auf-**
stellen wīb aovšdeln, wīb aovšdeln
GÖSME, aovšdeln, *Part.* aovgšdelnd LANGB –
Webstuhl zusammenlegen • **abreissen** ôuraefn
od. naosdō, dšamleīn, *Part.* dšamgēlēg·d
GÖSME • **einlegen, einschlagen, zusammenschla-**
gen æf wīb aelīn, *Part.* aegēlēg·d LANGB,
aegēlēgq^h *Part.* VOLLE, tšamgšlōn *Part.*,
aengšlōn *teil-hd.* *Part.* BERNS, tšamgšlōn
Part. AHORN² – **Web(stuhl)breite** wībrādn
LANGB

Wechselfaden 'Fadenenden, die beim Weben mit
verschiedenen Garnen zurückbleiben und beim
↗Ausnähen entfernt werden müssen' *Pl.* wēksl-
vêidn 220 ⇨ wechseln

Wechsellade '↗Weblade mit ⇨Steigkästen zum
Weben mit mehreren ⇨Schützen' 189–190, Abb.
93 (189), 94 (189)

wechseln 'austauschen der ⇨Schützen beim We-
ben mit unterschiedlichen Garnen' wēksln 112,
186, 186–190, 204, 205 »dī ā šīdšn ḡwvān
und· dī anæ naēšdegē [die eine Schüt-
ze abfangen und die andere hineinstecken]«
GRÜNLI

Wechselrad 'Austauschzahnrad bei einem
⇨Regulator typ' wēksl rēdæ *Pl.* • **Vorschubrad**
yōæšūbrādla *Dim.Pl.* ROSSB² 200, Abb. 105
(199)

wegschneiden 'trennen, schneiden der Kette, um
das fertige Gewebe vom Webstuhl zu nehmen'
wegšnaedn 169

Weidenreblein 'Teil des Webstuhls mit ⇨Wech-
sellade' waerēblα 189

Werklade '↗Weblade' wērglōudn 155

Wieb '↗Webstuhl' wīb *n.* NEUDF² STAMM MARLE
ZETTL FÖRST GEFRE KLEIN HOHBG GUNDL AHORN²
LANGB SCHAU SPARN, wīb *n.* GÖSME – **Wieblade**
'↗Weblade' wīblōudn 153, 155 – **Wiebseite**
'↗Webstuhlseite' wībšâedn

wirken '↗weben' wīrgē 145

Wirklade '↗Weblade' wīrglōdn, wīrglōdn,
wīklōdn 155

Wirkstuhl '↗Webstuhl' wīrkšdūl 213

Wollbuzen '↗Buzen, Garnabfall' wōlbūdšn 184,
205

Wolle 'aus Tierhaarfasern (insbesondere des
Schafes *Ovis pp.*) gesponnene Garn' wōl, wōln
184

wulchern 'Wülste bilden' wūlχe *n.* 218

Wulst in der aufgebäumten Kette, Rädlein²
rādla *Dim.Pl.* ROSSB² 146 – **Wülste bilden**
wūlχe *n.* 218

Zacken dšagē, dšagē 1. '↗Zahn am Zahnrad
des ⇨Kettbaums (⇨Staffelrad)' 199 – 2. 'Zahn
am ⇨Warenbaumrad' – 3. 'Zahn an einem Rit-
zel oder am Zahnrad des ↗Regulators' 186, 199,
200 – 2. 'Zahn am ↗Wechsel- oder Vorschub-
rad' 201, Syn. ⇨Zahn⁴ – **Zackenrad** '↗Staffelrad'
tšagē rōd 199

Zählwaife dšl wāvn 119 ⇨ Waife

Zahn dšē *Pl.* dšē 1. am ↗Reihkamm 144, 148
– 2. am Regulatorzahnrad oder -ritzel 161, 200
– 3. am Staffelrad 199 – 4. am Wechsel- oder Vor-
schubrad 201; Syn. ⇨Zacken²

Zapfen dšabyn, tšabfm 1. 'Holzstifte am
↗Schränkholz' 139 – 2. 'Hebel am ↗Warenbaum-
rad' 198

Zeichen 'Markierung an der Kette' dšān, tšān
138 – ⇨Rädlein³

zeichnen (anzeichnen) 138 'Kette markieren'
tšānα, *Part.* gætšānd LEHSTI, dšānα GÖSME,
LEHSTI – ↗schmitzen

Zellwolle 192 tšēlwōln HOHBG, tšēlwōl
LÍBA, di dšēl GOTTM, dšēl LUDWB, dšēl-
wōl GETTG, GRÜNLI, GRÜNLI²

Zephir 'weiches, sehr locker gedrehtes Woll- bzw.
Kammgarn', **Zephirgarn** dšēvīgō *n.* 176 –
tšēvīr LEHST², dšēwōlīα dšēvīgō *n.*,
dšēvō, dšēvīæ, dšēvīæ šēl 'Z.schals'
GRÜNLI, tšēvīæ dīχæ 'Z.tücher' AHORI

Zepter '↗Schnellgriff' dšēb·dα 181

Zettel dšedl *m.* 1. '↗Kette, Längsfäden eines
Gewebes, Aufzug', Etym: Adelung war der Auf-

fassung, das Wort habe sich „vermittelst des gewöhnlichen Überganges der Gaumenlaute in den Zischlaut der Zettel“ (Bd.2:1560) aus Kette ergeben. An anderer Stelle wandte sich Adelung gegen die Auffassung von Johann L. Frisch und äussert diverse Vermutungen: „Man siehet leicht, daß dieses Wort mit dem vorherigen [der papiere Zettel, Anm. d. Verf.] eine bloß zufällige Ähnlichkeit des Klanges gemein hat; aber nicht so leicht ist dessen Abstammung zu bestimmen. Frischens Ableitung von Zeile, im Oberd. Zeilete, weil die Fäden des Aufzuges gleichsam aus Zeilen bestehen, ist zu gezwungen. Vielleicht ist es aus der Kette verderbt, vielleicht auch von dem Verbo 2 Zetteln in verzetteln, in kleinen Theilen verthun, abgeleitet, weil der Aufzug aus Fäden, als kleinen Theilen, bestehet, welche auf eine kleinliche Art behandelt seyn wollen“ (ADELUNG Bd.4:1695). So wird auch bei Kluge noch 1989 festgestellt: „Vielleicht zu *zet(t)en* ‘ausstreuen’, obwohl der Bedeutungszusammenhang nicht klar ist“ (S.810). Hingegen bemerkte das DWB „I-*ableitung* von *zetten* *ausbreiten* wie *stöszen* zu *stoszen*“ (GRIMM Bd.31:819) sowie Hirt: „Zettel eines Gewebes, spätmhd. *zettel* zu *zetten* ‘streuen’, ahd. *zetjan*, gr. *datéomai* ‘verteile’“ (HIRT 1968:222). Und schliesslich Trübners Dt. Wörterbuch (GÖTZE Bd.8 1957:387): „das Verb verzetteln liegt Zettel spätmhd. *zettel* ‘Längsfaden (Aufzug, Kette) eines Gewebes’ zugrunde, das zu dem schwachem Verb *zet(t)en* mhd. ahd. ‘ausstreuen’ gehört. Bis in frühneuhochdt. Zeit gilt *zetten* schriftsprachlich als ‘in kleinen Mengen austreuen, zerstreut fallen lassen’ und lebt noch in Mundarten von Kärnten bis Lothringen, von der Schweiz bis Hessen.” Demnach hätte man bei der Bedeutung von ‘ausbreiten, verteilen’ an das gleichmässige Verteilen der Kettfäden beim Aufbäumen auf der Breite des Webstuhl zu denken. Das Gleichmässige wird auch im Wort *Zettelkabis* m. betont, einem „sauerkohl, -kraut, so genannt, weil der klein geschnittene kohl in der bütte möglichst gleichmässig auseinandergelegt, *gezettelt* wird: Stalder 2, 469“ (GRIMM Bd.15:820). – 2. ‘neuer Auftrag einschliesslich des Garnmaterials’ »*dēα huld sīχ an noeα d̥sedl̥; iχ šao mīχ ūm q̄b iχ niəd an noeα d̥sedl̥ k̄rīx* ‘er holt sich einen neuen Zettel; ich schau mich um, ob ich nicht einen neuen Zettel bekomme’«

press, aussergewöhnlich ist die Verwendung des Wortes *Kette* in dieser Bedeutung durch VOLLF. – Im Elsass hat Zettel auch die Bedeutung von ‘Garnmengen, die beim Weben übrig bleiben’, also dem des ⇨Metzigs im UG (Elsäss. Wörterbuch Bd.2:916). – **Zettel halten** ‘Tätigkeit beim ⇨Aufbäumen’ 145–146 – **Zettel spulen** ‘⇨Kettspulen bespulen’ *d̥sedl̥ šbūln* 114, 121 **Zettel²** nur in der Form Schärzettel ‘Webanweisung’ *š̥ēαd̥sedl̥* VOLLF, *š̥eαd̥sedl̥* früher *muşdq̄* GÖSME. Bei Muster¹, Zettelmuster, handelt es sich um ein Papier, auf dem das Muster für den Zettel resp. das Gewebe geschrieben steht. Zur Etym. führt das DWB auf: „älter *zeddel, zedel*, kleines stück papier; mhd. *zedele, zedel* f., aus ital. *cedola*, das über mlat. *cedula* auf älteres *schedula*, das *Dim.* von lat. *scheda, scida* abgerissener streifen der papierstaude, dann von papier, zurückführt“ (GRIMM Bd.31:814). Konkreter ist Trübner: „mhd. (kurz vor 1300) *zedel(e)* ist aus mlat. *cedula* aus lat. *schedula* f. ‘Papierblättchen’ entlehnt, einer Verkleinerungsform zu lat. *scheda* aus dem griech. Wort für Splitter ...; vgl. ital. *cedola*, frz. *cédule*. Luthers Form ist *Zedel*, bis zu Goethe hält sich *Zeddel*“ (GÖTZE Bd.8 1957:386).

Zettelband 141 ‘⇨Gang, Fadenmenge von einem Mal ⇨runterzetteln’ *t̥sedl̥b̄q̄nd̄h* LANGB • **Band** *b̄q̄nd̄* 117

Zettelbaum ‘⇨Kettbaum’ *t̥sedl̥bām* 142

Zettelbrett ‘mit Lochreihen versehenes Brett zum Zetteln / Schären’ 133, Abb. 31 (133). Die verschiedenen Benennungen lauten: **Brettlein** EPPENI, GATTDI, HÖCHS2, HOHBG, SCHAU • **Schärbrett** GOTTM, MLEUG2, MÜB, REGLO • **Schweifbrett** GETTG, LÍBA, ROSSBI, ROSSB2 • **Zettelbrett** BERNs, EPPEN3, GÖSME, GRÜNLI, GUNDL, HAUEI, KLEIN, LANGB, LEHSTI, LEHST2, MLEUGI, NEUDFI, NEUDF2, PRESS, SPARN, STAMM, VOLLF, WITZH, ZETTL, SCHAU; zur Lautung im öUG: **Schweifbrett** (stets diminuiert): *šwāvbr̥edl̥* GETTG, *šwāvbr̥ēdl̥* LÍBA, *šw̥q̄evbr̥ēdl̥* ROSSBI, *šw̥q̄evbr̥ēdl̥* ROSSB2 – **Zettelbrettlöcher** müssen mit Glas oder Porzellan eingefasst sein, damit die Fäden nicht ins Holz einschneiden (niften) und verletzt werden. Sie werden bezeichnet als **Loch**, ⇨**Auge³**, **Paterlein**, **Perle**, die Komposita *Porzellanauge*, *Glasauge*, *Glasloch*, *Glaspaterlein* haben deskriptiven Charakter: *l̄q̄x Pl. l̄ēχα* GRÜNLI, *āχ, Pl. āη, gl̄ōsāη* GUNDL, *gl̄ōsāη* ‘Glasau-

gen' KLEIN, lëχla *Dim.*, spon. þëʀla *Dim.* 'Perle' LEHSTI, gl̥uʃb̥d̥ɑla LEUPG, l̥̥χla, āŋ *Pl.* MLEUGI, āx, *Pl.* āŋ, þ̥q̥ʀd̥s̥əl̥ānʰāŋ MLEUG2, »l̥eχɑ aus Holz, meistens aber gl̥̥s̥āŋ oder porzellan, also b̥d̥ɑla« MÜB, āx, *Pl.* āŋ aos gl̥̥s̥ɑs 'aus Glas' NEUDF1, āx, *Pl.* āŋ NEUDF2, āŋ *Pl.*, so blaɑ āŋ, gl̥̥s̥əb̥d̥ɑla PRESS, l̥̥χla *Pl.* SCHAU, āx, *Pl.* āŋ SPARN, b̥d̥ɑla WEIDF, b̥d̥ɑla *deskr.* ZETTL, b̥d̥ɑla, aŋ *Pl.* GETTG, aŋ *Pl.* GOTTM, b̥q̥ʀd̥s̥əl̥ā aŋ 'Porzellanaugen' LUDWB, gl̥̥uʃl̥̥χla 'Glasloch' REGLO, aox, aox, *Pl.* aŋ ROSSB2, l̥̥χla *Pl.*, þ̥ëʀla 'Perle' *Pl.* HÖCHS2.

Zettelgatter 'beim Zetteln (Schären) verwendeter, raumhoher Holzrahmen mit Querstreben für die Kettspulen' d̥s̥edl̥gɑd̥ɑ, d̥s̥edl̥gɑd̥ɑʀ • **Schweifgatter** šwāv̥gɑd̥ɑ, šwāv̥gɑd̥ɑn, šwāv̥gɑd̥ɑʀ, šwoev̥gɑd̥ɑ 132 – **Zettelgatter einsetzen** 'ZSpulen anstecken' d̥s̥edl̥gɑd̥ɑ ae-sed̥ʃn 133

Zettelkasten d̥s̥edl̥k̥h̥ɑs̥dl̥ *Dim.* ZSpulradkasten 123, 127

Zettermuster 'Webanweisung, ZMuster' d̥s̥edl̥m̥uʃd̥ɑʀ 114

zetteln, schweifen 'schären, Anfertigen der ZKette als die Gesamtheit aller für ein Gewebe vorgeschriebenen ZKettfäden' 132–142, Abb. 30 (132), 36–40 (135–37), 41 (139). Das niederdt. Wort *scheren / scheeren* wurde zum überregionalen Begriff für diesen Arbeitsschritt in der Handweberei. Selbst süddeutsche Autoren des 19. Jh. schrieben es mit -ee- (SCHAMS aus Reichenberg 1892 oder VOIGT aus Chemnitz 1882). Durch die Reform der deutschen Rechtschreibung von 1901 kam es zur Schreibung mit e (vgl. etwa Waare zu Ware), was eine ungünstige Angleichung an das starke Verb *scheren* (*Part.* geschoren) in seiner Ursprünglichen Bedeutung von 'schneiden' bedeutete. Die Schreibweise mit ä wurde im 20. Jh. von verschiedenen Autoren propagiert, die volksetymologisch argumentierten, das Wort käme von der Schar der Spulen (z.B. WAGENKNECHT 1932:280) bzw. der Schar der Fäden. Dies wird seitdem an Textilfach- und Berufsschulen gelehrt. Tatsächlich aber handelt es sich hier um das im DWB als *scheren* III. aufgeführte Verb: „Ein drittes, ebenfalls schwaches und dem nd. sprachgebiete angehöriges *scheren* bedeutet 'seile von einem ort zum andern spannen'. linen scheren, dünne seile

aufspannen. brem. wb. 4, 643" (GRIMM 14:2578). Wie unter ZSchärrahmen erwähnt, war das lange Spannen der Kettfäden im Freien die bis in rezente Zeit übliche Weise des Zettelns – was im Übrigen auch für alle nicht industriellen Länder der Erde gilt. Auch wenn *schären* heute die allein gültige Schreibweise ist, hält sich *scheren* hartnäckig (u.v.a. Treppener Wörterbuch 1970, CREAGER 1981, SIUTS 1982:164, SAUMER 1984). In der Textilfachsprache unterscheidet man heute vom Schären das Zetteln, als das Herstellen von Teilketten. – Die beiden im UG regional deutlich voneinander zu trennenden Begriffe sind **zetteln** und **schweifen**. *Zetteln* ist ostfränkisch, allemannisch (schwäbisch, schweizerisch, elsässisch usw.) sowie thüringisch und rheinfränkisch, hingegen wird *schweifen* im Bairisch-Österreichischen, in Böhmen und Siebenbürgern verwendet. Interessanterweise reicht *schweifen* im UG in den ostfränkischen Raum hinein (REGLO, LUDWB in Oberfranken, GETTG, PAPST im sächs. Vogtland) • **schweifen** šwāvn, gšwāvd, d̥s̥edl̥ gšwāvd GETTG, šwāvn PAPST2, šw̥q̥fm GOTTM, šw̥q̥ym, *Part.* gš̥w̥q̥vd LÍBA, š̥w̥q̥fn ROSSB1, *Part.* gš̥w̥q̥vd ROSSB2, für REGLO und LUDWB siehe ZSchärrahmen.

Zettelrädlein 'ZZettelstab' t̥s̥edl̥r̥ēidl̥ɑ 133

Zettelrahme f., Zettelrahmen m./n. 'ZSchärrahmen' d̥s̥edl̥r̥ōm 141 ZSchweifrahme/n

Zettelspule 'ZKettspule' Abb. 20 (124)

Zettelspulenkästlein 'ZSpulradkasten' t̥s̥edl̥š̥b̥l̥nk̥h̥eʃdl̥ 123

Zettelstab 'dünne Stäbe bzw. starke Drähte für die ZKettspulen im ZZettelgatter' d̥s̥edl̥š̥d̥ēib̥l̥ɑ *Dim.* 132 • **Zettelrädlein** t̥s̥edl̥r̥ēidl̥ɑ LANGB
Zettelstrang 'die fertig gezettelte Kette vor dem ZAufbäumen' 139, 140

Zettelverlängerung 'garnsparende Verlängerung zwischen dem Ende der ZKette und dem ZKettbaum', Zaufbäumen, Zabbäumen – **Längerschnüre** 'Verlängerung aus Schnüren und zwei Stäben' l̥̥n̥ɑʃ̥n̥ē̥i̥ɑ ROSSB2, l̥̥n̥ɑʃ̥n̥ē̥i̥ɑ GOTTM 158 • **Schnürzeug** šn̥i̥ɑd̥s̥aex̥ BERNs 158 • **Anschnürer** ȯšn̥i̥r̥ɑ GÖSME 158 – **Untertuch** 'Verlängerung aus Stoff' ȯnd̥ɑʀd̥uʃ̥ 158, Abb. 65 (158) • **Abbäumtuch** ȯub̥āmd̥uʃ̥ LEHSTI GÖSME 218

Zinnbund t̥ʃ̥i̥nb̥und 1. 'zinnener Bund der ZWebblätter' – 2. Verkürzung für 'Zinnbundblatt'

Wandern und Naturschutz. Wunsiedel.
Der Selbitzer Bockpfeifer. Beilage des Selbitzer Bürgerblattes. Selbitz

Abbildungsnachweis

Wenn nicht anders angegeben liegen die Bildrechte bei:

Fotos

Ekkehard Hübschmann: Abb. 6, 7, 12, 20, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 31, 42, 46, 47, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 58, 59b, 61, 63, 64, 65, 68, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 82a, 82b, 84, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 125, 149, 155, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 170

Archiv Ekkehard Hübschmann: Titelblatt, Abb. 11, 13, 17, 19, 124, 127, 139, 142, 143, 145, 150, 151, 152, 156, 157 – Bestand Fa. Bockmühl (E. Hohenberger, Hof): Abb. 79, 81, 110, 128, 132, 135, 138, 144, 145, 146, 148, 171

Oberfränkisches Textilmuseum, Helmbrechts, Bestand Fa. Schmutter: Abb. 29, 36, 37, 38, 39, 40, 43, 48, 49, 78, 111, 130, 131, 133, 134, 141, 169

Skizzen und Zeichnungen

Vom Verfasser angefertigt: Abb. 2, 9, 10, 15, 28, 30, 32, 33, 34, 50, 59a, 60, 69, 76, 77, 80, 85, 129, 154, 159

Alle Tabellen, Diagramme sowie die Karten 1 und 8 wurden ebenfalls vom Verfasser angefertigt.

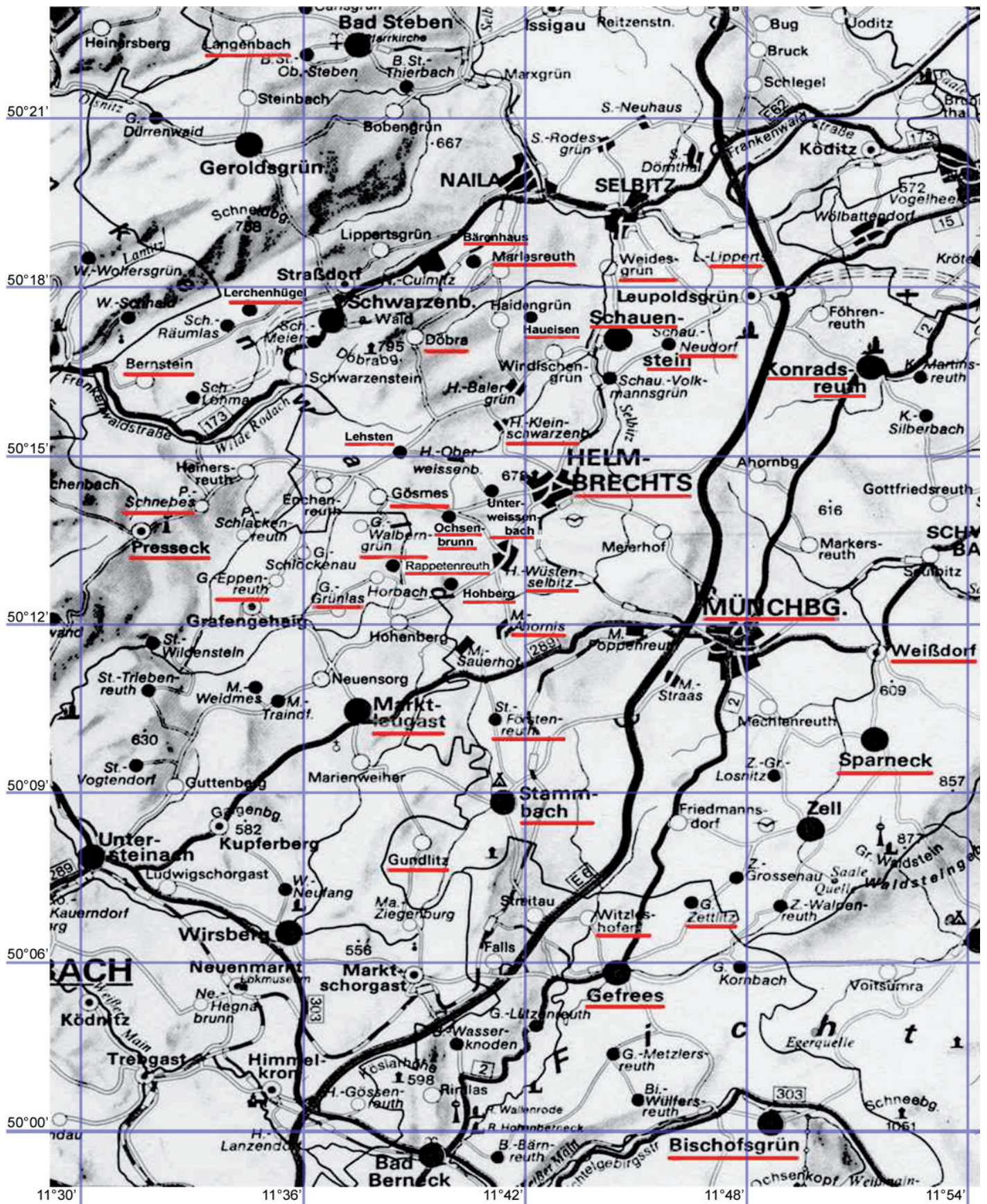
Abkürzungsverzeichnis

1.Pl	1. Person plural	korr.	korrigiert sich
1.Sg	1. Person singular	KU	Kulmbach
2.Pl	2. Person plural	LIF	Lichtenfels
2.Sg	2. Person singular	m.	maskulin
3.Sg	3. Person singular	MAK	Marktredwitz
Adj.	Adjektiv	mhd.	mittelhochdeutsch
Adv.	Adverb	MÜB	Münchberg
Akk.	Akkusativ	n.	neutrum
BT	Bayreuth	NAI	Naila
Dat.	Dativ	nhd.	neuhochdeutsch
deskr.	deskriptiv (beschreibende Nennung eines Begriffs)	Part.	Partizip
Dim.	Diminutiv	PP.	Partizip Perfekt
emph.	mit Nachdruck ausgesprochen	Pl.	Plural
f.	feminin	REH	Rehau
fl.	Gulden	RM	Reichsmark
hd.	hochdeutsch	SAN	Stadtsteinach
hg.	herausgegeben	Sg.	Singular
Hg.	Herausgeber	spon.	spontan geäußert
HO	Hof/Saale	Subst.	Substantiv
Inf.	Infinitiv	sug.	suggeriert
i.V.	in Vorbereitung	Syn.	Synonym (Heteronym)
KC	Kronach	überreg.	überregional
Konj.	Konjunktiv	UG	Untersuchungsgebiet
kr.	Kreuzer	V.	Verb
		WUN	Wunsiedel

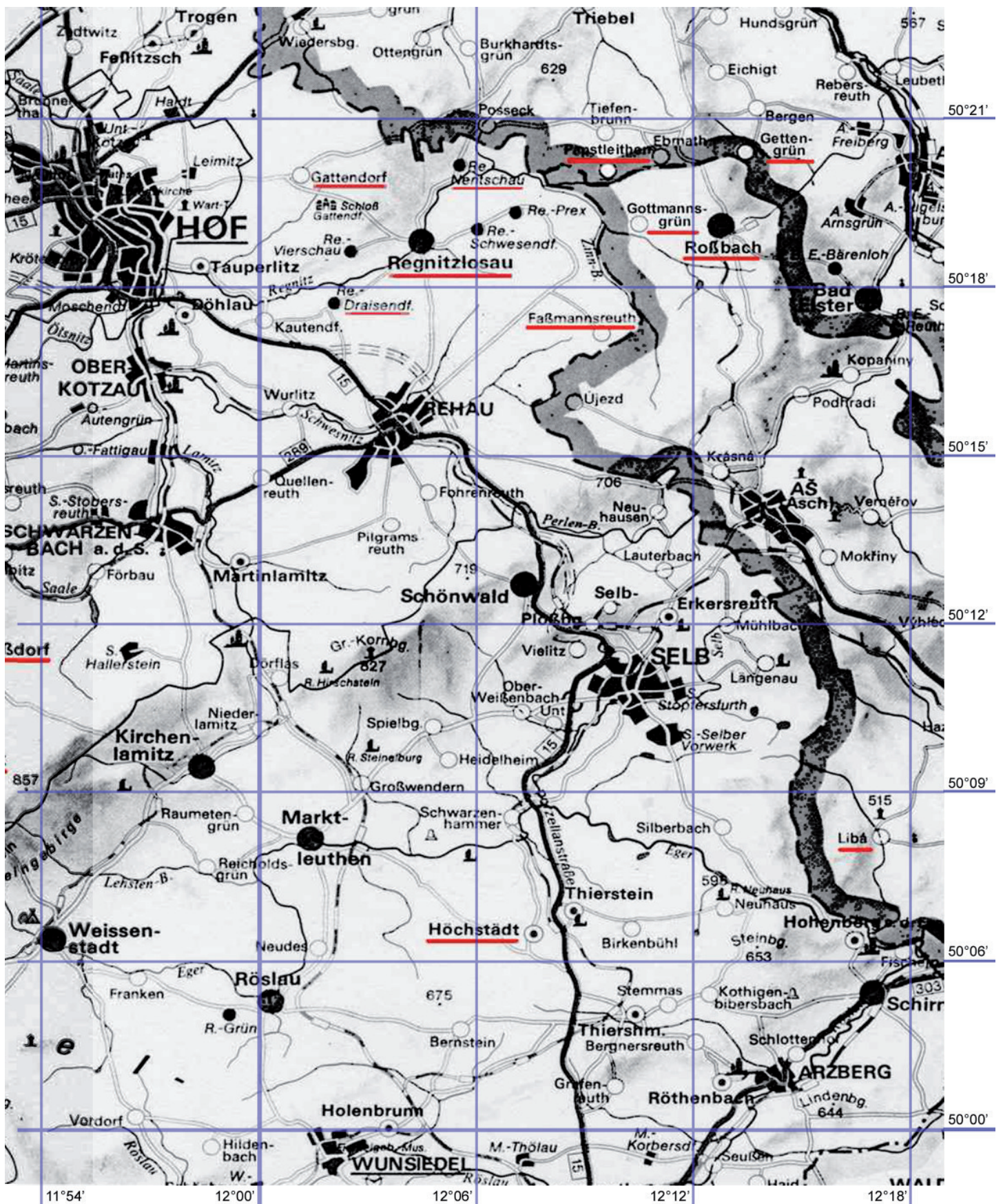
Ortsverzeichnis

In diesem Verzeichnis sind neben den Erhebungsorten einige im Text erwähnte Ortschaften aufgeführt. Erhebungsorte sind durch die Angabe der Höhenlage gekennzeichnet. Orte mit einem Asterisk liegen im Frankenwald. Über die geografische Breite und Länge sind die Orte in Karte 8 aufzufinden.

Ort	Höhenlage	nördl. Breite	östl. Länge	Ort	Höhenlage	nördl. Breite	östl. Länge
Ahornis	616-630	50° 11,7'	11° 41,7'	Marlesreuth*	600-640	50° 17,9'	11° 41,7'
Auerbach	460	50° 30,7'	12° 24,8'	Münchberg	526-560	50° 11,3'	11° 47,3'
Bad Berneck		50° 2,9'	11° 40,4'	Naila		50° 19,8'	11° 42,5'
Bärenhäuser*	607	50° 17,9'	11° 40,5'	Nentschau	522-558	50° 19,4'	12° 4,0'
Bernstein a. Wald*	530-585	50° 16,4'	11° 33,3'	Neudorf b. Schauenstein*	596-612	50° 16,7'	11° 45,9'
Bischofsgrün	601-712	50° 3,1'	11° 47,8'	Ochsenbrunn*	656	50° 14,0'	11° 39,4'
Döbra		50° 16,9'	11° 39,7'	Papstleithen	604	50° 19,2'	12° 7,5'
Draisendorf	525	50° 17,0'	12° 0,6'	Pilgramsreuth		50° 13,3'	12° 1,7'
Eppeneuth*	624-645	50° 12,6'	11° 36,1'	Presseck*	625-691	50° 13,7'	11° 33,3'
Fabmannsreuth-Ludwigsbrunn	589	50° 17,4'	12° 6,7'	Rappetenreuth*	631-674	50° 13,2'	11° 39,2'
Förstenreuth	568-606	50° 10,2'	11° 41,4'	Regnitzlosau	509-562	50° 18,1'	12° 2,9'
Gefrees		50° 5,7'	11° 44,3'	Roßbach (Hranice)	579-608	50° 18,3'	12° 10,6'
Gefrees-Grünstein	490-518	50° 5,3'	11° 43,6'	Schauenstein*	530-638	50° 16,7'	11° 44,5'
Gettengrün/Vgld.	550-589	50° 19,2'	12° 11,3'	Schloßgattendorf	522-540	50° 18,8'	12° 0,3'
Gösmes*	662-680	50° 14,2'	11° 38,7'	Schnebes*	656-678	50° 14,0'	11° 34,3'
Gottmannsgrün (Trojmezi)	602	50° 18,0'	12° 7,2'	Schwarzenstein		50° 16,4'	11° 36,6'
Grossenau		50° 7,4'	11° 47,1'	Selbitz		50° 18,9'	11° 44,9'
Grünlas*	598-605	50° 12,1'	11° 37,6'	Sparneck	540-568	50° 9,7'	11° 50,7'
Gundlitz	550-560	50° 8,2'	11° 39,6'	Stadtsteinach		50° 9,6'	11° 30,3'
Guttenberg		50° 9,3'	11° 33,9'	Stammbach	525-590	50° 8,7'	11° 41,5'
Haueisen*	577	50° 17,3'	11° 42,4'	Stockenroth		50° 9,6'	11° 49,1'
Helmbrechts*	578-670	50° 14,4'	11° 43,0'	Thierstein		50° 6,5'	12° 6,3'
Höchstädt	558-590	50° 6,0'	12° 5,2'	Thron		50° 16,3'	11° 39,8'
Hof	493-502	50° 19,3'	11° 55,0'	Treuen	450	50° 32,7'	12° 19,3'
Hohberg*	653	50° 12,3'	11° 40,0'	Unterweißenbach*	600	50° 13,8'	11° 42,3'
Kirchenlamitz		50° 9,1'	11° 57,0'	Vollauf bei Walbergrün*	551	50° 12,5'	11° 37,2'
Kleinschwarzenbach*	606-627	50° 14,8'	11° 42,3'	Walbergrün		50° 13,7'	11° 38,2'
Konradsreuth	540-570	50° 16,1'	11° 50,7'	Wartenfels		50° 12,6'	11° 29,5'
Langenbach*	599-648	50° 22,3'	11° 35,7'	Weidesgrün*	516-531	50° 18,0'	11° 44,3'
Lehsten*	668-682	50° 14,9'	11° 39,3'	Weißdorf	517-540	50° 11,1'	11° 50,9'
Lerchenhügel*	609-634	50° 17,6'	11° 36,1'	Weißbach		50° 7,2'	11° 37,8'
Leupoldsgrün-Lipperts	609-622	50° 17,8'	11° 47,9'	Weißensstadt		50° 6,1'	11° 53,1'
Liebenstein (Liba)	506-548	50° 7,6'	12° 14,0'	Witzleshofen	497-509	50° 6,7'	11° 43,6'
Mähring (Újezd)		50° 15,1'	12° 7,3'	Wüstenselbitz*	612-621	50° 13,0'	11° 41,7'
Marienweiher		50° 9,5'	11° 38,2'	Zell		50° 7,9'	11° 49,4'
Marktleugast*	530-570	50° 10,3'	11° 38,0'	Zettlitz (b. Gefrees)	535	50° 6,9'	11° 46,2'



Karte des Untersuchungsgebietes



Rot unterstrichen sind die Erhebungsorte

Übersicht über das Transkriptionssystem

Vokale			Konsonanten	
		wie in:		
a	a	B <u>a</u> ch	ɓ	b in Richtung w
α	a unbetont, kurz		b	sanftes b/p
e	e	B <u>e</u> tt	d	sanftes d/t
ɐ, ɐ̯	ä		f	starkes f
ë	e in Richtung ö		ɡ	sanftes g/k
ə	e unbetont, kurz	ma <u>ch</u> e	j	j
i	i	b <u>i</u> tte	k	starkes g/k
ï	i in Richtung ü		l	l am Zahndamm gebildet
ɔ	offenes o		ɭ	l dental gebildet
ɔ̣	geschlossenes o	K <u>o</u> pf	m	m
ö	ö		n	n
u	u		ŋ	ng-Laut
ü	ü		p	starkes b/p
ae	ai, ei	Kaiser, Ei	ʀ	Gaumensegel-r
ao	au	Maul	r	Zungenspitzen-r
oe	äu, eu	Mäuler	ɾ	Zungenspitzen-r einmal geschlagen
			s	s sanft, stimmlos
			ʃ	s fortis, stimmlos
			š	sch-Laut sanft
			ʃ̣	sch-Laut stark
			t	starkes d/t
			v	sanftes f
			ɰ	w in Richtung b
			x	ach-Laut
			χ	ich-Laut